Heft 1, März 2019 / 99. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Michael Kohler
Eisenbahnstraße 43
76344 Eggenstein
Tel. (07 21) 47 04 93 52
E-Mail: michael.kohler@kohler-media.com

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
  BIC: PBNKDEFF
- Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau
  IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01
  BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Unterwerkstraße 5
79115 Freiburg i. Br.
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 37,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung von bis zu 2 Heften für Mitglieder 8 €. Weitere Exemplare zum Einzelverkaufspreis erhältlich.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Umschlagbild: Alfred Rupp
500 Jahre Hockenheimer Baugeschichte auf einen Blick, von rechts nach links die barocke Zehntscheune aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, an den neuen Platz versetzt im Jahr 2010, die Rückseite der im Weinbrennerstil errichteten alten Kirche St. Georg aus dem Jahr 1819, den gotischen Kirchturm der früheren Kirche aus dem Jahr 1490 und die katholische Jugendstilkirche St. Georg aus dem Jahr 1911.

Inhalt

EDITORIAL

Editorial
Sven von Ungern-Sternberg 4

Zu diesem Heft
Michael Kohler 5

AUFSÄTZE SCHWERPUNKT 1250 JAHRE HOCKENHEIM

Grußwort des Oberbürgermeisters Dieter Gummer
Dieter Gummer 6

Die Frühgeschichte Hockenheims
Alfred Rupp 7

Der Dreißigjährige Krieg an der unteren Kraich
Alfred Rupp 11

Der Jugendstil in Hockenheim
Alfred Rupp 15

Die Geschichte der NS-Zeit in Hockenheim
Felicitas Offenloch-Brandenburger / Klaus Brandenburger 21

Die Geschichte des Tabakanbaus in Hockenheim
Franz Anton Bankuti 42

Die Geschichte der Stadtwerke Hockenheim
Erhard Metzler 53

Hockenheim – von der Gemeinde zur Großen Kreisstadt
Christian Stalf 62

Tourismus in Hockenheim
Judith Böseke 72

Der Insultheimer Hof
Sybille und Uwe Heidenreich 86

Der Kraichbach auf Hockenheimer Gemarkung
Uwe Heidenreich / Erich Losert 99

Der Hockenheimer Rheinbogen
Uwe Heidenreich 108

Der Hockenheimring Baden-Württemberg
Vom Waldweg zur Multifunktionsarena 122

Friedrich Engelhorn – Gründer der BASF und seine Hockenheimer Abstammung
Vortrag von Josef Diller am 13.11. 2018, Stadthalle Hockenheim (Auszug)
Josef Diller 137

AUFSÄTZE

Zur Definition der Regionalsprache des Elsass
Eine Frage der historischen und kulturellen Identität
Pierre Klein 141

Der Rückschritt
Hans Herkommer und sein Kirchenbau in Mosbach
Johannes Werner 149

STANDPUNKT oder Geschichtsrevision?
Eine Entgegnung auf Hans-Otto Brinkkötter
Ulrich Nieß 155

Internationale Modellregion für nachhaltige Entwicklung
Das UNESCO-Biosphärengebiet Schwarzwald
Heike Spannagel 164

AUS DEM LANDESVEREIN

Abschied von Heinrich Hauß als Chefredakteur
Sven von Ungern-Sternberg 171

Heinrich Hauß zur Ehrung und zum Abschied am 25. Januar 2019
Paul-Ludwig Weinacht 172

PERSONALIA

Die Badische Heimat trauert um Erich Birkle
Sven von Ungern-Sternberg 179

DENKMALSCHUTZ

Die ehemalige »Erlöserkirche« in Menzenschwand (Landkreis Waldshut)
Stephanie Zumbrinck 180

JAHRESRÜCKBLICKE

Regionalgruppe Karlsruhe 182
Regionalgruppe Freiburg 183
Regionalgruppe Mannheim 184
Regionalgruppe Lörrach 187
Regionalgruppe Schwetzingen 187
Regionalgruppe Rastatt 189

Erinnerung an die
Erhöhung des Mitgliedbeitrages

Einzelmitglieder: € 37,–
Familienmitgliedschaft: € 42,–

Bitte ändern Sie Ihren Dauerauftrag! Auch die selbstzahlenden Mitglieder sollten bitte bei der Überweisung des Mitgliedsbeitrages den neuen Betrag berücksichtigen.

Bankverbindungen des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe
IBAN DE33 6601 0075 0016 4687 51

Sparkasse Freiburg–nördlicher Breisgau
DE 48 6805 0101 0002 0032 01

Vielen Dank für die Beachtung! Das erspart dem Landesverein viel Arbeit und auch Kosten.

Editorial

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freunde der Badischen Heimat!

Das vorliegende Heft ist dem Jubiläum »1250 Jahre Hockenheim« gewidmet. Ich danke allen, die daran mitgewirkt haben, zum einen der Stadt Hockenheim, allen voran Oberbürgermeister Dieter Gummer, allen Autoren, ganz besonders aber Volker Kronemayer und Walter Zimmermann, dem Vorsitzenden des Heimatvereins Hockenheim, die beide die Arbeiten für dieses Heft koordiniert haben.

Das erste Heft im Jahr 2019 ist nach mehr als drei Jahrzehnten das erste, das nicht mehr in der redaktionellen Verantwortung unseres Ehrenmitglieds Heinrich Hauß entstanden ist. Wir haben daher der »Ära Hauß« einen besonderen Platz im Heft eingeräumt.

Die Arbeiten am Haus der Badischen Heimat sind bis auf die Außenanlage abgeschlossen. Am 1. Juni werden wir daher einen »Tag der offenen Tür« und ein Sommerfest veranstalten – alle Mitglieder und Freunde sind dazu herzlich eingeladen. Bitte melden Sie sich, wenn möglich, vorher bei Frau Koehler auf der Geschäftsstelle an.

Dann ist es eine traurige Pflicht, Ihnen den Tod von Erich Birkle mitzuteilen. Ich verweise an dieser Stelle auf meinen Nachruf im Heft.

Und schließlich möchte ich sie darum bitten, wenn noch nicht erfolgt, an die Erhöhung des Mitgliedsbeitrages von € 37,– auf € 42,– zu denken. Leider hat nur eine geringe Zahl von selbstzahlenden Mitgliedern den Dauerauftrag entsprechend geändert. Dadurch entstehen im Verein viel Mehrarbeit und Mehrkosten, um die betroffenen Personen anzuschreiben. Vielen Dank im Voraus!

Und nun wünsche ich Ihnen eine interessante Lektüre und Freude an unserem Hockenheim-Heft.

Ihr
Sven von Ungern-Sternberg

Zu diesem Heft

Vor 1250 Jahren wurde Hockenheim erstmals erwähnt. Der Lorscher Codex verzeichnet eine Schenkungsurkunde aus dem Jahre 769, in der ein Ort mit Namen »Ochinheim« an das Kloster Lorsch überging. Aus »Ochinheim« wurde dann im Laufe der Zeit das uns heute bekannte Hockenheim, das mit seinen 21 700 Einwohnern im Herzen der Kurpfalz liegt, die, wie im Reichsdeputationshauptschluss 1803 festgelegt, 1806 zum Teil im Großherzogtum Baden aufging.

Die Beiträge zum Schwerpunktthema »1250 Jahre Hockenheim« beleuchten verschiedene Aspekte der Stadtgeschichte, behandeln aber auch zentrale Themen wie den Tabakanbau in Hockenheim und der Region, den Tourismus, die Geschichte des Hockenheimrings und die Geschichte des Kraichbaches, der die Stadt bis heute prägt. Die Redaktion dankt Herrn Dr. Volker Kronemayer für die Vermittlung der Aufsätze zum Thema »1250 Jahre Hockenheim«.

Besonders hinweisen möchte ich an dieser Stelle auf einen Text von Herrn Dr. Nieß, der als Leiter des Marchivum ausführlich Stellung bezieht zu einem Text von Dr. Hans-Otto Brinkkötter über die STADTPUNKTE-Tafeln in Mannheim, der in Heft 4/2018 erschienen ist. Die Redaktion freut sich immer darüber, wenn die Beiträge, die wir in unserer Zeitschrift veröffentlichen, von unseren Leserinnen und Lesern kritisch rezipiert werden. Sehr gerne geben wir inhaltlich fundierten Diskussionen eine Plattform und freuen uns über rege Beteiligung am fachlichen Austausch.

Nach über 30 Jahren geht für die Badische Heimat eine Ära zu Ende. Heinrich Hauß, der die inhaltliche Ausrichtung der Zeitschrift über die letzten Jahrzehnte hinweg maßgeblich prägte, hat die redaktionelle Verantwortung nun weitergegeben. Ich möchte ihm an dieser Stelle im Namen der gesamten Redaktion für sein Engagement herzlich danken! Er hat die Badische Heimat zu dem gemacht, was sie ist: eine Vierteljahresschrift, die einen hervorragen Ruf genießt – sowohl bei unseren Mitgliedern, als auch weit darüber hinaus bei allen, die sich für badische Geschichte, Kultur und Landeskunde interessieren.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen
Michael Kohler, Chefredakteur

Grußwort des Oberbürgermeisters Dieter Gummer

Liebe Leserinnen und Leser!

»Wer seine Geschichte nicht erzählen kann, existiert nicht.« Mit diesen Worten beschreibt der britische Schriftsteller Sir Ahmed Salman Rushdie die Bedeutung der Geschichte. Die eigene Historie ist sehr wichtig für die Identität und Brauchtumspflege. Damit teilen wir anderen mit, wer wir sind und wofür wir stehen. Die Antwort darauf fällt nicht leicht. Das ist vor allem der Fall, wenn ein Gemeinwesen wie Ochinheim bzw. Hockenheim seine 1250-jährige Erwähnung im Lorscher Codex feiert. Die Geschichte, die wir in unserem Fall zu erzählen haben, ist genauso vielfältig wie unsere Identität.

Die Publikation des Landesvereins Badische Heimat e. V., die Sie in Ihren Händen halten, ist bei diesem Vorhaben ein unerlässlicher Wegweiser. Sie ist ein Kaleidoskop der Geschichte, Identitäten und Ereignisse in der Entwicklung unserer Stadt. Sie blickt zurück auf die Ursprünge Ochinheims und spannt den Bogen bis zu den Herausforderungen unserer Zeit. Sie zeigt, mit welchem Gemeinsinn und Einsatz die Bürgerinnen und Bürger unsere Große Kreisstadt Hockenheim bis heute mitgestaltet haben. Darüber hinaus ist sie eine Quelle von (verborgenem) Wissen, aber auch eine Inspiration für unsere Zukunft.

Die vorliegende Sonderveröffentlichung wäre ohne das tatkräftige Mitwirken des Landesvereins Badische Heimat e. V. und aller Autorinnen und Autoren nicht möglich. Sie steht in der Tradition des Vereins: Er widmet sich seit über 100 Jahren der Bewahrung und Erhaltung des heimatlichen Kulturguts, dem Umwelt-, Natur-, Landschafts- und Denkmalschutz sowie der Pflege des Geschichtsbewusstseins und der Landeskunde in Baden. Dafür ist die Publikation ein wichtiger Baustein aus der Perspektive Ochinheims bzw. Hockenheims. Dafür möchte ich mich bei allen Mitwirkenden herzlich bedanken!

Die Geschichte ist kein starres Phänomen. Sie ist eine fließende Gestaltung Hockenheims. Dafür benötigen wir Erzählungen, um auch in Zukunft zu existieren. Daher wünsche ich Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, eine spannende Lektüre der vorliegenden Publikation. Auf diesem Weg erfahren Sie mehr über Ochinheim bzw. Hockenheim und haben neue Geschichten, die Sie über uns erzählen können. Viel Spaß dabei!

Ihr Dieter Gummer, Oberbürgermeister

Die Frühgeschichte Hockenheims

Alfred Rupp

Das Alter einer Stadt wird in der Regel bestimmt anhand urkundlicher Zeugnisse. Im Fall Hockenheims ist dies die erste nachweisliche Erwähnung im Lorscher Codex im Jahr 769.

Archäologische Funde aus der Jungsteinzeit, der Bronzezeit, der Eisenzeit, der Zeit der Kelten, der Römer, der Alamannen und der Franken, lassen auf eine viel ältere Besiedlung des Raums Hockenheim schließen.

Hockenheim feiert in diesem Jahr das 1250-jährige Jubiläum seiner ersten urkundlichen Erwähnung im Lorscher Codex als »Ochinheim«. Ein Ratbert schenkte dem Kloster Lorsch unter anderem seinen Besitz in »Ochinheim«.

Beurkundet wird diese Schenkung mit »… Geschehen im Kloster Lorsch an einem Tag des Monats August im ersten Jahr des Königs Karl«.[1] Da Karl am 9. Oktober 768 n. Chr. König wurde, erfolgte die Schenkung im August 769 n. Chr. Seit wann aber ist der Raum Hockenheim besiedelt?

Die Besiedlung Hockenheims verlief entlang der östlichen Bruchkante zum Kraichbach auf der Niederterrasse mit ihren aufgeschütteten Kies- und Sandplatten.[2] Auffallend ist, dass die Hockenheimer archäologischen Funde zumeist östlich des Kraichbachs auf der Niederterrasse geborgen werden konnten. Im Gewann »Hochstetten«, besser bekannt als Kiesgrube von Ludwig Fleck, konnte man besonders viele Funde zutage fördern, nicht zuletzt deshalb, weil Ludwig Fleck nicht mit Maschinen, sondern mit der Schaufel den Kies abgebaut hat. Hier hat sich Carl Metz, Feldhüter bei der Stadt Hockenheim, große Verdienste erworben beim Bergen der Funde.

Hockenheim liegt auf dem Schutt der Ränder des Rheingrabens und auf Sedimenten, in die sich der Rhein eingegraben hat, denn vor 50 Millionen Jahren, im Tertiär, erfolgte der Rheingrabenbruch.[3]

Der Kinzig-Murg-Fluss mündete bei Hockenheim in den Rhein.

Bereits vor 7000 bis 6000 Jahren verlandete dieser Fluss. Aus dieser Zeit blieb nur die Kraich im alten Flussbett, so beschreibt es Ernst Brauch in seinem Buch »Hockenheim – Stadt im Auf- und Umbruch«.[4] Somit liegt Hockenheim auf den Geröllmassen des Kinzig-Murg-Flusses.

Die Funde der kleinen archäologischen Sammlung im Hockenheimer Tabakmuseum weisen bis in die Jungsteinzeit und in die Bandkeramische Kultur 5000 bis 4000 v. Chr. zurück. Dies ist auch die Zeit der Sesshaftwerdung. Aus dieser Zeit wurden ein Stein-

Ein geschliffenes Beil aus Felsgestein

Ein Glockenbecher

beil, ein Bodensatzgefäß und ein geschliffenes Beil aus Felsgestein gefunden.

Die Glockenbecherzeit 2600 bis 2000 v. Chr. ist mit einer Schale aus Ton und einem Glockenbecher belegt, die Hockergräbern beigelegt waren.

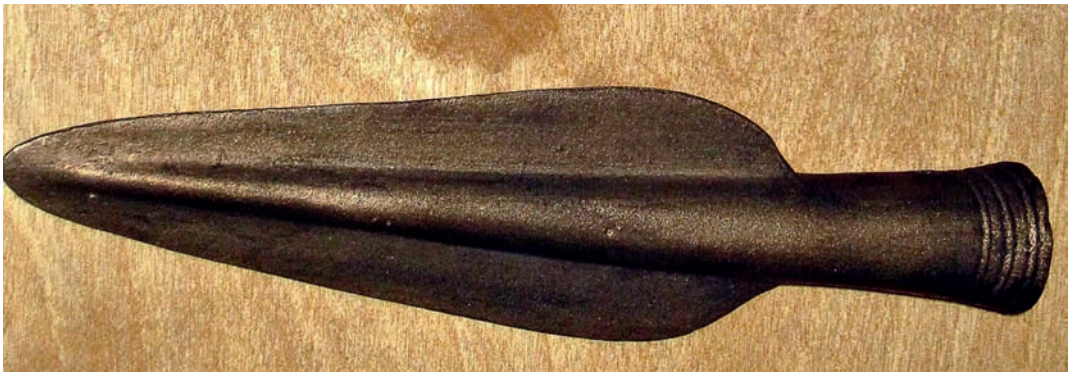
Aus der folgenden Bronzezeit, die von 2200 bis 800 v. Chr. dauerte, finden wir im Museum ein Randleistenbeil, ein Bronzeschälchen und eine Radnadel aus Bronze.

Die Urnenfelderzeit von 1300 bis 800 v. Chr., die in die Bronzezeit fiel, ist mit einem breiten Kegelhalstongefäß und mit einer bronzenen Lanzenspitze belegt.

Zur jüngeren Eisenzeit, die um 1000 v. Chr. begann, gehören die La-Tène-Kultur sowie die Hallstatt-Kultur. Die Kelten sind bei uns im 5. Jahrhundert v. Chr. nachgewiesen. Aus dieser Zeit gibt es einen Krug und einen Bronzering. Eine Spinnwirtel aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. verweist auf die Anwesenheit der Kelten.

In der Zeit nach Christi Geburt haben die RÖMER im wörtlichen Sinn ihren Stempelabdruck hinterlassen. Der Fund eines Ziegelsteins mit dem Stempeleindruck der »Legio XIIII (quarta decima) Gemina Martia Victrix«, die in den Jahren 71 bis 92 n. Chr. in Mainz stationiert war, verweist auf die Anwe-

Eine Radnadel aus Bronze



Eine bronzene Lanzenspitze

senheit der Römer in unserem Raum. Die Zeit der Römer dauerte hier etwa 200 Jahre.

Weitere Funde aus der Römerzeit sind: ein Gefäßboden, ein Urnendeckel, ein Krüglein aus *terra sigilata*, eine Bernsteinperle und eine Gewandnadel.

Bereits nach 260 n. Chr. gab es massive Germaneneinfälle in das Römische Reich. Mit dem Alamanneneinfall endete die Spätantike, und es begann das Mittelalter.

Die Alamannen hinterließen bei uns ihre Visitenkarte. Dies belegen Funde, die wir im Tabakmuseum präsentieren. Aus der alamannischen Zeit stammen ein Bronzebecken, ein Krug aus *terra nigra*, eine Tonflasche und ein Krug aus *terra sigilata*.

Mit dem Sieg Chlodwigs im Jahr 496 n. Chr. über die Alamannen drangen die Franken in Gestalt der Merowinger in unseren Raum und brachten das Christentum.

Aus dieser Zeit haben wir bei uns in der archäologischen Sammlung des Tabakmuseums eine eiserne Lanzenspitze, einen eisernen Sax, ein germanisches Kurzschwert, man

Eine Spinnwirtel

Ein Ziegelstein mit dem Stempeleindruck der »Legio XIIII Gemina Martia Victrix«

Ein Schildbuckel

Ein Bronzekreuz (alle Fotos: Alfred Rupp)

könnte ihn auch als Messer bezeichnen, eine bronzene Riemenzunge, einen Knickwandtopf aus Ton, eine Röhrenausgusskanne aus Ton, einen scheibengedrehten Krug aus Ton und einen Schildbuckel. Er ist eine Grabbeilage für einen fränkischen Krieger. Wir dürfen hier den Fund in das 5. bis 8. Jahrhundert n. Chr. datieren, also in die Merowingerzeit.

Ein Bronzekreuz aus dieser Zeit ist der erste Hinweis auf die Christianisierung des Raums Hockenheim.

Die eingangs erwähnte erste urkundliche Erwähnung Hockenheims im Lorscher Codex im Jahre 769 n. Chr. fällt in die Karolingerzeit.

Anmerkungen

1 Karl Josef Minst, Lorscher Codex, Deutsch, Band IV, Lorsch 1970, S. 156.
2 Friedrich Huttenlocher, Baden-Württemberg, Kleine geographische Landeskunde, Karlsruher 1962, S. 15.
3 a. a. O. S. 13.
4 Ernst Brauch, Hockenheim – Stadt im Auf- und Umbruch, Selbstverlag des Verfassers, 1965, S. 23.

Anschrift des Autors:
Alfred Rupp
Continentalstraße 28
68766 Hockenheim

Der Dreißigjährige Krieg an der unteren Kraich

Alfred Rupp

Mit der Annahme der böhmischen Königswürde durch Kurfürst Friedrich V. im Jahr 1619, bekannt geworden als der Winterkönig, trat die Kurpfalz in den Dunstkreis des Dreißigjährigen Krieges.

Die Kurpfalz, das Bistum Speyer und Kurmainz wurden immer wieder durch Kriegshandlungen beeinträchtigt. Von großen Schlachten an der unteren Kraich wird nicht berichtet. Es sind aber Kriegshandlungen wie Durchmärsche von Truppen und Brandschatzungen, die die Bevölkerung und das Land an der unteren Kraich verelenden ließen.

Am 23. Mai 1618 kam es zum Fenstersturz von Prag. Damit begann der Dreißigjährige Krieg, in dem Deutschland zum Tummelplatz fremder Heere mit all seinen Schrecken geworden ist.

Die Geschichtsbücher über den Dreißigjährigen Krieg berichten von größeren Schlachten auch in der Kurpfalz und den angrenzenden Gebieten. Denn mit der Annahme der böhmischen Königswürde durch Kurfürst Friedrich V. im Jahr 1619, bekannt geworden als der Winterkönig, trat die Kurpfalz in den Dunstkreis des Dreißigjährigen Krieges, der von 1618 bis 1648 dauerte.

So kam es immer wieder zu Kriegshandlungen, die die Kurpfalz, das Bistum Speyer und Kurmainz beeinträchtigten. Heidelberg (1622), Mingolsheim (1622), Wimpfen (1622), Wiesloch (1632) und Philippsburg (1635) waren in diesem Krieg heiß umkämpft.

Die Kontrahenten waren Pfalzgraf Friedrich, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Graf von Mansfeld auf der Seite der Protestanten und Graf Tilly von der Katholischen Liga.

Der Kraichbach entspringt am Westrand des Strombergs bei Sternenfels und mündet nach 55 Kilometern bei Ketsch in den Rhein.

Von großen Schlachten an der unteren Kraich wird nicht berichtet. Dennoch seien Kriegshandlungen nachgewiesen, die die Dörfer stark in Mitleidenschaft gezogen hätten.

Die ständigen Durchmärsche von Truppen aller Länder hätten Brandschatzungen in Hülle und Fülle verursacht. Die Felder seien unbebaut liegengeblieben und es sei höchster Mangel an allen Lebensmitteln entstanden. Die Kurpfalz sei im Jahr 1648 in einem jammervollen Zustand gewesen. So berichtet Eugen Seyfried in seiner »Heimatgeschichte des Bezirks Schwetzingen«.[1]

Im Heimatbuch »St. Leon-Rot – Damals und heute« wird berichtet, dass im Dreißigjährigen Krieg an einem Sonntag während des Gottesdienstes die Schweden in St. Leon eingefallen seien und die aus der Kirche drängenden Menschen erbarmungslos niedergemacht hätten. Von Rot wird erzählt, dass am Ende des Krieges nur acht Bürger von siebzig und zwanzig Häuser von sechzig übriggeblieben seien.[2]

Kriegskarte von 1620 (Wiesloch und Rotenberg brennen).
Kartenarchiv der Gemeinde Reilingen (Repro: Alfred Rupp)

Hermann Krämer schreibt in seiner »Geschichte von Reilingen und Wersau«, dass das Schloss Wersau von den Mansfeldschen Truppen und denen des Markgrafen von Baden in Schutt und Asche gelegt worden sei.[3]

In einem bischöflich speyrischen Bericht aus dem Jahr 1623 heißt es, dass die Flecken »Hockenheim und Reilingen … bei Fehden des Pfalzgrafen Friedrich … fast gar in Asche gelegt und auf den Nagel geplündert« worden seien.[4]

In Reilingen habe der Krieg verödete, verwilderte Flur und eingeäscherte Häuser hinterlassen, dem wie ein Schreckgespenst Hunger und Pest folgten, so Eugen Seyfried.[5]

Über Hockenheim berichtet Eugen Seyfried, dass der obere Freihof »während des Dreißigjährigen Krieges öde und wüst gelegen und die Hofstatt niedergebrannt worden« sei. 1644 sei Hockenheim ein Raub der Flammen geworden, dabei sei auch die Untere Mühle mit ihren Wirtschaftsgebäuden bis auf die Grundmauern abgebrannt. Die früheren Besitzer und Erbberechtigten seien »während des Großen Krieges getötet oder vertrieben worden und die wenigen Einheimischen zu sehr verarmt, um einen derartigen Mühlenbetrieb wieder einrichten zu können«.[6]

Ernst Brauch schreibt in seinem Buch »Hockenheim – Stadt im Auf- und Umbruch«: »Die harte Faust des Krieges traf Hockenheim am stärksten kurz vor seinem Ende. Was die Kaiserlichen und Schweden in früheren Feldzügen verschont hatten oder wiederaufgebaut worden war, wurde ein Opfer der Beutegier

Die Mittlere Mühle von 1387 wurde im Krieg nicht zerstört. Sie wurde 1964 abgetragen. (Foto: Eduard Cermak)

französischer Söldner … und ein Raub der Flammen.«[7]

Nach dem Krieg sei dem Kurfürsten berichtet worden, dass von Hockenheim nur der zehnte Teil der Einwohnerschaft überlebt habe. Die Felder würden wüst und unbebaut liegen und von Dornen überwuchert. »Es fehle an Geschirr, Vieh, Arbeitskraft und allem Nötigen, um das wirtschaftliche und kulturelle Leben wieder in Gang zu bringen.«[8]

Das Hochstift Speyer hat unter den Kriegshandlungen besonders gelitten. Eugen Seyfried schreibt, dass die meisten Dörfer des Hochstifts, darunter auch Ketsch, durch die Anhänger des Kurfürsten und insbesondere durch die zügellosen Truppen des Ernst von Mansfeld unermesslichen Schaden erlitten hätten.[9]

Der gotische Turm der katholischen Kirche von 1490 steht noch heute. (Stadtarchiv Hockenheim)

Eine Folge dieser Auseinandersetzungen sei gewesen, dass es nach dem Krieg an Menschen gemangelt habe.[10] Der Boden habe nicht mehr bewirtschaftet werden können und sei so verwahrlost. Darüber hinaus sei durch

Franzosen und Schweden der Bevölkerung stark zugesetzt worden.[11]

Auch berichtet er, dass spanische Truppen aus Italien kommend, das Dorf Ketsch passiert hätten.[12] Truppen von Tilly und Wallenstein hätten in Ketsch Quartier genommen, um von hier aus in den umliegenden Gemeinden einzufallen.[13]

Robert Fuchs berichtet in seiner »Heimatchronik der Gemeinde Ketsch« vom »Schwedentrunk«, einer besonders grässlichen Quälerei, denn den Menschen sei heiße Jauche eingeflößt worden.[14]

Seit dem 16. Jahrhundert gehörte das Dorf Insultheim dem Domkapitel zu Speyer.[15] Der Dreißigjährige Krieg hätte das Dorf ganz entvölkert, so dass es danach nur noch als Hof weiterbestanden habe, der zu Ketsch gehörte.[16]

Für die herzoglich-württembergische Exklave Lußheim bedeuteten die französisch-schwedischen Auseinandersetzungen in den Jahren 1630 bis 1635 einen Wechsel zwischen Besetzung und Zerstörung. Lußheim sei immer wieder Durchmarschgebiet fremder Truppen gewesen, heißt es im Buch »1050 Jahre Altlußheim«.[17]

Der Dreißigjährige Krieg hatte über die Bevölkerung und das Land an der unteren Kraich großes Elend gebracht.

Anmerkungen

1 Eugen Seyfried, Heimatgeschichte des Bezirks Schwetzingen, Selbstverlag des Verfassers, 1925, S. 98.
2 St. Leon-Rot, Damals und heute, Herausgegeben von der Gemeinde St. Leon-Rot 1984, S. 54–55.
3 Hermann Kraemer, Geschichte von Reilingen und Wersau, Selbstverlag des Verfassers, Reilingen 1912, S. 15.
4 a. a. O., S. 44.
5 Eugen Seyfried, Heimatgeschichte des Bezirks Schwetzingen, Selbstverlag des Verfassers, 1925, S. 275.
6 a. a. O., S. 229.
7 a. a. O., S. 246.
8 Ernst Brauch, Hockenheim – Stadt im Auf- und Umbruch, Selbstverlag des Verfassers, 1965, S. 243–244.
9 Eugen Seyfried, Heimatgeschichte des Bezirks Schwetzingen, Selbstverlag des Verfassers, 1925, S. 98.
10 a. a. O., S. 99.
11 a. a. O., S. 316.
12 a. a. O., S. 313.
13 a. a. O., S. 316.
14 Robert Fuchs, Heimatchronik der Gemeinde Ketsch, 1990, S. 71–72.
15 Ernst Brauch, Hockenheim – Stadt im Auf- und Umbruch, Selbstverlag des Verfassers, 1965, S. 299.
16 Eugen Seyfried, Heimatgeschichte des Bezirks Schwetzingen, Selbstverlag des Verfassers, 1925, S. 309.
17 946–1996 – 1050 Jahre Altlußheim, 1996, S. 24.

Anschrift des Autors:
Alfred Rupp
Continentalstraße 28
68766 Hockenheim

Der Jugendstil in Hockenheim

Alfred Rupp

In Hockenheim haben wir ein Jugendstilkleinod. In der Mitte der Stadt findet sich ein Jugendstilensemble, das seinesgleichen sucht, zumal in einer Kleinstadt.

Die Bauleistung zu Beginn des 20. Jahrhunderts lässt auf eine gewaltige Aufbruchsstimmung schließen, auch abseits der großen Zentren.

Das Hockenheimer Jugendstilensemble konzentriert sich zwischen katholischer Kirche und der ehemaligen Zigarrenfabrik GEG mit der Pestalozzi-Schule, der evangelischen Kirche und dem evangelischen Pfarrhaus. Neben Wohngebäuden in der Karlsruher Straße ist der Wasserturm im Westen der Stadt, der zum Hockenheimer Wahrzeichen geworden ist, ein Zeugnis für technische Denkmale im Jugendstil.

»Es ist die Idee der Schönheit – genauer: eines Lebens in Schönheit und auch der Schönheit des Lebens schlechthin –, was den Zauber, was das Ärgernis, was das Rätsel des Jugendstils ausmacht … Schönheit ist das Leitmotiv.« Diese Sätze schrieb der Heidelberger Soziologe Dolf Sternberger über den Jugendstil.[1] »Edle Einfalt, stille Größe« (Winckelmann)[2] war die Maxime der Klassik. Die Kunstakademien lehrten bis dahin die strenge Form. Der Jugendstil signalisierte die Abkehr von der Klassik, von der Zeit des Biedermeiers und des Neuklassizismus.

»In der Kunst um 1900 spiegelt sich der soziale Wandel jener Jahrzehnte ganz deutlich, nicht zuletzt auch im Jugendstil. Das Bürgertum … zeigte gern mit neuen Formen des demonstrativen Konsums, dass man sich auf der ›Höhe der Zeit‹ befand.«[3]

Die Menschen wollten in der Kunst keine »Renaissance« (Wiedergeburt), sondern eine »Naissance« (Geburt).[4]

Die Pestalozzi-Schule

Innenansicht der evangelischen Kirche

»Der Jugendstil … war als Stil gewollt, erstrebt, ja erfunden.«[5]

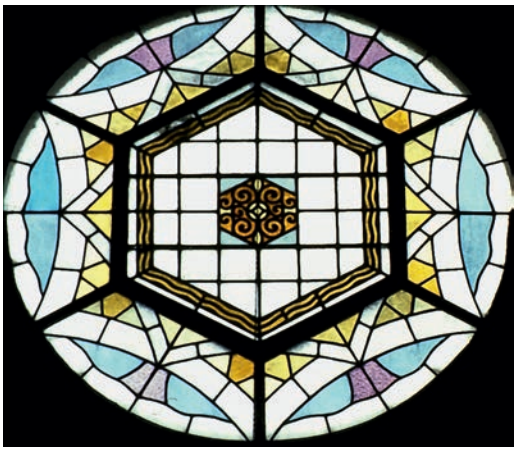
In Hockenheim haben wir ein Jugendstilkleinod. In der Mitte der Stadt findet sich ein Jugendstilensemble, das seinesgleichen sucht, zumal in einer Kleinstadt.

Wir müssen aufgrund dieser Bauleistung zu Beginn des vorigen Jahrhunderts auf eine gewaltige Aufbruchsstimmung schließen, gerade auch auf dem flachen Lande, wie in Hockenheim, abseits der großen Zentren.

Glasfenster mit Martin Luther in der evangelischen Kirche

Innenhof der Zigarrenfabrik GEG

Außenfassade der GEG-Zigarrenfabrik



Jugendstilfenster in der katholischen Kirche

In Hockenheim konzentriert sich das Jugendstilensemble zwischen katholischer Kirche und der ehemaligen Zigarrenfabrik GEG mit der Pestalozzi-Schule, der evangelischen Kirche und dem evangelischen Pfarrhaus.

Die Pestalozzi-Schule, erbaut von 1908 bis 1911, hat noch sehr viele neubarocke Elemente. Der Mittelrisalit ist besonders reich an Jugendstilornamenten. Auffallend sind das Relief über, und der Brunnen am Haupteingang. Im Innern findet man reinen Jugendstil. Besonders schön ist das Treppenhaus.

Karl Hermann Behaghel erbaute von 1905 bis 1907 die evangelische Kirche. Sie ist ein dreischiffiger Kirchenbau in barockisiertem Jugendstil. Im Innern fallen die Decken und

Vorderansicht der katholischen Kirche

Der Eingang der früheren Metzgerei Eichhorn

Innenansicht der katholischen Kirche

die Ornamente der Fenster als Beispiele für Jugendstil ins Auge.

Auch das evangelische Pfarrhaus ist im barockisierten Jugendstil im Jahre 1905 erbaut.

Nicht nur Schulen und Kirchen, auch Fabrikgebäude hat man im Jugendstil erbaut. Ein Beispiel ist das Gebäude der Zigarrenfabrik der Konsum-Großeinkaufsgenossenschaft (GEG), erbaut zwischen 1910 und 1911. Es ist ein Dokument der Wirtschaftsgeschichte Hockenheims.

Die katholische Kirche St. Georg ist ein Musterbeispiel für Jugendstil in Süddeutschland. Sie ist 1911 eingeweiht worden und ist dreischiffig mit Vorhalle. Die Vorderansicht hat viele typische Lisenen.

Die Vorhalle mit ihren Ornamenten an der Decke ist ein wunderschönes Beispiel für den Jugendstil. Diese Motive der Ornamente treten immer wieder auf, auch im Innern. Die Fenster sind vom Jugendstil geprägt, ebenso die Ornamente an der Sakristeitür, an den Bänken und an den Säulen.

Die Kirche St. Georg ist »ein Kirchen-Gesamtkunstwerk, wie es in dieser Art, besonders auch in diesem geschlossenen, weitgehend unveränderten Erhaltungszustand nur noch sehr wenige Beispiele in Baden-Württemberg gibt. Johannes Schroth schuf beispielsweise mit St. Bernhard in Baden-Baden (Grundsteinlegung 1911) … noch einen weiteren Jugendstilbau …«.[6]

Der Eingang eines Hauses aus der Gründerzeit im Jugendstil in der Karlsruher Straße

Der Wasserturm (Alle Fotos: Alfred Rupp)

In der Stellungnahme des Landesdenkmalamtes von 1975 heißt es: »Wir weisen im Übrigen nochmals darauf hin, dass die im Anfang unseres Jahrhunderts erbaute Kirche ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung ist. Die hervorragende Architektur in Formen des Jugendstils ist in unserem Bezirk nur sehr selten anzutreffen und ein Kunstwerk erster Ordnung. Besonders hervorzuheben ist dabei der Innenraum, der in großartiger Vollständigkeit erhalten ist …«[7]

Jugendstil prägt auch das Gebäude der früheren Metzgerei Eichhorn in der Oberen Hauptstraße. Es stammt aus dem 18. Jahrhundert und hat einen Fachwerkgiebel. Der Eckladen ist um 1900 im Jugendstil erneuert worden.

Im Zuge des Ausbaus der Karlsruher Straße hin zum Bahnhof sind einige Gebäude unter dem Einfluss des Jugendstils errichtet worden. So findet man ein Wohnhaus im historisierenden Neubarock aus der Gründerzeit mit zahlreichen Jugendstilelementen.

Jugendstilvilla in der Karlsruher Straße

Auch diese im Jahr 1905 errichtete schöne Jugendstilvilla mit Eckturm steht in der Karlsruher Straße.

Natürlich darf in Hockenheim der Wasserturm nicht fehlen, wenn hier vom Jugendstil gesprochen wird.

Der Wasserturm, zwischen 1909 und 1910 erbaut, ist ein Zeugnis für technische Denkmale im Jugendstil.

Anmerkungen

1 Dolf Sternberger, Über Jugendstil, Insel Taschenbuch 274, o. J., S. 11 und 12.
2 Zitiert nach Wilhelm Vogelpohl, Deutsche Dichtung, Stuttgart o. J., S. 62.
3 Jugendstil am Oberrhein, Katalog Badisches Landesmuseum, Karlsruhe 2009, S. 27.
4 Dolf Sternberger, Über Jugendstil, Insel Taschenbuch 274, o. J., S. 28.
5 a. a. O. S. 95.
6 Claudia Baer-Schneider/Dörthe Jakobs, Die Katholische Kirche St. Georg in Hockenheim, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg Nr. 3/2007, 36. Jahrgang, S. 144.
7 a. a. O. S. 142.

Anschrift des Autors:
Alfred Rupp
Continentalstraße 28
68766 Hockenheim

Heinrich Hauß

BADEN – TAG FÜR TAG

Personen und Ereignisse vom Mittelalter bis zur Gegenwart

Was passierte am 1.12. vor 99 Jahren? Wann starb der Fürstenmaler Franz Xaver Winterhalter? Die Antwort gibt dieses Kalendarium. Als immerwährender Kalender und Geschichtsbuch zugleich ist das praktische Nachschlagewerk die ideale Ergänzung zu jedem Geschichtsbuch. Nach Daten geordnet beschreibt es Ereignisse und Institutionen badischer Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, bedeutende Persönlichkeiten Badens werden in Kurzbiografien vorgestellt. Ein Personenregister und ein Literaturverzeichnis machen es zu einem praktischen Nachschlagewerk.

407 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5107 7, € 29,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Die Geschichte der NS-Zeit in Hockenheim

Felicitas Offenloch-Brandenburger und Klaus Brandenburger

Der »neue Geist« des Nationalsozialismus fiel in Hockenheim auf fruchtbaren Boden. Schon früh ließen sich Männer und Frauen von den nationalsozialistischen Ideen vereinnahmen, doch es gab auch Widerstand. Im Zuge der Gleichschaltung gaben alle demokratisch gewählten Gemeinderäte ihre Mandate zurück. Für die Jugend baute die Stadt ein Jungvolkheim. Große Sonnenwendfeiern fanden nach germanischer Sitte statt. Ein NS-Zensor wachte über die Presseberichte der Zeitungen. Im Heldenkeller misshandelten die Ortsnazis Andersdenkende. Jüdische Familien wurden aufgefordert, Hockenheim zu verlassen. Die bereits publizierten Werke über das Dritte Reich verharmlosen das Ausmaß der Gräueltaten, welche Hockenheimer ihren Mitmenschen angetan haben.

Sechzehn Jugendliche der Hockenheimer HJ nahmen im Juni 1931 beim Aufmarsch der SA, der SS und der Hitler-Jugend in Heidelberg teil. Alle waren feldmarschmäßig, mit Tornister, aufgeschnalltem Kochgeschirr und Decke angetreten, um zusammen mit etwa 10 000 SA und SS-Leuten mitzumarschieren. Drei Stunden hallte der Marschtritt der Hockenheimer HJ durch die Straßen Heidelbergs, drei Stunden erklangen trotzig die Kampflieder. Sie rüttelten die Massen aus ihrer Gleichgültigkeit auf. Ihr Ziel war erreicht, die erste Feuertaufe bestanden.[1]

Bereits 1923 gab es in Hockenheim Menschen, die sich für die »Braunen Ideen« begeistern, das heißt, einvernehmen ließen. Im September 1930 wählten 30,2 % der Hockenheimer BürgerInnen die NSDAP, während im gesamten Reich nur 18,3 % aller Stimmen an die Braunen gingen.[2] In der Öffentlichkeit blieben die Hockenheimer Nazis bis etwa 1932 im Hinter- beziehungsweise Untergrund. Ab und an besuchten sie NSDAP-Veranstaltungen in Neulußheim. Die Nachbargemeinde war schon früh im Kreis Mannheim als das »Braune Dorf« bekannt. 1926 hielt Dr. Josef Goebbels eine Rede in Neulußheim.[3] Natürlich waren auch Hockenheimer unter den begeisterten Zuhörern und vermutlich angestachelt von Goebbels Hassreden auf die Juden,

Die Hockenheimer HJ Fähnlein II auf dem Kurpfalzring (Foto: Stadtarchiv Hockenheim)

Wasserturm mit Hakenkreuzfahne (Postkarte: Privatbesitz)

schändeten Unbekannte den Hockenheimer Judenfriedhof.

Die »Deutsche Revolution« – Der Beginn einer neuen Zeitrechnung

»Der Tag der neuen Zeit ist angebrochen! Die braunen Bataillone Adolf Hitlers stehen bereit! Bereit für deutsche Kultur, für Christentum und den deutschen Menschen ihr Leben einzusetzen. Das Symbol unserer Ahnen! Das Hakenkreuz ist über Deutschland aufgegangen! Kommt zur großen nationalen Kundgebung in den ›Saal zum Badischen Hof‹ zur Übertragung der letzten Hitler-Rede durch Großlautsprecher! Deutschland erwache! Wählt den Freiheitskanzler Liste 1!«[4]

In der Nacht vor der Reichstagswahl 1933 hissten junge Männer auf dem Rathaus und der Pestalozzi-Schule Hakenkreuzfahnen. Am Blitzableiter kletterte ein Kraftathlet mit der Fahne auf den Wasserturm. Von seiner Großartigkeit berauscht, beschreibt er seine waghalsige Aktion auf einer Postkarte.

Nach der Wahl nahm ein brauner Mob selbstbewusst die Stadt ein. Demonstrativ rasten uniformierte Männer, bewaffnet mit Karabinern, auf Seitenwagenmotorrädern durch die Straßen. Viele waren Feuer und Flamme für den »Neuen Geist«. Auch der Heimatforscher Ernst Brauch schrieb tief erfüllt von diesem »Neuen Geist«: »Nun stehen wir mitten im Werden einer neuen Volksgemeinschaft. Deutschlands Führer, Adolf Hitler, hat uns gelehrt, uns zusammenzufinden zum Wiederaufbau des vor 14 Jahren durch die unglückselige Novemberrevolution zerstörten deutschen

Umzug am 1. Mai 1933 (Foto: VfH Hockenheim)

Staates. Am 5. März 1933, dem denkwürdigsten Tag der Nachkriegszeit, hat das deutsche Volk in seiner überwiegenden Mehrheit sich zur alten Flagge ›Schwarz-weiß-rot‹ und zum Symbol der völkischen Freiheitsbewegung, dem Hakenkreuz Adolfs Hitlers, bekannt. Auch in Hockenheim kämpften und warben seit Jahren opferbereite Männer für diese Idee. Am Tag der nationalen Arbeit, am 1. Mai, ging manchem, der bisher anders dachte, der Sinn des neuen Wollens auf. Er sah, welcher großartiger Gedanke sich hier zum ersten Male verwirklichte: die Einheit unseres Volkes.«[5]

Nationalsozialistische »Gleichschaltung« der Gemeinden

In Baden begann der Prozess der »Gleichschaltung« bereits wenige Tage nach den Reichstagswahlen.[6] Ein grollendes Beben ging durch Hockenheim. Die NSDAP erreichte am 5. März 1933 die absolute Mehrheit mit stolzen 47,2 %.[7] Drei Wochen später erklärten die Nazis die Dienstzeit der amtierenden Gemeinderäte für beendet. Ein dramatisch schneller Umbau der Gemeindeverwaltung begann. Zum »Schutz gegen politisch Andersdenkende« verringerte sich die Zahl der Gemeinderäte auf acht.[8] Fünf Sitze gingen an die NSDAP, zwei Sitze an das Zentrum und einer an die SPD. Die beiden KPD-Kandidaten, Karl Eisinger und Ludwig Kammerer verhaftete die Gendarmerie noch vor der Wahl.[9] Ihre 633 Stimmen fanden keine Berücksichtigung bei der neuen Sitzverteilung. Das SPD-Mitglied Karl Schütz gab daraufhin sein Mandat zurück.

Desillusioniert legten auch die Gemeinderäte der Badischen Zentrumspartei, Mathias Schöpfer und Josef Dörfer ihr Amt nieder, gefolgt von fünf Gemeindeverordneten ihrer

BDM-Luftschutzübung 1. Mai 1935 (Foto: Privatbesitz)

Partei. Ende September verließen die beiden letzten noch verbliebenen Gemeindeverordneten der SPD »freiwillig« das Gremium.[10] Der Gemeinderat votierte von nun an einstimmig! Im Mai gründete er mit Adolf Hitler, Robert Wagner und Reichspräsident Paul von Hindenburg die »Herrenschicht« der Hockenheimer Ehrenbürger.

Mit der »Säuberung« der Gemeindeverwaltung ging die konsequente Gleichschaltung weiter. Unter Berufung auf das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« wurden politisch unerwünschte Beamte, Angestellte und Arbeiter entlassen. Im Hockenheimer Rathaus mussten ein Verwaltungssekretär, Obersekretär und eine jüdische Angestellte ihren Arbeitsplatz räumen.[11] Auf Grund des gleichen Gesetzes konnte NSDAP-Ortsgruppenleiter Arthur Neuschäfer den amtierenden Bürgermeister Philipp Klein (1928–1933) vorzeitig aus dem Amt drängen.[12] Einen NSDAP-Ortsgruppenbeauftragten, der in allen wichtigen Angelegenheiten ein Mitspracherecht hatte, gab es in Hockenheim nicht. Neuschäfer bekleidete sowohl das Bürgermeisteramt als auch das Amt des Ortsgruppenbeauftragten. Die Verschmelzung der beiden Ämter wurde von Gauleiter Robert Wagner geduldet. Neuschäfer und Wagner waren befreundet. Beide trafen sich oft, denn Wagner besuchte fasst wöchentlich Neulußheim. Ab 1938 war der Bürgermeister berechtigt, als besonderes Zeichen seiner Macht eine Dienstpistole zu tragen.[13]

Widerstand in Hockenheim

Obwohl sich die Hockenheimer Bevölkerung schnell »umstellte«, hielten sich nicht alle an die Anweisungen der Nazis. So nähten die Schneiderinnen Adele Oehler, Käthe Ullrich

Maikönigin auf dem Weg zum Maifeld

und Barbara Brenner weiterhin für ihre jüdischen Kundinnen und unterwiesen sie in Nähkursen. Zur Anprobe kamen die Frauen erst in den späten Abendstunden, damit die aufmerksame Nachbarschaft nichts mitbekam.

Der Musiklehrer Johannes Hocker gab jüdischen Kindern weiterhin Unterricht und ließ sie auch bei Konzerten mitspielen.

Johann Böhm brachte im Winter in seiner Jungvolk-Uniform, Kohlen und Briketts zu jüdischen Familien. Sein Vater, der Inhaber einer Kohlehandlung in der Hubertusstraße, sagte zu ihm: »Bass uff, dass dich koaner sieht, sísch gfährlich, awer wenn du in Uniform bisch, mache die dir nix«. Johanns Weg führte auch zur jüdischen Familie Maier, deren kleine Tochter Bert´l Maier er gern sah.

Frau Klaus, die Uroma von Hermann Träutlein, wohnte in der Heidelberger Straße. Sie erzählte ihrem Enkel »immerwidder« folgende Geschichte:

»Wenn ich von der Heidelberger Straße in die Hirschstraße einbog, war ich auf dem Weg zum Lädchen von Familie Baumgarten/Fleischhacker. Wie ich am Haus von Familie N. vorbeifuhr, rief Frau N. aus dem Fenster: ›Frau Klaus, wo gehen sie denn hin?‹ Ich sagte: ›Ich koof mer ä Flasch Wei.‹ Frau N. sagte: ›Sie wissen aber schon, dass man bei den Juden nichts mehr kaufen darf?‹, und ich ›Ich koaf schun immer mein Wei be denne und koof in oah weiderhie dort.‹« An die Anweisung »Kauft nicht bei Juden«, hielten sich sowieso nicht alle.

Als die Repressalien der Nationalsozialisten die jüdische Familie Türkheimer zwang, ihr Manufakturwarengeschäft in der Unteren Hauptstraße 10 aufzugeben, kauften treue Kundinnen, darunter Katharina Friederich/Gieser und die Gemeindeschwester Susanna Schell alle vorhandenen Kleider und Stoffe auf. Auch das Ehepaar Hermann und Bella Maier/

Wallerstein meldeten zum 31. Dezember 1938 ihr Bekleidungsgeschäft »Louis Wallerstein« in der Unteren Hauptstraße 8 bei der Gewerbepolizei ab. Sie waren gezwungen, das Lager zu räumen und alles weit unterm Preis zu verschleudern. Erna Peter konnte sich noch erinnern, wie sie damals Stoffe für Puppenkleider von Bella Maier/Wallerstein geschenkt bekam.

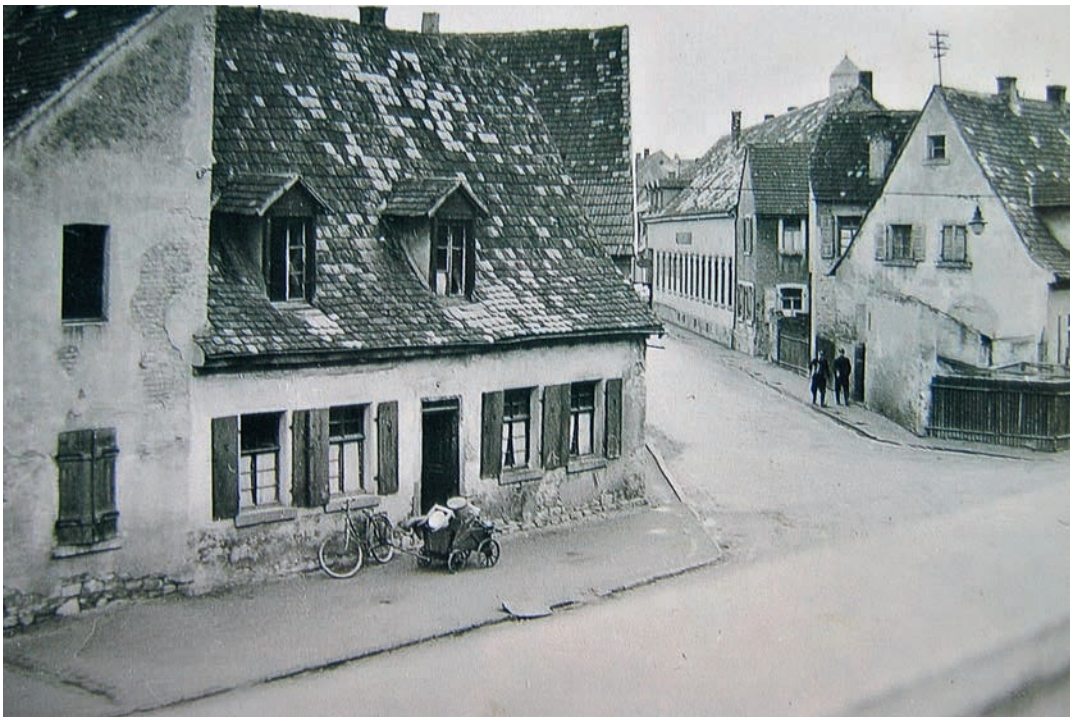
Viele Frauen versorgten jüdische Familien mit dem Nötigsten, als diese nicht mehr überall einkaufen durften. In der Dunkelheit warfen sie Lebensmittelpakete über die Hoftore und in die Gärten. Bei den Schwestern Hockenheimer in der Oberen Hauptstraße sogar durch das Oberlicht der Eingangstür. In der Pogromnacht 1938 versteckte Karl Baumann in der Oberen Hauptstraße seine Nachbarinnen Selma, Hermine und Flora Hockenheimer sowie den Synagogenvorsteher Sigmund Alexander »Wiesche«, in seiner Scheune.

Familie Seitz, die das »Hotel zur Kanne« betrieb, wurde von Bürgermeister BGM Neuschäfer aufgefordert, das Lokal für Juden zu verbieten. Frau Seitz erwiderte: »Die Juden sind seit Jahrzehnten gute und treue Kunden in ›unserer Kann‹ und sie waren und sind uns als Gäste immer willkommen.« BGM Neuschäfer schmierte ihr eine. Karl Seitz sah's und schlug das Stadtoberhaupt mit einem Gummiknüppel, dass dieser acht Tage lang das Bett hüten musste. Nach seiner Genesung erlies das Stadtoberhaupt umgehend folgenden Beschluss: Beschäftigte der Stadt Hockenheim dürfen das »Hotel zur Kanne« nicht mehr betreten. Zum »Kannen-Stammtisch« der Honoratioren gehörten seit eh und je jüdische Kaufleute, wie Moritz Adelsberger, Hermann Halle oder die vier Brüder Maier, Karl, Leopold und Samuel Hockenheimer.

Wie die Gleichschaltung auch beim Eintopfsonntag funktionierte, erfuhr Rita Martin-Haas bei einer Winterhilfswerk-Sammlung. Die NS-Frauen kamen am ersten Sonntag im Monat um Sach- und Geldspenden für Bedürftige zu sammeln. Ganz nebenbei kontrollierten sie, ob der angeordnete Eintopf auch auf dem Tisch stand. Ritas Mutter, eine Schwäbin, hielt sich nicht an die Anweisung, die Familie aß sonntags Spätzle mit »Seidewerschtle«. »Awer Frau Haas, heid isch doch Eintopf-Sundog«, mahnte eine NS Frau, gelassen erwiderte Frau Haas: »Sagen's ihrem Herrn Führer, i ess was i will und net was er will.«[14] Der Vater von Rita Haas half Sally Adelsberger seine restlichen Tiere zu verkaufen, als der den Beruf des Viehhändlers nicht mehr ausüben durfte. Herr Haas wurde angezeigt und kam in Schutzhaft. Auch Fridolin Schmeckenbecher musste wegen seiner politischen und religiösen Einstellung gegen den Nationalsozialismus und das Abhören von Auslandssendern dreiundzwanzig Tage in Untersuchungshaft verbringen.

Der Arbeiter Heinrich Seiderer verweigerte seinem ehemaligen Schulkameraden den »Hitler-Gruß«. Daraufhin angesprochen, konterte er mit dem, »Götz von Berlichingen-Zitat«. Der Schulkamerad zeigte ihn an. Seiderer wurde wegen staatsfeindlicher Einstellung von der Gestapo verhaftet und über neun Monate eingesperrt.

Im Krieg wurde der Keller der Bäckerei Walter (Ecke Hirsch-/Johann-Sigismund-Piazolo-Straße) zum provisorischen Bunker erklärt. Alle Einwohner (ca. 35 Personen) einer in der Nähe stehenden »Kaserne« fanden bei Fliegeralarm in diesem Bunker Schutz, auch Zwangsarbeiter. Während eines Fliegeralarms maulte Hilde Wolff, geb. Christ: »Da soll man noch gut aussehen und Heil Hitler sagen!« Sie war verärgert, weil sie von der Stadt kein Geld für sich und ihre Kinder bekam. Natürlich ist BGM Neuschäfer der Satz zu Ohren gekommen. Hilde musste auf's Rat-

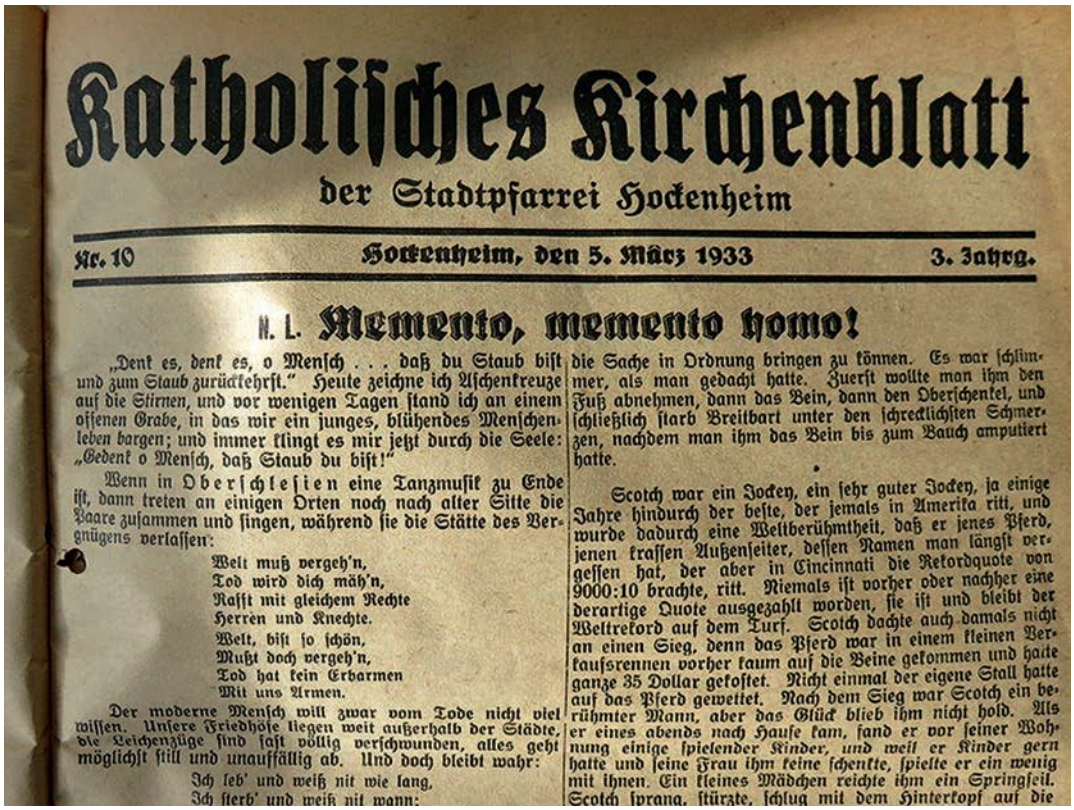


Links ist die Kaserne Ecke Hirschstraße und Schwetzinger Straße (Foto: VfH Hockenheim)

haus und dem Bürgermeister Rede und Antwort stehen. Dieser verhängte ein Zwangsgeld von 100 RM bzw. drei Tage Haft. Hilde Wolff stand sowieso schon unter verschärfter Beobachtung, wegen der Lebensmittel, die sie zu den jüdischen Familien brachte. Dieses Histörchen erzählte uns ihr Sohn Roland Wolff.

Bis zu seinem Tod 1934 betreute Pfarrer Heinrich Bossert die Evangelische Kirchengemeinde, danach übernahm Pfarrer Friedrich Heun die spirituelle Betreuung der Kirchenkinder. Er war ein bedachtsamer Mann, der hie und da zur Besonnenheit mahnte. Als die Nazis ihn aufforderten das Alte Testament nicht mehr zu verwenden, lehnte Pfarrer Heun entschieden ab. Sein katholischer Amtskollege Dekan Joseph Ignaz Englert predigte derweil wortgewaltig von der Kanzel auf die Köpfe seiner Schäfchen hernieder und stellte fein formuliert das Nazi-Regime an den Pranger der Bösartigkeit. Eine Kirchenbesucherin hörte sich eines Sonntagmorgens seine flammende Kanzelrede an. Zunehmend wurde sie verärgerter. Als sie sich nicht mehr zurückhalten konnte, stand sie auf und rief: »Du Schwarzer Vaterlandsverräter.« Am gleichen Abend bekam sie einen Schlaganfall und war bis zum Lebensende halbseitig gelähmt, erzählten mehrere Hockenheimer.

So vorgeführt von dem schwarzen Kirchenmann sannen die Nazis auf Rache. Um Englert aus Amt und Würden zu drängen, inszenierten sie »Volksläufe« und beschmierten die Außenbeleuchtung der Pfarrkirche St. Georg mit Hakenkreuzen. Bereits 1932 organisierten SA und Hitlerjugend – zusammen etwa einhundert Teilnehmer stark – einen Fackelmarsch durch die Adolf-Hitler-



Katholisches Kirchenblatt

der Stadtpfarrei Hockenheim

Nr. 10 — Hockenheim, den 5. März 1933 — 3. Jahrg.

N. L. Memento, memento homo!

„Denk es, denk es, o Mensch . . . daß du Staub bist und zum Staub zurückkehrst." Heute zeichne ich Aschenkreuze auf die Stirnen, und vor wenigen Tagen stand ich an einem offenen Grabe, in das wir ein junges, blühendes Menschenleben bargen; und immer klingt es mir jetzt durch die Seele: „Gedenk o Mensch, daß Staub du bist!"

Wenn in Oberschlesien eine Tanzmusik zu Ende ist, dann treten an einigen Orten noch nach alter Sitte die Paare zusammen und singen, während sie die Stätte des Vergnügens verlassen:

Welt muß vergeh'n,
Tod wird dich mäh'n,
Rafft mit gleichem Rechte
Herren und Knechte.
Welt, bist so schön,
Mußt doch vergeh'n,
Tod hat kein Erbarmen
Mit uns Armen.

Der moderne Mensch will zwar vom Tode nicht viel wissen. Unsere Friedhöfe liegen weit außerhalb der Städte, die Leichenzüge sind fast völlig verschwunden, alles geht möglichst still und unauffällig ab. Und doch bleibt wahr:

Ich leb' und weiß nit wie lang,
Ich sterb' und weiß nit wann;

die Sache in Ordnung bringen zu können. Es war schlimmer, als man gedacht hatte. Zuerst wollte man ihm den Fuß abnehmen, dann das Bein, dann den Oberschenkel, und schließlich starb Breitbart unter den schrecklichsten Schmerzen, nachdem man ihm das Bein bis zum Bauch amputiert hatte.

•

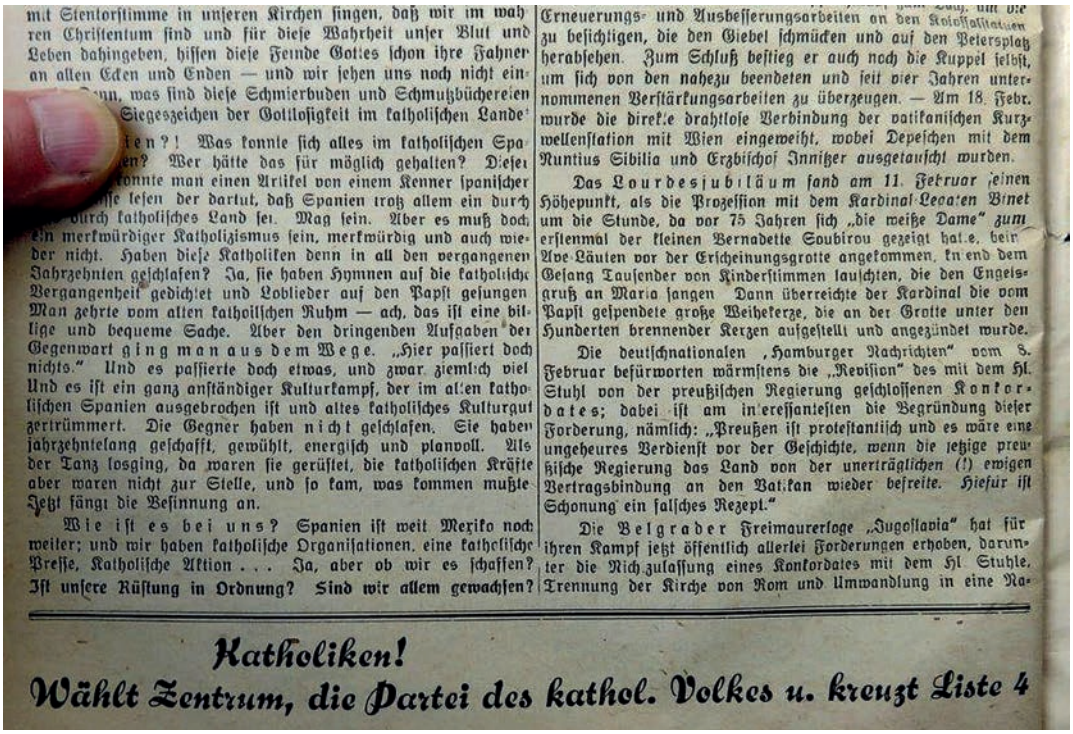
Scotch war ein Jockey, ein sehr guter Jockey, ja einige Jahre hindurch der beste, der jemals in Amerika ritt, und wurde dadurch eine Weltberühmtheit, daß er jenes Pferd, jenen krassen Außenseiter, dessen Namen man längst vergessen hat, der aber in Cincinnati die Rekordquote von 9000:10 brachte, ritt. Niemals ist vorher oder nachher eine derartige Quote ausgezahlt worden, sie ist und bleibt der Weltrekord auf dem Turf. Scotch dachte auch damals nicht an einen Sieg, denn das Pferd war in einem kleinen Verkaufsrennen vorher kaum auf die Beine gekommen und hatte ganze 35 Dollar gekostet. Nicht einmal der eigene Stall hatte auf das Pferd gewettet. Nach dem Sieg war Scotch ein berühmter Mann, aber das Glück blieb ihm nicht hold. Als er eines abends nach Hause kam, fand er vor seiner Wohnung einige spielender Kinder, und weil er Kinder gern hatte und seine Frau ihm keine schenkte, spielte er ein wenig mit ihnen. Ein kleines Mädchen reichte ihm ein Springseil. Scotch sprang, stürzte, schlug mit dem Hinterkopf auf die

Das katholische Kirchenblatt vom 5. März 1933 (Foto: Archiv Katholisches Pfarramt Hockenheim)

Straße.[15] Vor der Festhalle (heute St. Christophorus) blieben sie stehen und brüllten in Richtung des katholischen Pfarrhauses: »Raus mit den schwarzen Vaterlandsverrätern.« Ein SA-Mann wollte die Hakenkreuzfahne auf dem Festhallenturm anbringen, hatte dabei Schwierigkeiten und stürzte beinahe ab. Salutschüsse schallten dann aber doch, nachdem es ihm gelungen war, die Fahne zu hissen. Danach setzten die Demonstranten ihren Fackelmarsch durch die Heidelberger Straße bis zum DJK-Platz fort. Dort angekommen brüllten sie wieder »Raus mit den schwarzen Vaterlandsverrätern«. In der Zeitung gab es über diesen Vorfall keinen Bericht. Auch nicht über die Hakenkreuzschmierereien.

Dekan Englert lud im »Hockenheimer Kirchenblatt« die Pfarrgemeinde am Sonntag, 14. Februar 1932 um 15 Uhr in die Festhalle zu einer Sonderversammlung zum Thema »Wir und unsere Kirche müssen vor dem Eindringen moderner Irrlehren (Nationalsozialismus) bewahrt werden« ein. Weiter wies er darauf hin, dass sich alle Oberhirten der Diözesen in Deutschland gegen den Nationalsozialismus aussprachen. »Wacht auf, schützt Eure heiligsten Güter!«, so der Dekan.[16]

Im Katholischen Kirchenblatt vom März 1933 rief Englert vor der Reichstagswahl die Pfarrgemeinde auf »Katholiken! Wählt Zentrum, die Partei des Katholischen Volkes und kreuzt Liste 4 an«.[17] Am Wahlsonntag hielt



mit Stentorstimme in unseren Kirchen singen, daß wir im wahren Christentum sind und für diese Wahrheit unser Blut und Leben dahingeben, hissen diese Feinde Gottes schon ihre Fahnen an allen Ecken und Enden — und wir sehen uns noch nicht ein- ...nn, was sind diese Schmierbuden und Schmutzbüchereien ... Siegeszeichen der Gottlosigkeit im katholischen Lande ...ien?! Was konnte sich alles im katholischen Spa...en? Wer hätte das für möglich gehalten? Dieser ...konnte man einen Artikel von einem Kenner spanischer ...se lesen der dartut, daß Spanien trotz allem ein durch ...durch katholisches Land sei. Mag sein. Aber es muß doch ein merkwürdiger Katholizismus sein, merkwürdig und auch wieder nicht. Haben diese Katholiken denn in all den vergangenen Jahrzehnten geschlafen? Ja, sie haben Hymnen auf die katholische Vergangenheit gedichtet und Loblieder auf den Papst gesungen Man zehrte vom alten katholischen Ruhm — ach, das ist eine billige und bequeme Sache. Aber den dringenden Aufgaben der Gegenwart ging man aus dem Wege. „Hier passiert doch nichts." Und es passierte doch etwas, und zwar ziemlich viel Und es ist ein ganz anständiger Kulturkampf, der im alten katholischen Spanien ausgebrochen ist und altes katholisches Kulturgut zertrümmert. Die Gegner haben nicht geschlafen. Sie haben jahrzehntelang geschafft, gewühlt, energisch und planvoll. Als der Tanz losging, da waren sie gerüstet, die katholischen Kräfte aber waren nicht zur Stelle, und so kam, was kommen mußte. Jetzt fängt die Besinnung an.

Wie ist es bei uns? Spanien ist weit Mexiko noch weiter; und wir haben katholische Organisationen, eine katholische Presse, Katholische Aktion . . . Ja, aber ob wir es schaffen? Ist unsere Rüstung in Ordnung? Sind wir allem gewachsen?

Erneuerungs- und Ausbesserungsarbeiten an den Kolossalstatuen zu besichtigen, die den Giebel schmücken und auf den Petersplatz herabsehen. Zum Schluß bestieg er auch noch die Kuppel selbst, um sich von den nahezu beendeten und seit vier Jahren unternommenen Verstärkungsarbeiten zu überzeugen. — Am 18. Febr. wurde die direkte drahtlose Verbindung der vatikanischen Kurzwellenstation mit Wien eingeweiht, wobei Depeschen mit dem Nuntius Sibilia und Erzbischof Innitzer ausgetauscht wurden.

Das Lourdesjubiläum fand am 11. Februar seinen Höhepunkt, als die Prozession mit dem Kardinal-Legaten Binet um die Stunde, da vor 75 Jahren sich „die weiße Dame" zum erstenmal der kleinen Bernadette Soubirou gezeigt hatte, beim Ave-Läuten vor der Erscheinungsgrotte angekommen, knieend dem Gesang Tausender von Kinderstimmen lauschten, die den Engelsgruß an Maria sangen. Dann überreichte der Kardinal die vom Papst gespendete große Weihekerze, die an der Grotte unter den Hunderten brennender Kerzen aufgestellt und angezündet wurde.

Die deutschnationalen „Hamburger Nachrichten" vom 8. Februar befürworten wärmstens die „Revision" des mit dem Hl. Stuhl von der preußischen Regierung geschlossenen Konkordates; dabei ist am interessantesten die Begründung dieser Forderung, nämlich: „Preußen ist protestantisch und es wäre eine ungeheures Verdienst vor der Geschichte, wenn die jetzige preußische Regierung das Land von der unerträglichen (!) ewigen Vertragsbindung an den Vatikan wieder befreite. Hiefür ist Schonung ein falsches Rezept."

Die Belgrader Freimaurerloge „Jugoslavia" hat für ihren Kampf jetzt öffentlich allerlei Forderungen erhoben, darunter die Nichtzulassung eines Konkordates mit dem Hl. Stuhle, Trennung der Kirche von Rom und Umwandlung in eine Na-

Katholiken!

Wählt Zentrum, die Partei des kathol. Volkes u. kreuzt Liste 4

Auszug aus »Das katholische Kirchenblatt« vom 5. März 1933
(Foto: Archiv Katholisches Pfarramt Hockenheim)

ein befreundeter Pfarrer die »Wahlpredigt«, um den Dekan aus der »Schusslinie« zu nehmen. Von Anfang an war Englert den Nazis ein Dorn im Auge. Er war kein Freund der neuen Gesinnung.

Alltag unterm Hakenkreuz

Schon die Kleinsten sollten sich in die Volksgemeinschaft einfügen. Im Wohnhaus von Familie Piazolo in der Karlsruher Straße, befand sich im Erdgeschoss der größte Nationalsozialistische Volkswohlfahrt NSV Kindergarten. Einmal verteilte die Erzieherin Bildchen mit dem Konterfei des Führers. Die Kinder sollten sie gemeinsam mit den Eltern daheim aufhängen. Eine Hockenheimerin erinnerte sich, dass in ihrem gut katholischen Elternhaus der Herr Hitler einen ehrenvollen Platz unterm Herrgott am Kreuz bekam. Die katholische Pfarrgemeinde meldete am 29. April 1935 an das Bürgermeisteramt: »Auf ihre Anfrage

Piazolo-Kindergarten
(Foto: VfH Hockenheim, Erich Losert)

In der Ottostraße spielen Kinder »Kriegles« (Foto: Privatbesitz)

teilen wir ihnen ergebenst mit, dass sich z. Zt. in der Katholischen Kinderschule 110 Kinder befinden«.[18] Diese 110 Kinder wären nach Meinung der Nazis besser in den städtischen Kindergärten aufgehoben gewesen. Aber nur wenige Eltern entschlossen sich für einen Kindergartenwechsel. Trotzdem reichte der Platz im Piazolo-Haus bald nicht mehr aus. Die Stadt mietete einen Raum in der Gaststätte »Zum Friedrichsbad« und zwei Räume in der Hartmann-Baumann-Schule Ecke Heidelberger-/Hirschstraße an. Obligatorisch sprachen die Kinder vor dem Mittagessen, getreu der völkischen Gesundheitsfürsorge: »Händchen falten, Köpfchen senken und an Adolf Hitler denken, der uns gibt in größter Not unser täglich Brot«. Luise Heim stellte darauf eine der Betreuerinnen zur Rede und meinte, sie solle nicht so einen Blödsinn den Kindern beibringen. Sie müsse doch wissen, dass wir zum Herrgott beten: Unser tägliches Brot gibt uns heute, so steht es im Vaterunser.

Hinter dem Schulhaus in der Ottostraße spielten Kinder 1942 »Kriegles«. Dieter L. mit Stahlhelm und Holzgewehr beaufsichtigt die angetretene Mannschaft, Hermann S., Dieter K. und Hermann S. Die Namen der drei anderen Jungen sind nicht bekannt. Zwischendrin steht Maria K. und rührt mit einem langen Besenstiel in der Gulaschkanone. Die Aufnahme wurde von einem Hockenheimer Fotografen gestellt.

Nach dem Tag der Reichstagswahl trugen die Rektoren der Hockenheimer Schulen nur noch Uniform. Einige Lehrer zogen nach, andere nicht. LehrerInnen, die nicht im Sinne der Nazis unterrichteten, lud die Gestapo zu einem Gespräch ein. Jeden Morgen schallte jetzt ein zackiges »Heil Hitler« durch die Schulflure. Ein Zeitzeuge berichtete: »Ich war als Schüler nicht stimmgewaltig und weil ich so leise sprach, musste ich oft Schelte einstecken. Mein Vater, der von den Nazis nichts wissen wollte, übte mit mir das Heil-Rufen, damit die Schule kein Alptraum für mich wurde.« Wenn jüdische Kinder Unterricht hatten und der linientreue Lehrer Pe. danach das Schulzimmer betrat öffnete er alle Fenster, damit die »stickige Juddeluft« entweichen konnte. Auch von Lehrer Pl. gibt es eine Anekdote. Udo Fleischhacker betitelte der Pädagoge mit »Du Saujudd!«. Darauf antwortete ihm der Knabe, was ihm seine Mutter beibrachte: »Herr Pl. ich bin ein getaufter evangelischer Christ!«. Pl. lief regungslos weiter, drehte sich dann aber abrupt herum, kam zurück, nahm Udo den Füllhalter aus der Hand und verschmierte seine Heftseiten mit Tintenkleckse. Niemand konnte sich so recht erklären, warum die Heftführung des ansonsten guten Schülers zu wünschen übrig ließ!

Das Jungvolkheim

Auf dem Messplatz, in der Nazi-Zeit auf den ätherischen Namen »Maifeld« umbenannt, baute die Stadt das »Fritz-Kroeber-Heim«. Die meisten Hockenheimer Geschäftsleute, vor allem die »Goldfasane«[19], finanzierten den Bau mit großzügigen Spenden. Für die Handwerker bedeutete es eine Ehre, am Jungvolkheim unentgeltlich mitarbeiten zu dürfen. Das neue Heim war von äußerer und innerer Gestaltung eine große repräsentative Ehrenhalle. Gut sichtbar prangte der Spruch »Die Jugend ist der Bauherr des dritten Reiches« an der Stirnseite.

Für die Nazis war es wichtig, die Jugend zu willensstarken, gefolgschaftstreuen und pflichtbewussten Erwachsenen zu erziehen. Alle 10 bis 14 Jährigen sollten in die HJ eintreten. Karl-A. Fuchs, damals zehn Jahre alt und kein HJ-Mitglied, durfte probeweise zum Zeltlager nach Wald-Michelbach mitgehen. Die Jugendlichen liefen zu Fuß von Hockenheim nach Wald-Michelbach und von dort wieder zurück. Immerhin transportierten Pferdepritschen das Gepäck. Nachts schliefen die Kinder in großen Zelten, es war verboten zur Latrine zu gehen. Vierzehn Tage lang gab es »Gelweriewe mit Kartoffle« (Gelberüben mit Kartoffeln). Einmal und nie wieder, dachte Fuchs damals. Er ging nicht gern zum Jungvolkheim, weil er den Drill der Nazis nicht mochte. Auch die SA-Sturmlieder, die dort gesungen wurden, gefielen ihm nicht. Besonders schlimm für ihn war die antifaschistische Variante des »Heckerlieds«: »Wenn das Judenblut vom Messer spritzt«. Oft musste er über den Text nachdenken, den er damals nicht verstand. Auch deshalb, weil sein Klassenkamerad Horst Baumgarten war. Warum um alles in der Welt sollte sein Blut vom Messer spritzen?[20]

Das Fritz-Kroeber-Heim
(Foto: VfH Hockenheim)

Undeutsches Schrifttum – Das jüdische Gift im Bücherregal

Am 10. Mai 1933 brannten auf öffentlichen Plätzen in ganz Deutschland die Bücher von jüdischen sowie politisch unerwünschten AutorInnen. Diese angeordnete Maßnahme richtete sich »wider den undeutschen Geist« und wurde als »Vollzug des Volkswillens« veranlasst. In Wirklichkeit aber diente die Bücherverbrennung dazu, den Menschen zu suggerieren, dass es gefährliche Ideen gibt, von denen sie sich fern halten sollten. In Hockenheim fand die Bücherverbrennung vor dem Rathaus statt. Die ortsansässige SA warf

Maiparade auf dem Maifeld 1937
(VfH Hockenheim)

Bücherverbrennung vor dem Rathaus, 1933
(VfH Hockenheim)

Postkarte: »Heimatklänge aus Hockenheim«
(Foto: VfH Hockenheim)

die Bücher im Beisein von Jungvolk und dem Bund Deutscher Mädels (BDM) sowie der Lehrerschaft in das Feuer.

Von Heimatklängen, einem einfühlsamen Spruch und jüdischen Gepflogenheiten

Der gebürtige Hockenheimer F. A. lebte im Zweiten Weltkrieg in Hohenstein-Ernstthal. Zur Erinnerung an seine Heimatgemeinde komponierte er das Lied »Heimatklänge« und ließ den Text auf Postkarten drucken. In den Liedzeilen kam die vaterländische Gesinnung zum Ausdruck in dem Satz »bin als Deutscher ich geboren«. Auch der Hinweis, »unser sauberes Hockenheim«, deutete darauf hin, denn 1940 war Hockenheim judenrein, also sauber. Nach dem Ende des Nazi-Regimes änderte der Komponist den Text. Aus »unser sauberes Hockenheim« wurde »unser schönes Hockenheim«.

Postkarte von 1944 (Foto: Privatbesitz)

Feldpostkarte aus dem Jahr 1944 (Vorder- und Rückseite) (Fotos: Privatbesitz)

Die Reichspost unterwarf sich dem Hitlerkult mit der sentimentalen Mahnung: der Führer kennt nur Kampf, Arbeit und Sorge. Wir wollen ihm den Teil abnehmen, den wir ihm abnehmen können.

Selbst auf der Rückseite der Feldpost verbreitete das NS-Regime eine versteckte Judenhetze: »Und ist er auch geschickt getarnt, wir schnappen ihn, wir sind gewarnt!«. Wer da so geschickt getarnt durch einen »Babbedeckelaufsteller« schaut, ist ein jüdischer Geschäftsmann. In seiner Reichweite liegt ein gut gefüllter Geldsack, der den erschwindelten Reichtum der Juden symbolisiert.

Presselenkung der Hockenheimer Zeitungen

Mit der Gleichschaltung wurden auch die Medien auf die nationalsozialistische Politik und Ideologie allmählich eingeschworen. Die bis dahin unabhängigen Hockenheimer Zeitungsverleger Erwin Menger (Generalanzeiger) und Paul Weinmann (Hockenheimer Tageszeitung) fusionierten auf Anordnung der NS 1936 und firmierten als »Hockenheimer Zeitung«.

Von Anfang an wurde das Blatt im Umfang stark eingeschränkt. »Jeden Tag besuchte ein NS-Zensor meinen Opa«, erzählte Klaus Weimann. Im Juni 1941 warfen die »politisch un-

Werbung der Buchdruckerei Menger aus dem Jahre 1914 (Foto aus: Gesangsverein Liedertafel Hockenheim, Festbuch zum 40-jährigen Jubiläum)

Der Bund Deutscher Mädel (BDM) zieht vorbei am Zeitungsschaukasten in der Karlsruher Straße (Foto: Privatbesitz)

zuverlässigen« Verleger entnervt das Handtuch, sie stellten den Zeitungsvertrieb ein. Der »Stürmer«, »Völkischer Beobachter« und das NSDAP-Parteiblatt »Hakenkreuzbanner« für Baden und Mannheim hingen im Schaukasten in der Karlsruher Straße.

Konfiszierung der Radioapparate

Im September 1939 ordnete die Geheime Staatspolizei den Einzug der jüdischen Radioapparate an. Die Nationalsozialisten wählten aus dem jüdischen Kalender den Tag Jom Kippur, an dem die Rundfunkgeräte abgeliefert werden mussten. Jom Kippur, der Sühnetag, ist der heiligste Tag im Judentum. Auf Anordnung des Chefs der Sicherheitspolizei sollten die Juden in Deutschland von jedem selbständigen Rundfunkempfang ausgeschlossen werden. Ihre hierzu bestimmten Apparate wurden eingezogen, um sie an anderen Stellen zum Nutzen des Deutschen Volkes zweckdienlicher verwenden zu können. Nachdem in Hockenheim das Schreiben der Gestapo eingegangen war, handelte die Schutzpolizei umgehend. »Herbert Israel Fleischhacker, Schwetzinger Straße 12, besitzt einen Radio, Marke Loewe, im Werte von 5 RM. Hermann Israel Maier, Bismarckstraße 10, besitzt einen Radio mit Lautsprecher, Marke Seibt, Schätzungswert 15 RM. Sally Israel Adelsberger, Schwetzinger Straße 1, besitzt einen Radio, Marke Siemens, Schätzungswert 15 RM. Ludwig Israel Baumgarten, Schwetzinger Straße 12, besitzt einen Radio Marke, Atwaterkant, Schätzungswert 1 RM. Sämtliche Apparate wurden von dem Sachverständigen H.N. in Hockenheim geschätzt.« Noch am selben Tag teilte BGM Neuschäfer dem Landratsamt – Abteilung V/46 – in Mannheim den Einzug der »Jü-

dischen Rundfunk-Geräte« mit. Eine Entschädigung erhielten die jüdischen Besitzer nicht.[21]

Die Hitlerlinde auf dem Maifeld

Zu Ehren des »getreuen und gerechten Führers des Volkes in schwerster Zeit und vaterländischer Pflichterfüllung, dem Wegbereiter eines neuen Deutschland in Frieden und Gerechtigkeit« pflanzten die Hockenheimer auf dem Maifeld eine »Friedenslinde« und nannten sie Hitlerlinde. Zum Leidwesen der Nazis war der schlanken Hitlerlinde nie ein langes Baumleben beschieden. Ihr vorzeitiges Ende kam meistens in der Nacht. So im Juni 1933, als katholische Jugendliche die Hitlerlinde abschnitten. Die Wohnung des Kaplans Weickhardt wurde daraufhin durchsucht. Ein Jugendlicher kam in Schutzhaft und wurde vom Polizeipräsidenten in Mannheim persönlich verhört. Zur Neupflanzung der Hitlerlinde wurde die gesamte Bevölkerung eingeladen. »Wer nicht erscheint, zeigt offen damit, dass er mit der Vernichtung der Linde vollkommen einverstanden ist.«[22] Welche Brutalität der Lindenkult zu Tage förderte erlebte der Antifaschist Karl Koch am eigenen Leib. Er fällte die Hitlerlinde und gestand die Tat. Im Heldenkeller bestraften ihn die Nazi-Schergen so schwer, dass er seinen Beruf nicht mehr ausüben konnte.

Der Messdiener Günter Wolf diente 1944 in der Ostermesse. Während des Gottesdiensts stürzten plötzlich drei Jungvolkakteure zum Altar, ergriffen Günter und schleppten ihn aus der Kirche. Eine drakonische Bestrafung folgte, weil er an diesem Morgen nicht an der Feier zur Neupflanzung der Hitlerlinde teilnahm. Im Hof des Jungvolkheims band man ihn an den Pranger. Ein Ritual, bei dem jeder

Hitlerlinde umgeben von einem Zaun mit Hakenkreuz, in der Mitte stehen drei Freundinnen. (Foto: Privatbesitz)

HJ-ler den Jungen anspucken und ohrfeigen durfte, nahm seinen Lauf. Der Zufall wollte es, dass Günters Patenonkel, Rudi Körner, Soldat, Jahrgang 1918, gerade auf Heimaturlaub war. Fluchend rannte er zum Messplatz, und kam gerade Recht, als ein Jugendlicher zuschlagen wollte. Rudi Körner ging dazwischen, zog ihm die »Schleife« ab und gab ihm links und rechts zwei saftige Ohrfeigen mit den Worten: »Wenn ihr noch einmal mein Patenkind anrührt, erschieß ich euch!« Niemals wieder belästigte die HJ Günter Wolf.

Die erste Sonnenwendfeier 1933

»Am Samstagabend wurde auf dem Festplatz zum ersten Mal in Hockenheim eine Sonnwendfeier abgehalten … Gegen halb 9 Uhr sammelten sich sämtliche Mitwirkenden (Stadtkapelle, Gesangvereine, Turn- und Sportvereine, HJ, Jungvolk, BDM und Schuljugend) im Schulhof zum gemeinsamen Ab-

Sportliche Ertüchtigungsvorführung auf dem Messplatz, Maifeld NS-Zeit (Foto: Privatbesitz)

marsch zum Festplatz (Mai-Feld/Messplatz). Dort angekommen eröffnete die Stadtkapelle die Feier mit dem Marsch ›Deutschlands Ruhm‹. Der MGV Eintracht sang mit seinem gut geschulten Chor das Lied ›Deutschland dir mein Vaterland‹. ›Ein Wörtchen nur‹ vorgetragen vom MGV Sängerbund Liederkranz fand großen Beifall. Nun folgte der BDM mit einem Volkstanz; hieran anschließend sang die Hitlerjugend das Lied: ›Volk ans Gewehr‹. Auch der Bund deutscher Jugend führte einen Volkstanz vor. Beim Anzünden des Holzstoßes wurde gemeinsam das Lied ›Flamme empor‹ gesungen. Die Feuerrede hielt Hauptlehrer R. A. Er sagte, dass bereits unsere Vorfahren vor über zweitausend Jahren Sonnenwendfeiern durchführten. Und, daß unser Volk seine schwarze dunkle Zeit überwunden habe und einer besseren Zeit entgegengehe. Ein jeder soll und muß Achtung haben vor den Helden der Geschichte, Verehrung, Glaube und Liebe an die taktvolle Zeit der Gegenwart, ihre Gedanken, verankert im Nationalsozialismus. Liebe und Ehre zu unseren Führern, zu allem was Deutsch heißt: Heimat, Volk und Vaterland. Ein Feuerreigen ausgeführt vom BDM und das Lied ›Der Tag bricht an‹ vom MGV Liedertafel folgten. Das Deutschlandlied und Horst Wessel Lied aus tausenden Kehlen gesungen klang mächtig gen Himmel.«[23]

Hockenheimer Vereinsleben

Eine der ersten Maßnahmen war das Verbot sämtlicher Vereine, die aus der Arbeiterbewegung hervorgegangen sind. In Hockenheim betraf dies den Arbeitergesangverein – SPD geprägt, den Arbeitergesangverein Harmonie – KPD geprägt, die Arbeiterwohlfahrt AWO und alle Vereine, die von den Arbeitern der Zigarrenfabrik GEG[24] gegründet wurden: Arbeitersportverein, Arbeiterschützenverein, Arbeiterradverein »Solidarität« sowie der Arbeiterschachklub 1929. Alle Vereine, die nach der Gleichschaltung noch bestehen durften, mussten sich an die NS-Vorgaben halten. Die Vereinssatzungen wurden umgehend geändert, Vereinsführer gab es nur noch nach dem Führerprinzip. Nur reinrassige Arier, die fest zum Nazi-Regime standen, durften Vereinsmitglied bleiben oder werden, den Juden war die Mitgliedschaft verboten. Die »Freie Turnerschaft« und die der katholischen Kirche nahestehende DJK wurden 1935 aufgelöst. Zur Neuauflage des Kirchenkampfes gehörten auch die Beschlagnahme des Turnsaals in der Festhalle sowie der DJK-Turngeräte. Das Vermögen der Vereine wurde eingezogen und die Vereinsfahnen vernichtet.

Den TurnerInnen in Hockenheim blieb die Möglichkeit, sich dem Turnverein 1886 oder dem Turnerbund 1908 anzuschließen. Durchweg entschieden sich die Aktiven für den Turnverein 1886. Für die meisten der DJK-Sportler war dies aber keine Alternative, denn der Turnverein 1886 und der verbliebene Turnerbund 1908 führten schon 1933 die Gleichschaltung durch.[25]

Kreisturnfest 1936 in Hockenheim, Heidelberger Straße (Foto: Privatbesitz)

Im August 1934 waren die Turnvereine verpflichtet, die Stelle eines »Dietwart«,[26] zu besetzen und als neue Turndisziplin die »Wehrertüchtigung«, das Wehrturnen, nach dem Motto: Ein guter Turner ist auch ein guter Soldat! einzuführen. Beim Turnverein 1886 bot eine neu gegründete Turnabteilung das Wehrturnen an.

Die Jugend spielerisch für das Militär zu begeistern, war das übergeordnete Ziel des Vereinswesens der Hitler-Diktatur. Die Gründung entsprechender Vereine stieß in Hockenheim kaum auf Hindernisse.

Der Sportflieger-Club Hockenheim e. V. gründete sich im Frühjahr 1933, Vorsitzender wurde der Gewerbeschulrektor A. B. Der Fluglehrer P. S. sammelte im 1. Weltkrieg Flugerfahrungen, 1935 bestand er die Prüfung zum Fluglehrer und brachte vielen Flugschülern das Einmaleins des Fliegens bei. Sie lernten aber auch Disziplin und Ordnung bei ihrem Fluglehrer. Fast alle Flugschüler des Segelfliegerclubs wurden zur Luftwaffe eingezogen, sobald sie das wehrpflichtige Alter erreichten. Linientreue Lehrer bauten mit ihren Schülern im Bastelraum der Gewerbeschule in der Heidelberger Straße Holzflugmodelle.

Manche Schüler kamen in Uniform zum Basteln. Die »Deutsche Weihnachtsfeier« der Flieger-HJ fand 1934 in der ehemaligen Zigarrenfabrik Piazolo in der Karlsruher Straße statt. Zum Feiern trafen sich die Werkleiter mit den Jugendlichen unter dem »Jul-Kranz«, dem »Deutschen Adventskranz«. Nach germanischer Sitte wurden Tannenzapfen an den Kranz gebunden und das deutsche Weihnachtslied der Nazis, »Hohe Nacht der klaren Sterne« von Hans Baumann (1914–1988) gesungen.

1937 gliederte der Deutsche Luftsport Verband DLV die Ortsgruppen in das Nationalsozialistische Fliegerkorps NSFK ein. Mit der Absicht, begeisterte Piloten für die Flugstaffel zu

Schüler im Bastelraum der Gewerbeschule (Foto: Privatbesitz)

rekrutieren wurde der Flugsport staatlich ideell gefördert und materiell unterstützt, zur vormilitärischen Ausbildung umfunktioniert.[27]

Auch die Marinekameradschaft Hockenheim 1935 Seydlitz e. V. erfüllte ihre gesellschaftliche Pflicht indem sie jungen Männern eine vormilitärische Ausbildung angedeihen ließ. Ungefähr 150 junge Männer aus Hockenheim fuhren nach vorsichtigen Schätzungen als Seeleute der Handels-, Reichs- und Kriegsmarine zur See. Während des 2. Weltkriegs hielt man die kameradschaftlichen Bindungen aufrecht. Die Älteren hielten stets Kontakt zu den Jungen an den Fronten. Leider kamen viele nicht mehr aus dem furchtbaren Krieg zurück.[28] Besondere Unterstützung erhielt der Schützenverein Hockenheim 1923 e. V., galt es doch, gute Schützen zu rekrutieren. Auch der Ortsverein Hockenheim für Deutsche Schäferhunde bildete Halter und Hunde für »besondere Zwecke« auf dem eigenen Übungsgelände aus, der sich auf dem heutigen F1 Parkgelände befand.

»Der Furcht so fern, dem Tod so nah, heil Dir SA, so nah!«

Dieser Spruch befand sich über dem Türbogen des Folterraums im Heldenkeller. »Ich zittere heute noch, wenn vom Heldenkeller gesprochen wird. Die Gefolterten waren wirklich dem Tod so nah. Sie wurden meist zu Hause abgeholt und mussten von SA-Männern bewacht, durch Hockenheim zum Folterkeller laufen. Dort angekommen, ging es sofort in den Folterraum. Das Licht der Deckenlampe war eine Funzel und so dunkel, dass die Schläger von den Opfern nicht erkannt werden konnten. Hemmungslos und mit brutaler Gewalt schlugen die Männer auf die Opfer bis zur Bewusstlosigkeit ein. Auch ein Foltertisch von einer Rinne umgeben befand sich im Folterraum. Nach den Misshandlungen besoffen sich die Folterer im Parteilokal ›Zum Adler‹, oft bis zum Morgengrauen«, so Karl-A. Fuchs.

Weihnachtsfeier des SFC 1934 (Foto: SFC Hockenheim)

Mit dem Heldenkeller verhielt es sich wie mit den drei Affen »Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen«. Wie überall in Deutschland sollte auch in Hockenheim das Verschweigen zum Vergessen führen. Die Misshandelten und ihre Familienangehörige galten jahrelang als »Vaterlandsverräter« und waren doch die wahren Helden! Adam Hardtmann, der beim Frühschoppen im »Helzeglumpe«, Gasthaus »Zur Stadt Leipzig« saß, wurde von einem Schulkameraden angesprochen, ob er sich nicht über das Geschenk des Führers, den 1. Mai-Feiertag, freue? Hardtmann antwortete: »Eine Demokratie wäre mir lieber, denn unterm Führer wird das Öl auch teurer«. Dies reichte, um ihn am gleichen Tag von vier ehemaligen Schulkameraden abholen zu lassen. Wie einen Gefangenen führten sie ihn durch die Untere Hauptstraße zum Heldenkeller. Nachweislich erhielt Adam Hardtmann die meisten Ochsenziemer-Peitschenhiebe. Auf der Fahrt zum Bau des Westwalls sollte er seine Uniform anziehen. Er weigerte sich und wurde beim nächsten Pausenhalt erschossen!

Außerdem, zeigte ein Sohn seinen eigenen Vater an, weil er zu Hause ablehnend über die Nazis sprach, wurde eine Frau im Heldenkeller misshandelt, weil sie sagte, als Katholikin könne sie die NSDAP nicht wählen, gellten die Schreie der Gefolterten bis über die Fortuna-Kreuzung und waren an der Eingangstür zur Metzgerei Eichhorn noch zu hören. Eine Zeitzeugin erinnert sich: »Wenn ich von der Unteren Hauptstraße in die Stadt lief – ich war vierzehn Jahre alt – um für meine Mutter einzukaufen, wechselte ich schon auf der Höhe vom Ledergeschäft Simon die Straßenseite wegen der Schreie der Gefolterten. Die Schreie gingen mir nie mehr aus dem Kopf«. Auch Dekan Englert sollte im Heldenkeller eine Sonderbehandlung erhalten. Ein Arbeiter, NSDAP Mitglied, der den Dekan im Pfarrgarten sah, rief ihm zu: »Heute Abend holen wir dich ab und bringen dich in den Heldenkeller!«. Wenig

später stürzte er vom Gerüst und starb. Danach ließen die Nazis von ihrer Absicht ab, den Dekan in den Heldenkeller zu bringen!

»Von den Folterern, waren die meisten arbeitslos und geisterten betrunken im Adler herum«, so Karl-A. Fuchs, der in jungen Jahren seine Heimatstadt verließ. Er konnte und wollte nicht mehr mit den vereinnahmten Nachbarn Tür an Tür wohnen. Er erzählte: »Der Sturmbannführer Großmann aus Mannheim nahm den Heldenkellerakteuren die Hemmungen, wie z. B. den Gebrüder Spaten, dem Napf und wie sie alle hießen«. Fuchs sah den gefolterten Friedrich Bauer, SPD-Mitglied und aktiv im Widerstand gegen das Hitler-Regime. Bauer wurde von Großmann zuerst mit einem eisernen Feuerhaken blutig geschlagen. Dann zogen ihm die Schergen eine Decke über den Kopf und traktierten ihn mit Ochsenziemern. Nach dieser Prozedur sperrten sie ihn zum Auskühlen in den Eiskeller und danach in den Schweinestall. Friedrich Bauer flüchtete mit letzter Kraft auf den Dachboden der Gaststätte. Die Hausbesitzerin, die Mutter von Fuchs entdeckte ihn dort und benachrichtige Dr. Lentze und die Angehörigen. Der Arzt lies Bauer sofort in das psychiatrische Krankenhaus nach Mannheim bringen. Vermutlich rette er ihm mit der Einweisung das Leben, denn der lange Arm der Hockenheimer Nazis reichte noch nicht bis in die Quadratestadt. Friedrich Bauer emigrierte in die Schweiz, wo er an den Folgen seiner inneren Verletzungen sechs Jahre später starb.

Im »Leidenauer Schloss« (vier zusammenhängende Grundstücke) in der Unteren Hauptstraße/Eisenbahnstraße, wohnten Familien, die der KPD nahestanden. Im »Dritten Reich« litten sie besonders unter den Nazis. Daher der Name »Leidenauer Schloss«. Fast alle Kommunisten wurden wegen ihrer politischen Einstellungen im Heldenkeller misshandelt.

Der Heldenkeller war in Hockenheim und Umgebung bekannt. Die Anwesenheit des Bürgermeisters konnte nachgewiesen werden. Von den Opfern und Folterern wurde er nicht belastet. Ein Parteigenosse war nach dem Krieg geständig und nahm vieles auf seine Kappe.[29]

Ein Hockenheimer Bäcker reiste 1923 zum Hitlerputsch nach München und erhielt danach ein persönlich unterschriebenes Dankschreiben von Adolf Hitler. Nach dem Ende des Kriegs half der Hockenheimer H.H. oft bei dem Bäcker aus. Mit seinem Fahrrad beförderte er frische Backwaren frei Haus. Zu seiner Kundschaft zählte auch das Schwesternheim »St. Elisabeth« in der Hirschstraße. Jede Woche erhielten die Gengenbacher Ordensschwestern kostenlos Brot und Kuchen. Immer wenn ihm der Bäcker den Lieferkorb überreichte, tat er das mit den Worten: »Was mer alles im Dritte Reich verbroche hawe, des kenne mer nie mehr widder gut mache.« Mehr sagte er nicht und H.H. war zu jung, um zu verstehen, was der Bäcker meinte. Erst nachdem er das grauenhafte Ausmaß der totalitären Hitlerdiktatur begriff, verstand er.

Anmerkungen

1 Bericht aus der Kampfzeit der Hockenheimer HJ, Hockenheimer Zeitung, Hockenheimer Tagesblatt, 1931.
2 Peter Kaiser, Das wahre Gesicht des Nationalsozialismus, Rhein-Neckar-Kreis Bausteine zur Kreisgeschichte, Der Landkreis Mannheim im Nationalsozialismus, S. 321.
3 Ebd., S. 46.
4 NSDAP – Wahlplakat »Wählt Liste 1«, Hockenheim, 1933.
5 Ernst Brauch, Aus zwölf Jahrhunderten Geschichte Hockenheim,1933, S. 153.
6 Peter Kaiser, Das wahre Gesicht des Nationalsozialismus, Rhein-Neckar-Kreis Bausteine zur Kreisgeschichte, Der Landkreis Mannheim im Nationalsozialismus, S. 82/83.

7 Ebd., S. 327.
8 Ebd., S. 87.
9 General Landesarchiv Karlsruhe, GLA 362 362 No. 9774. Karl Eisinger wurde am 4. März 1933 wegen kommunistischer Beteiligung und Beleidigung des Führers, Ludwig Kammerer wegen Beleidigung der Reichsregierung verhaftet. Karl Eisinger saß vom 4.4.1933 bis zum 4.1.1934 in Mannheim, Bruchsal und im KZ Kislau. Ludwig Kammerer war von April bis Dezember 1933 in Mannheim und im KZ Heuberg in Haft. Zahlreiche politische Opfer des Faschismus aus der Region verbachten die Machthaber nach Mannheim.
10 Stadtarchiv Hockenheim, Bekanntmachung der Gemeinderäte und Gemeindeverordneten für die Neubildung des Gemeinderats, 22. April 1933, Vorschlagliste der Reichstagswahl vom 5. März 1933.
11 Stadtarchiv Hockenheim, Abt. A. No. 988, Liste der entlassenen Beamten, 12. März 1934.
12 Ebd.
13 Carl-Wilhelm Reibel, Das Fundament der Diktatur – Die NSDAP-Ortsgruppen 1932–1945, 2.2 Die parteiinternen Machtbefugnisse und die administrativen Aufgaben der Ortsgruppenleiter 89 (89–91 Dienstpistole).
14 Kurt und Rita Martin, Alles hat Geschichte Kindheitserinnerungen, S. 79.
15 Die Obere Hauptstraße wurde in Adolf-Hitler-Straße, die Untere Hauptstraße in Bismarckstraße, die Wilhelm-Leuschner-Straße in Hindenburgstraße und die Leopoldstraße in Horst-Wessel-Straße umbenannt. Es gab einen Schlageter Hain, heute Friedrich Ebert Park und Altenheim St. Elisabeth.
16 Katholisches Pfarramt Hockenheim, Kirchenblatt der Stadtpfarrei Hockenheim, 16. Februar 1932.
17 Ebd., Nr. 10, Hockenheim, 5. März 1933.
18 Ebd., Hockenheim, 29. April 1935.
19 Das Wort »Goldfasan« war in der Nazi-Zeit ein beliebter Ausdruck für die »glänzende«Kleidung der Parteifunktionäre.
20 Das »Heckerlied« der Badischen Revolution 1848/49 benutzen die Nationalsozialisten in der antisemitischen Variante und schürten mit dem andauernden singen des Revolutionslieds den Judenhass.
21 Stadtarchiv Hockenheim, Schutzpolizei Dienstabteilung Hockenheim, 26. September 1939, Betreff: Rundfunkgeräte der Juden.
22 Katholisches Pfarramt Hockenheim, Schreiben von Dekan Englert vom 11.8.1933 an das Hochwürdigste Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg: »Am Freitag, 6. Juli 1933 wurde die neue Hitlerlinde gepflanzt. Hierzu wurde in der Zeitung die gesamte Bevölkerung Hockenheims eingeladen mit dem Hinweis: ›wer nicht erscheint, zeigt offen damit, daß er mit der Vernichtung der Linde vollkommen einverstanden ist‹«.
23 Der Artikel wurde im Juni 1933 in der Hockenheimer Zeitung »Generalanzeiger« veröffentlicht.
24 Die Großeinkaufsgesellschaft der Konsumvereine (GEG) war anfangs des 19. Jhd. die größte Zigarrenfabrik in Hockenheim. 1930 beschäftigte die Tabakmanufaktur 700 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Noch heute steht der große Gebäudekomplex in der Luisenstraße.
25 HSV Festschrift, 125 Jahre Hockenheimer Sportverein e. V., S. 39/40.
26 Der Dietwart ist ein Kulturwart, AustriaWiki/Dietwart, https://austria-forum.org/af/AustriaWiki/Dietwart, 11.11.2018.
27 Segelfliegerclub Hockenheim e. V., www.sfc-hockenheim.de, 8.2.2017.
28 Festschrift zur 50 Jahrfeier der Marinekameradschaft Hockenheim 1935 »Sydlitz« e. V., S. 29.
29 Hockenheimer Tageszeitung, Artikel: Heldenkellerprozesse abgeschlossen, Juni 1947.

Anschrift der Autor*innen:
Felicitas Offenloch-Brandenburger
und Klaus Brandenburger
Murgweg 6
68766 Hockenheim

Die Geschichte des Tabakanbaus in Hockenheim

Franz Anton Bankuti

Hockenheim war im letzten Jahrhundert für den Tabakanbau und die Tabakverarbeitung eine der bedeutendsten Städte in der Rhein-Neckar-Region. Von Boden und Klima begünstigt, fanden sich hier beste Bedingungen für den Anbau. Es folgten die notwendigen Tabakscheunen in den Bauernhöfen, die auch das Ortsbild prägten. Für die Bevölkerung wurde die Arbeit bei der Herstellung von Zigarren, Zigaretten oder losem Tabak zu einer wichtigen Einkommensquelle – sei es in Heimarbeit oder in der Zigarrenfabrik. Damit war allerdings auch eine Reihe sozialer Probleme verbunden, die gelöst werden mussten.

Tabak, Zigarren und Hockenheim gehören zusammen wie Faust und Mephisto. Der Tabakanbau und die Herstellung von Zigarren prägten über viele Jahrzehnte hinweg das Leben der Menschen in Hockenheim, sorgten teilweise für einen eigenen Rhythmus, schließlich war zumeist die gesamte Familie mit einbezogen. Kein Wunder, schließlich ist der Tabakbau sehr arbeitsintensiv. Positiv dabei war, dass der Tabakanbau wesentlich mehr Ertrag auf der gleichen Fläche brachte als etwa der Anbau von Getreide, vom zehn- bis zwanzigfachen Ertrag kann dabei ausgegangen werden. Dies kam den Menschen natürlich entgegen, schließlich herrschte hier bei der Vererbung die Realteilung, die vererbten Landstücke waren also immer kleiner geworden. Die Natur kam dem erfolgreichen Tabakanbau gewissermaßen entgegen, wir haben hier lockeren sandigen Boden, der dafür ideal ist.

Die Gedanken an die Zeit des Tabakbaus, die Zeit der vielen größeren und vor allem auch kleineren Zigarrenfabriken lassen immer auch ein wenig Nostalgie aufkommen. Wer würde nicht gerne von »guter alter Zeit« sprechen. Da sei es natürlich auch erlaubt, mitunter ein wenig zu vergessen, dass der Arbeitsalltag unserer Vorfahren sehr hart war, sowohl für Männer als auch für Frauen. Die Frauen waren »nicht nur gefragt, sondern auch geplagt«, und etwas nachdenklich mag uns da machen, was wir aus einem zeitgenössischen Inspektorenbericht um 1900 über die Beschäftigung der Frauen in der Zigarrenfabrik lesen. Dort heißt es unter anderem: »Die notwendige Gelenkigkeit der Finger hat in dem Alter doch schon so abgenommen, dass der Verdienst kein lohnender mehr war …« Es ging um die Frauen mit 40 Jahren!

Aber blicken wir beim Gesamtthema Tabak erst einmal kurz zurück. Vor über fünf Jahrhunderten, als sich Kolumbus mit seinem Tross auf große Tour machte, war die gesamte bis dahin bekannte Welt »ein großes Nichtraucherabteil«. Der Tabak hat damals die Welt wohl insgesamt ein bisschen »aufgemischt«. Kautabak, Schnupftabak, Pfeifen, Zigaretten und hier bei uns natürlich in erster Linie die

Wohn- und Arbeitssituation einer Heimarbeiterin, dargestellt im Tabakmuseum Hockenheim

Zigarren waren ein Teil des Alltagslebens geworden, bei »einfachen Leuten« ebenso wie in der höfischen Gesellschaft.

Kritik am Tabakgenuss gab es schon immer. Eine vornehme Dame soll den französischen Staatsmann Talleyrand aufgefordert haben, gegen den lasterhaften Tabakgenuss vorzugehen. »Sie haben Recht Madame, Rauchen und Schnupfen sind zwei Laster. Ich werde mich entschieden dagegen einsetzen, sobald Sie mir zwei Tugenden nennen, die der Staatskasse jährlich einhundertzwanzig Millionen Francs einbringen«, soll er ihr geantwortet haben.

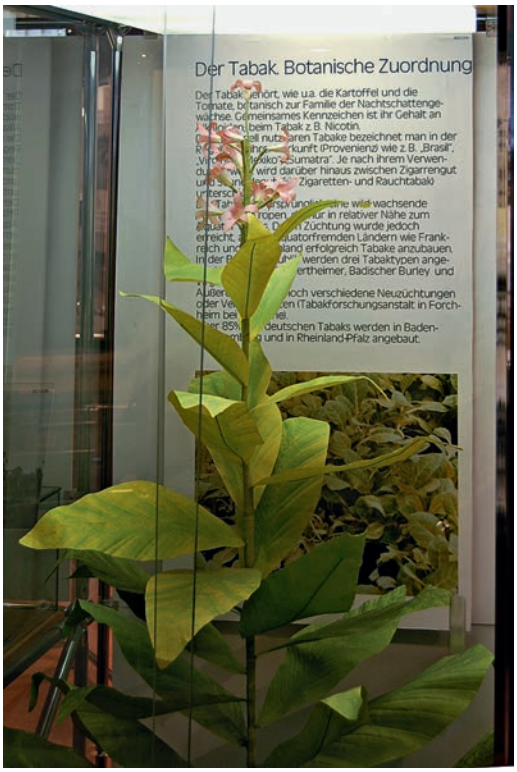
Die Möglichkeit eines guten Ertrages hat den Tabakanbau auch bei uns populär gemacht. Wer die Frage stellt, seit wann in Hockenheim Tabak angebaut wurde, wird vergeblich auf eine klare Antwort warten. Erste Erwähnungen des Tabakanbaus in der weiteren Region findet man in einer Urkunde aus dem pfälzischen Hatzenbühl von 1537. Sechs Jahrzehnte später wird erstmals die Kurpfalz erwähnt. Anzunehmen ist, dass durch den Dreißigjährigen Krieg und die herumziehenden Söldnerheere das Tabakrauchen hier verbreitet wurde.

Natürlich haben die Hockenheimer Landwirte kein Tagebuch geführt, in dem in etwa steht: Jetzt versuche ich mal, Tabak anzubauen. In den Akten erwähnt wird der Tabakbau in Hockenheim im Jahre 1728 und zwar, weil es »Zoff« gegeben hatte. Wir lesen

dort allerdings nur, dass Hockenheim endlich eine eigene Tabakwaage beansprucht, weil es immer wieder Streit gab wegen des Tabakwiegens. Näheres können wir dem Aktenvermerk von 1728 nicht entnehmen, erst aus Unterlagen aus dem Jahre 1865 erfahren wir etwas über die Ernteergebnisse in Hockenheim und darüber, dass Hockenheim einen guten Ruf als Tabakbaugemeinde hatte, dies rührte von der Qualität des Tabaks her, und schon damals hieß es: gute Qualität, gute Preise.

Aber der gute Lohn hatte natürlich auch seinen Preis: eine Anbaufläche von knapp 100 Ar konnte eine vierköpfige Familie während des ganzen Jahres beschäftigen. Schließlich war früher alles Handarbeit. Aus den Samen wurden Setzlinge, die auf den Feldern in die Erde kamen. Die Tabakernte war dann später eher zeremoniell als schnell. Die Erntezeit beginnt bereits nach drei Monaten und erstreckt sich vom Juli bis in den September. Die Tabakblätter werden einzeln vom Stock abgebrochen, die Blätter werden also »etagenweise« abgeerntet, beginnend mit den untersten Blättern, den Sandblatt-Grumpen, die wertvolleren Stücke sind dann die folgenden Sandblätter, danach wird das Haupt- und Obergut geerntet.

Zu Hause ging die sorgfältige Arbeit natürlich weiter, da der Wasseranteil von 85 Prozent auf 15 Prozent gesenkt werden musste; dadurch wurden auch chemische Reaktionen in Gang gesetzt. Und dann das Trocknen: Blatt für Blatt wurde der Tabak aufgefädelt und genäht. Die Blätter kamen an etwa ein Meter lange Bandeliers, diese wurden aufgebunden und mit dem Seil unter das Dach der Scheune oder des Schuppens gezogen. Sobald der erste Tabak trocken war, wurde er in Bündeln zusammengehängt, man musste ja Platz für den nächsten schaffen. In einem Kasten wurden dann drei Bandeliers zusammengedrückt und



Tabakpflanze in Ausstellungsvitrine

gebündelt und je nach Sorte von Oktober bis etwa Mitte Februar weiter getrocknet.

Wichtig war dann auch die weitere Bearbeitung, die Fermentation des Tabaks. Dies ist ein speziell eingeleiteter Gärungsprozess, den man auch als Veredelungsprozess bezeichnet hat und der wichtig war für die Aromabildung des Tabaks. Viel Arbeit und Mühe also, bis der Tabak verkauft werden konnte.

Unvergessen sind natürlich die Erzählungen, die wir vielleicht noch von unseren Großeltern kennen, wenn es um das legendäre Tabakfädeln ging. Da halfen alle mit, und man saß bei der Arbeit auch abends in arbeitsamgemütlicher Runde zusammen. Das herbstliche Tabakfädeln war also auch ein Treffpunkt, bei dem ganz bestimmt »über Gott und die Welt dischbutiert wurde«, und auch beim ei-

Modell einer Tabakscheuer

genen Most der Tabakbauern griff man bestimmt ganz gerne (kräftig) zu.

In Erinnerung sind vielen sicherlich noch die typischen Tabakschuppen, im Grunde genommen raffiniert ausgeklügelte Holzgebäudekonstruktionen, in denen der Tabak auf mehreren Ebenen aufgehängt werden konnte. Auch die Belüftung konnte mechanisch-individuell verschieden eingerichtet werden. Nach und nach verschwinden diese typischen Bauwerke in unserer Heimat, vor etwa zwei Jahrzehnten sind die riesigen Tabakschuppen am Stadteingang, von Reilingen kommend, verschwunden und haben einer großen Tankanlage Platz gemacht. Erst ein Jahrzehnt dürfte es her sein, dass die Tabakschuppen der Familie Schinke im Herzen der Stadt in der Oberen Hauptstraße neben dem Lutherhaus abgerissen wurden, hier entstand eine Wohnbebauung.

Kommen wir zurück zur Hauptsache: zum Tabak. Nach einer arbeitsreichen Saison stand also der Tabak jetzt zum Verkauf an. Zur Information: Die Bauern hatten mit den Tabak verarbeitenden Firmen Verträge, beim sogenannten Vertragsanbau gab es Vorab Zusagen durch die Unternehmen, den Tabak zu kaufen. Spannend war dann natürlich der jeweilige Preis.

Etwa zwei Wochen vor dem Verkaufstermin mussten die Tabakbauern in einem dafür vorgesehenen Wirtshaus Musterbüschel auslegen. Die Tabakkäufer konnten die Büschel begutachten und je nach Qualität den Preis festsetzen. Wenn nun die Käufer einen anderen Preis anboten, als der Tabakbauer sich vorgestellt hatte, konnte es schon mal Ärger geben. Deshalb hatte der Tabakbauverband Vermittler eingesetzt, die dann zur

Postkarte von 1896: Gasthaus »Zur Kanne« von S. Schwab.

Schlichtung beitragen sollten, das waren die Bonitierer. Die Bonitierer kamen zumeist aus Tabakbaufamilien und kannten sich rund um den Tabak bestens aus. Ihre Aufgabe war es, die Tabakpflanzer beim Aushandeln der Verkaufspreise zu unterstützen und Streitigkeiten zu schlichten.

Hockenheim hatte aber in der »damaligen Tabakwelt« nicht nur wegen der guten Qualität der Produkte einen guten Ruf, sondern auch wegen einer Persönlichkeit, die eng mit dem Tabakbau verbunden war: Philipp David Schwab. Schwab war der Sohn des Ochsenwirtes in Steinsfurt an der Elsenz, heute ein Stadtteil von Sinsheim. Wahrscheinlich hatten verschiedene Ochsenwirte untereinander Kontakt, jedenfalls hatte besagter Ochsenwirtssohn Philipp David Schwab das »Ochsewerdsannche«, die Tochter des Hockenheimer Ochsenwirtes, kennen, und dann auch lieben gelernt.

Philipp David Schwab kam zunächst nach Mannheim und ging bereits in ganz jungen Jahren nach Paris und danach nach London. Bei seiner Rückkehr war er für die damalige Zeit »ein Mann von Welt«, schließlich beherrschte er die englische und französische Sprache, was ihm später sehr von Nutzen war, nicht nur als Dolmetscher in Mannheim, sondern auch bei seinen vielen späteren Reisen.

Im Jahre 1835 übernahm dann das junge Paar, das inzwischen geheiratet hatte – Philipp David Schwab war gerade 29 Jahre alt – die »Silberne Kanne« in Hockenheim. Die jungen Schwabs waren jetzt Gastwirte, Landwirte und Posthalter, die »Silberne Kanne« soll unter ihrer Regie großen Aufschwung genommen haben.

Denkmal für die Tabakarbeiterinnen im Gartenschaupark

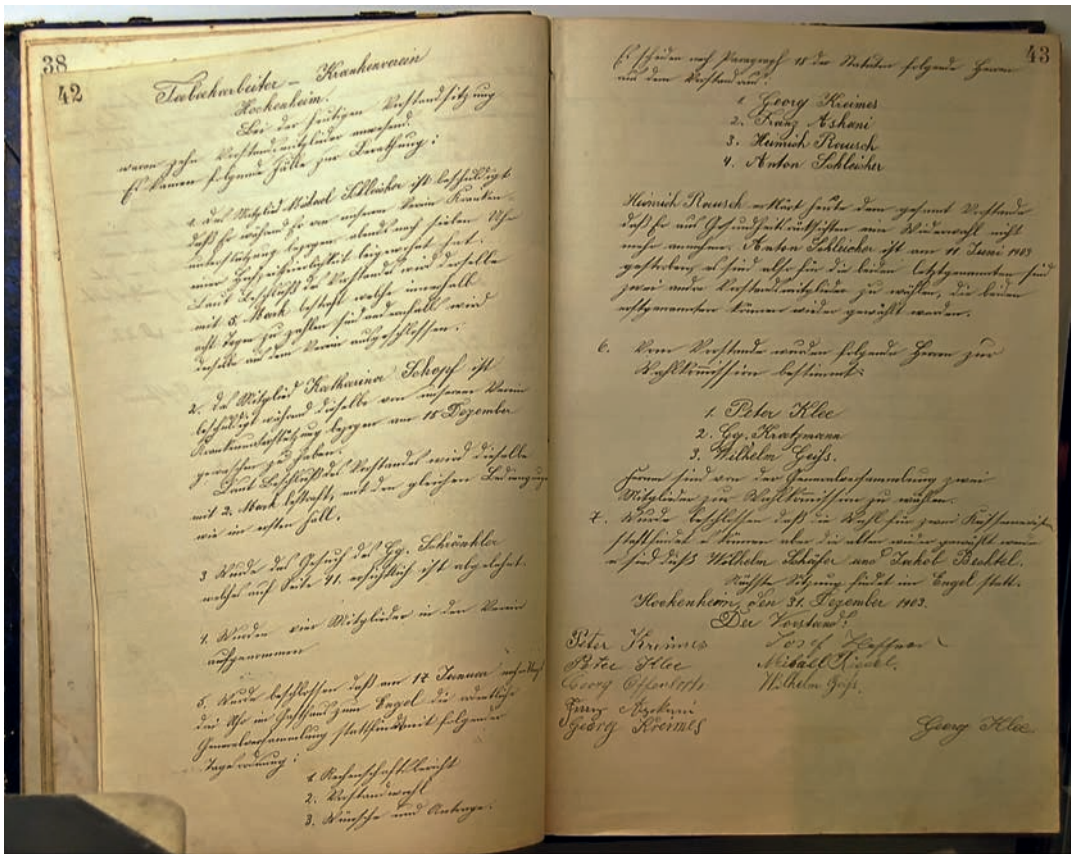
Erst hier in Hockenheim kam Philipp David Schwab mit dem Tabakbau in Berührung, in seiner Heimat im Kraichgau war der Boden dafür nicht geeignet. Es ist anzunehmen, dass Schwab sehr neugierig und sehr clever war und sich so schnell zu einem Tabakbauexperten entwickelte. Heute würde man vielleicht sagen: er hatte eine Marktlücke entdeckt. Nicht ganz verständlich ist es uns heute, dass keine weiteren Informationen über Schwab und seine »Beratertätigkeiten« zu finden sind; bekannt ist sein guter Ruf als Experte, der im Inland und im Ausland gefragt war. Zu den badischen Markgrafen Max und Wilhelm soll er gute freundschaftliche Verbindungen gehabt haben. Er hatte ein mustergültiges Hofgut, über das sich viele junge Landwirte vor Ort informierten. Philipp David Schwab war zeitweise auch Bürgermeister von Hockenheim, das lag ihm aber wohl weniger, nach drei Jahren gab er das Amt wieder ab. Im August des Jahres 1864 starb Philipp David Schwab im Alter von 57 Jahren.

Kommen wir zurück zum Tabak – und damit in Hockenheim konsequenterweise zu den Zigarren. Aus einer Enzyklopädie aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammt der Satz: »Das Rauchen von Zigarren macht den Menschen ruhiger und zufriedener mit dem Schicksal.« Und gegen Ende des 19. Jahrhunderts lesen wir: »… die Zigarre gewährt einen Schutz gegen die Reizüberflutung«. Es war die Zeit der Zigarren also, von der schließlich auch Hockenheim profitierte.

Im Jahre 1802 eröffnete Freiherr Ludwig von Bilberbeck die erste reine Zigarrenfabrik in Mannheim. Um das Jahr 1860 gab es in Baden etwa 170 Zigarrenfabriken mit einer Jahresproduktion von etwa 40 Millionen Zigarren.

Mit dem damaligen wirtschaftlichen Aufschwung stieg auch der Zigarrenkonsum. Problematisch wurde es, als der Staat mehr Geld brauchte. So wurde 1879 der Zoll auf 100 Kilogramm Rohtabak von 24 auf 85 Reichsmark erhöht, zusätzlich erfand man eine »Gewichtsrohstoffsteuer«, so dass die Kosten im Tabakbereich um 500 Prozent gestiegen waren. Resignation oder drastische Senkung der Kosten bei der Herstellung, das war die Frage. Man entschied sich, mit möglichst billigen Kräften zu arbeiten. Und diese fand man auf dem Land. Viele Produktionsstätten wurden also verlagert, in ländlichen Regionen wurden zusätzlich Filialen großer Firmen errichtet.

Über ein Viertel der beschäftigten Menschen in unserer Region arbeitete in der Zigarrenindustrie. Zur Jahrhundertwende in das 20. Jahrhundert waren es etwa 30 000 Beschäftigte, vom Jahr 1913 ist die Zahl von 40 000 Beschäftigten bekannt. Die Möglich-



Ein Arbeiter-Krankenverein-Mitgliederbuch

keit, in der Zigarrenfabrik zu arbeiten, war für viele Familien eine wichtige Ergänzung zu den Einnahmen. Zudem waren die Fabriken zeitlich flexibel und täglich elf Stunden geöffnet, bezahlt wurde nach der gefertigten Stückzahl. Der Frauenanteil an der Arbeit in der Zigarrenindustrie stieg von anfangs 70 Prozent auf bis zu 90 Prozent.

Das macht schon zahlenmäßig deutlich, dass die Last und die Belastung für Frauen immer größer wurde. Längst bestimmen nicht mehr »Kinder, Küche, Kirche« den Alltag der Frauen, längst sind es »Familie, Fabrik, Feldarbeit«. Das Leben der Frauen in Hockenheim war von harter Arbeit geprägt, der Lebenslauf und der Lebensrhythmus waren vorgezeichnet. Als Kind half das Mädchen der Mutter bei der Heimarbeit, weil diese wegen der kleinen Kinder nicht in die Fabrik gehen konnte. Außerdem half das kleine Mädchen, so gut es konnte, bei der Feldarbeit und bei der Versorgung des Kleinviehs. Nur am Rande sei erwähnt, dass sich das Alles in sehr beengten Räumlichkeiten abspielen musste. Im Klartext heißt das, dass man in einem Raum wohnte und lebte, die Wäsche wusch und trocknete. Hier musste man auch kochen und essen und oft nachts auch schlafen, tagsüber war das auch der Arbeitsraum für die Heimarbeit.

Die im Haushalt mithelfenden Mädchen absolvierten die Schulzeit und wurden mit zwölf Jahren aus der Schule entlassen. Zumeist führte ihr Weg dann in die Zigarrenfabrik, dort wurden die sie angelernt, und die Familie konnte froh sein, dass jetzt ein weiterer Verdienst in die Familienkasse kam. Bei entsprechender Geschicklichkeit konnten es die jungen Frauen schnell in die höchste Lohnstufe schaffen. Dass die jungen Frauen in der Erntezeit bei der familiären Landwirtschaft mithelfen mussten, war von den Zigarrenfabrikanten eingeplant.

Im normalen Lebensablauf der jungen Frau kam dann die Heirat. Sie bekam selbst Kinder, war auf Heimarbeit angewiesen, die ja weit schlechter bezahlt wurde – und man war wieder in der »Armutsphase« des Familienzyklus.

Wie bereits erwähnt, war mit 40 Jahren bei den Frauen die Beschäftigung zumeist abgeschlossen. Neben der nachlassenden Gelenkigkeit der Finger, waren auch immer wieder Erkrankungen der Atemwege festzustellen, ebenso kamen Blutarmut und Hautleiden oft vor. Eine leichte Nikotinvergiftung durch den steten Tabakdunst und -staub führte oftmals unter anderem zu Kopfschmerz, Schwindel und Herzklopfen. In einem Bericht lesen wir über das »fahle und blasse Aussehen der Mädchen und Frauen, auch derer mit einst blühend roten Wangen«.

Die regelmäßigen Berichte brachten aber nach und nach Verbesserungen der Arbeitsbedingungen. Ab etwa 1880 waren Gewerbeinspektoren unterwegs und untersuchten die Situation der Tabakarbeiterinnen. Die Firmen erhielten Auflagen für die Größe und Belüftung der Arbeitsräume. Zu den Vorschriften gehörte auch, dass für je zehn Personen ein Spucknapf aus Emailblech aufzustellen war, der täglich mit frischem Wasser gefüllt wurde. Nebenbei bemerkt: das Ausspucken auf den Boden war aus hygienischen Gründen verboten worden.

Auch einen »Mutterschutz« kannte man schon. Eine Frau durfte insgesamt acht Wochen vor und nach der Geburt eines Kindes zuhause bleiben, anfangs ohne Lohnersatz, später gab es Geld für drei, dann für vier und schließlich für sechs Wochen.

Eine Gemeinde wie Hockenheim freute sich natürlich, wenn Arbeitsplätze durch Zigarrenfabriken oder Filialen geschaffen wurden. Der Aufwand für die Versorgung der Armen ging dadurch zurück, in den Zigarrenfabriken konnte oft auch noch Arbeit finden, wer für die landwirtschaftliche Arbeit zu schwach oder kränklich war. Außerdem wurde in der Zigarrenfabrik während des ganzen Jahres gearbeitet.

Ein gewisses Problem stellte die Kinderarbeit dar. Sie war nur in ganz geringem Umfang erlaubt, Lehrer und Pfarrer wetterten dagegen. Was sollte der Fabrikant tun, wenn die Eltern darum bettelten, dass der Sohn etwas dazuverdienen darf – bestimmt keine leichte Entscheidung.

Die erste Zigarrenfabrik in Hockenheim wurde 1860 gegründet. Philipp David Schwab hatte seinen beiden Freunden Piazolo und Ickrath dazu geraten. Die Fabrik stand in der Karlsruher Straße, am ehemaligen Standort der Zehntscheune. Die Zahl der Beschäftigten war von anfangs 50 auf etwa 300 angestiegen, in Kirrlach und Rheinhausen wurden Filialen eröffnet. Nach dem Ersten Weltkrieg kamen die Probleme: Einführung der Bandarolensteuer, hohe Arbeitslosigkeit, dadurch auch Konsumrückgang. 1925 schloss die erste Zigarrenfabrik wieder. Später eröffnete dort Ludwig Schmeckenbecher seine Zigarrenfabrik.

An der Stelle, an der seit 1911 die katholische St. Georgskirche steht, hatte der jüdi-

La Paloma-Post

WERKZEITUNG

August Neuhaus & Co, ZIGARRENFABRIKEN SCHWETZINGEN

Dr. Alfred Hugo Neuhaus, ZIGARRENFABRIKEN HOCKENHEIM

4. Jahrgang — Weihnachten 1954

Fröhliche Weihnachten!

Und wieder wünsche ich Euch allen ein fröhliches, glückliches und zufriedenes Weihnachtsfest. Ein Fest der Freude und des Friedens.

Das zu Ende gehende Jahr brachte der deutschen Wirtschaft eine weitere gut fundierte und gesunde Entwicklung, wenn auch die stürmische und von der ganzen Welt bewunderte Aufwärtsbewegung in etwas ruhigere Bahnen gelenkt wurde. Aber das war gut so und trägt zur inneren Gesundung bei.

Nachharten und zähen Kämpfen kam auch die Einkommen-Steuerreform zu Stande, die allen und besonders der Wirtschaft die nun dringendst erforderliche Erleichterung bringt. Wenn auch die Hoffnungen u. Wünsche nach weiteren ... so werden wir vorläufig mit dem Erreichten zufrieden sein, zumal die Aussicht besteht, bei weiterer gesunder Entwicklung auch noch weitere Erleichterungen zu bekommen. Wichtig ist, daß wir

D-Mark, die heute zu den besten Währungen der Welt zählt, ihren Wert behält, u. daß wir einen starken Finanzminister haben, der schärfstens aufpaßt. Auch uns brachte das Jahr eine weitere Aufwärtsentwicklung und vor allem, was wesentlich ist, eine Stabilisierung, eine Festigung unserer anerkannten Qualitätsmarken. Das Renommee, der gute Ruf unserer Fabrikate ist heute unbestritten und hat durch den weiter gestiegenen Export internationale Anerkennung gefunden.

Nur beste Tabake, beste Sumatras, feinste Brasils, beste Javas haben wir gekauft.

Bei Sumatra Sandblatt haben wir gegen schärfste internationale Konkurrenz die beiden besten Partien gekauft und haben uns wegen der Qualität und der feinen Art nicht gescheut, die notwendigen höchsten Preise zu bezahlen.

Unsere Meister und all' unsere Arbeiterinnen und

Eine Ausgabe der Werkszeitung Neuhaus aus dem Jahr 1954

Eine Kiste für GEG-Brasilstern-Zigarren

sche Kaufmann Isaac Hockenheimer seine alte Glaserei zu einer Zigarrenfabrik umgestaltet. Er zog dann in die Nähe des Bahnhofs und betrieb dort viele Jahre die Firma »Isaak Hockenheimer & Söhne«, die dann später von der Firma Neuhaus übernommen wurde. Bis in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts wurden hier Zigarren produziert.

In der Parkstraße in Hockenheim hatte die Firma Halle und Bensinger ihre Produktionsstätte, in der Ludwigstraße die Firmen Kosel und C & M Bensinger, in der Karlsruher Straße 20, an der Ecke zur Wilhelm-Leuschner-Straße die Firma Rieger & Co aus Karlsruhe. An der Ecke Hildastraße/Carl-Theodor-Straße war Max Hockenheimer, in der Oberen Hauptstraße, im heutigen Gebäude der Stadtwerke, die Firma Albert Lewison, später nach Großbrand und Wiederaufbau die Stuttgarter Firma Dr. Eckert beheimatet. In der Hirschstraße produzierte die Firma Justin Neu und an der Ecke Heidelberger Straße/Ottostraße, im oberen Stock des ehemaligen Gasthauses »Löwen«, in dem sich früher auch die Ring-Lichtspiele befanden, war ganz früher die Zigarrenfabrik Runkel und Broda untergebracht.

Die ehemalige Geriatrische Rehaklinik an der Ecke Parkstraße/Rathausstraße, also das frühere städtische Krankenhaus, davor Kreiswanderherberge und nach dem Zweiten Weltkrieg Flüchtlingslager, war zur Jahrhundertwende die Zigarrenfabrik von Michael Vetter. Viele kleine Unternehmen und Manufakturen ergänzten das breite Spektrum, in Hockenheim sprach man von den kleinen »Zigarrenquetschen«.

Ganz anders war die im Volksmund sogenannte »Gnoss«, das war die Großeinkaufsgenossenschaft GEG, die sich 1904 am Anfang der Luisenstraße gegenüber der evangelischen Kirche angesiedelt hatte. Um 1930 hatte man etwa 700 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die sozialen und hygienischen Verhältnisse galten als richtungsweisend.

Nach wie vor war Erfahrung und Geschicklichkeit beim »Zigarrenmachen« wichtig. Die Zigarre bestand aus drei Teilen: Einlage, Umblatt und Deckblatt. Bei der Einlage war die Mischung bedeutend für den Geschmack. Das Umblatt hält die Einlage zusammen, Einlage und Umblatt bilden zusammen den sogenannten Wickel, damit kannten sich die Wickelmacherinnen aus. Die Zigarrenmacherinnen waren für das Deckblatt zuständig, und dieses Deckblatt bestimmte das Erscheinungsbild der Zigarre, also war es aus ganz erlesenen Tabaken gefertigt.

Dann kam die Arbeit des Sortierers, das war übrigens ein offizieller Lehrberuf. Unter 1000 Zigarren, so sagte man, kann ein erfahrener Sortierer etwa zehn Sorten herausfinden, dann wieder drei bis vier Farben und noch verschiedene Schattierungen. Und dann suchte der Sortierer natürlich die allerschönsten Zigarren aus für die oberste Reihe im schmucken Holzkästchen, den sogenannten »Spiegel« – mit Tricks wurde eben schon immer gearbeitet.

Aufkleber für Zigarrenkisten (Alle Abbildungen in diesem Beitrag stammen von Volker Kronemayer)

Was ist in Hockenheim geblieben von der Tabak- und Zigarrenzeit? Auf jeden Fall die Erinnerungen und die nicht zu unterschätzende Tatsache, dass durch Tabak und Zigarrenindustrie das nunmehr zur Stadt gewordene Hockenheim profitieren konnte. Denken wir an das für damalige Verhältnisse großzügig gebaute Rathaus, die beiden großen Kirchen und andere herausragende Baulichkeiten. Längst gibt es keine Tabakbauern mehr. Die Zahl der Tabakbauern, und vor allem der Nebenerwerbslandwirte mit Schwerpunkt Tabak, war bereits Anfang der siebziger Jahre stark zurückgegangen, als der »Blauschimmel« die Ernte teilweise vernichtet hatte. Einige große Tabakbauern machten weiter, zum Schluss kamen drei Viertel der Erlöse aus Subventionen der Europäischen Union. Als diese vor etwa einem Jahrzehnt gestrichen wurden, war dies zugleich das endgültige Aus für den Tabakanbau in Hockenheim und in der Umgebung.

Die Welt des Tabakanbaus und das Leben der Tabakbauern und ihrer großen Familien, die Arbeit in den Zigarrenfabriken und vieles mehr rund um Tabak und Zigarren wird im Tabakmuseum in Hockenheim lebendig. In der Zehntscheune im Herzen der Stadt kann man ein wenig eintauchen in die Tabak-Historie Hockenheims.

Anschrift des Autors:
Franz Anton Bankuti
Höhenstraße 10
74915 Waibstadt

Die Geschichte der Stadtwerke Hockenheim

Erhard Metzler

Die Besiedlung Ochinheims bzw. Hockenheims erstreckt sich von der frühen Jungsteinzeit bis in die Gegenwart. Die Verfügbarkeit von sauberem Trinkwasser und Energie bildete die Grundlage jeglicher Entwicklung. Die Entwicklung von Techniken zur Wasser- und Energiegewinnung verliefen dabei uneinheitlich. Erst der rasch wachsende Bedarf trieb die technische Entwicklung voran. Die Inbetriebnahme des Kokerei-Gaswerks bildete die Grundlage für die Gründung der Stadtwerke Hockenheim.

Die Befriedigung und Erfüllung der Grundbedürfnisse ist die wichtigste Voraussetzung für die Gründung einer Siedlung. Dafür bot die Hockenheimer Gemarkung ihren ersten Bewohnern unter anderem durch den einfachen und sicheren Zugang zu ausreichend Trinkwasser gute Startbedingungen. Daneben war die Energieversorgung aufgrund der bis zur Römerzeit noch weitgehend bewaldeten Fläche, die genügend Brenn- und Baumaterial lieferte, über die Jahrtausende gesichert. In Hockenheim wurde eine flächendeckende Wasser- und Energieversorgung, u. a. aus hygienischen Gründen, erst mit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert aufgebaut.

Die Versorgung übernehmen heute in der 22 000 Einwohner zählenden Stadt die Stadtwerke Hockenheim. Der Eigenbetrieb der Stadt wurde im Jahr 1964 durch Ausgliederung aus dem damaligen Bauamt gegründet. Er hat seinen Ursprung neben der Wasserversorgung im städtischen Gaswerk, welches im Jahr 1902 seinen Betrieb aufnahm. Als Verwaltungssitz der Werke dient bis heute das Gebäude der ehemaligen Zigarrenfabrik in der Oberen Hauptstraße 8, im unmittelbaren Zentrum der Stadt. Auch das überregional bekannte Spaß- und Freizeitbad Aquadrom wird als Sparte der Stadtwerke geführt.

Die natürlichen Grundlagen der Wasserversorgung in Hockenheim

Schon die ersten Ansiedelungen auf Hockenheimer Gemarkung lassen sich auf die günstigen natürlichen Grundlagen zurückführen. Sie befanden sich ausschließlich im Bereich des Hochgestades des Rheins, welches sich entlang einer Abbruchkante um bis zu sechs Meter über das Niveau der Talaue des Hockenheimer Rheinbogens erhebt. Die hohen Grundwasserstände mit Flurabständen von meist unter einem Meter machten den Bereich der Talaue für Siedlungen ungeeignet. Die Schnaken verseuchte Niederung bot zwar in den überschwemmten Bereichen optimale Bedingungen für den Fischfang, aber mit Sicherheit kein angenehmes Wohnklima.

Baumaßnahmen am Kraichbach im Jubiläumsjahr
(Bild: Stadt Hockenheim/Fotografen Dorothea und Norbert Lenhardt)

Der Kraichbach hingegen bot, soweit das Bachbett im Bereich des Hochgestades lag, einen fast ganzjährig sicheren Zugang zu sauberem Oberflächenwasser. Er bildete somit auf dem Hochgestade das Zentrum des Hockenheimer Siedlungsbereichs. Das dürfte auch der Grund dafür sein, dass die Bürger den Kraichbach als »ihren Fluss« betrachten, obwohl die Hockenheimer Gemarkung über viele Kilometer an den Rhein grenzt. Der Fluss dient dem Kraichbach bei Ketsch als Vorfluter. Der Kraichbach erhält im Jubiläumsjahr 2019 durch die Zusammenlegung mit dem Mühlkanal ein neues »Flussbett«. Die ca. 14 Millionen Euro teure, vom Land und der Stadt finanzierte Maßnahme dient dem Hochwasserschutz und steigert die Attraktivität der Innenstadt.

Die Belege frühester Siedlungen in Hockenheim hat bereits der Heimatforscher Ernst Brauch in der zweiten Auflage seines Buchs »Hockenheim – Stadt im Auf- und Umbruch 1965« zusammengefasst. Fast allen frühzeitlichen Fundstellen ist gemeinsam, dass sie in der Nähe des Kraichbachs liegen. Diese alten Fundberichte sind bedeutend, weil sie sich auf den Zeitraum vor den ausgedehnten Bautätigkeiten und der heute tiefgründigen Bearbeitung landwirtschaftlicher Flächen beziehen. Jungsteinzeitliche Funde (Neolithikum ca. 5500–2500 Jahre v. Chr.) von Steinbeilen im Bereich des Dänischen Lagers (1925), des Bibliswegs (1939) und ein neuerer Fund am Tiefen Weg (2008) sind die ersten Spuren menschlicher Aktivitäten auf Hockenheimer Gemarkung. Auch bei der Erschließung des Neubaugebietes Biblis 1. Gewann wurden im Bereich der Georg-Meier-Straße (2001) zahlreiche Scherben der Bandkeramiker geborgen.

Bei den Hockenheimer Siedlern in der Bronzezeit (ca. 2200 bis 800 v. Chr.) ist anzunehmen, dass sie mit Ausnahme von Tongefäßen und einfachen Schöpfvorrichtungen noch über keine Einrichtungen zur Wassergewinnung und Speicherung verfügten. Diesen

Befund änderten auch die Grabbeigaben eines 1896 in der Heidelberger Straße aufgefundenen Flachgrabes und Urnengräber beim ehemaligen Postamt (1929) nicht. Auch die 15 bis 20 weiteren Gräber im Gewann Rotes Häusel deuteten nicht auf einen höheren Entwicklungsstand hin. Von aufwendigeren technischen Bauwerken zur Wassergewinnung und Speicherung kann erst im Verlauf der Eisenzeit (ca. 800 bis 15 v. Chr.) ausgegangen werden. Für Hockenheim sind Brunnenanlagen in dieser Zeit jedoch nicht anzunehmen, zumal sauberes Oberflächenwasser noch immer leicht zu gewinnen war.

Erst für die zur Grenzsicherung des Römischen Reiches errichteten Kastelle wurden Bauwerke zur Wassergewinnung erforderlich. Gemäß dem Werk von Schallmeier (2010, Der Odenwaldlimes) mussten die großen Kohortenkastelle bis zu 500 Mann versorgen. Innerhalb von Wehrgräben und -Mauern waren die Anlagen nicht nur mit einem Brunnen ausgestattet. Sie verfügten auch über komfortable Kalt- und Warmbäder mit den ersten »Nahwärmezentralen« in unserer Region für die Beheizung von Fußböden und Wänden. Ein solches Römerkastell wird in Hockenheim an der Gabelung der alten Römerstraße nach Speyer und Mühlburg als wahrscheinlich angesehen. In nachrömischer Zeit erfolgte die Wasserversorgung in den Dörfern der Rheinebene über viele Jahrhunderte mittels einfacher Flachbrunnen, teils unter katastrophalen hygienischen Bedingungen.

Das unrühmliche Ende des vermeintlich ersten Hockenheimers

Ein weiterer Fund, der der Epoche des frühen Neolithikums (Bandkeramiker) zuzuordnen ist, wurde von dem ehemaligen Leiter des städtischen Tiefbauamtes Harald Baumann beschrieben. Bei der Erschließung des Gewerbeparks Mörscher Weg 2 im Jahr 2001 wurde in den tieferen kiesigen Sedimenten des Hochgestades im Gewann Hochstetten ein Schädel geborgen. Zur Zeit des Neolithikums verlief der Kraichbach dort wohl noch im Bereich des Hochgestades und verlagerte sein Bett erst mit fortschreitender Erosion der Abbruchkante in die Talaue. Der Schädel wurde zur kriminaltechnischen Untersuchung von Beamten des Schwetzinger Polizeireviers zur Rechtsmedizin nach Heidelberg verbracht. Dort wurde er später entsorgt. Die Vermutung liegt nahe, dass es sich bei dem Schädel um die Überreste des ältesten aufgefundenen Hockenheimers handelt. Die Handlungsweise der Gerichtsmedizin ist unverständlich, zumal die Umstände auf einen prähistorischen Fund hindeuteten. Tröstlich ist jedoch die Hoffnung, dass dieser vermeintlich erste Bürger Hockenheims zumindest noch eine heimatnahe letzte Ruhestätte auf einer nahegelegenen Deponie gefunden haben könnte und nicht der Müllverbrennungsanlage in Mannheim anheimgefallen ist.

Aufbau der zentralen Wasserversorgung und Bau des Wasserturms

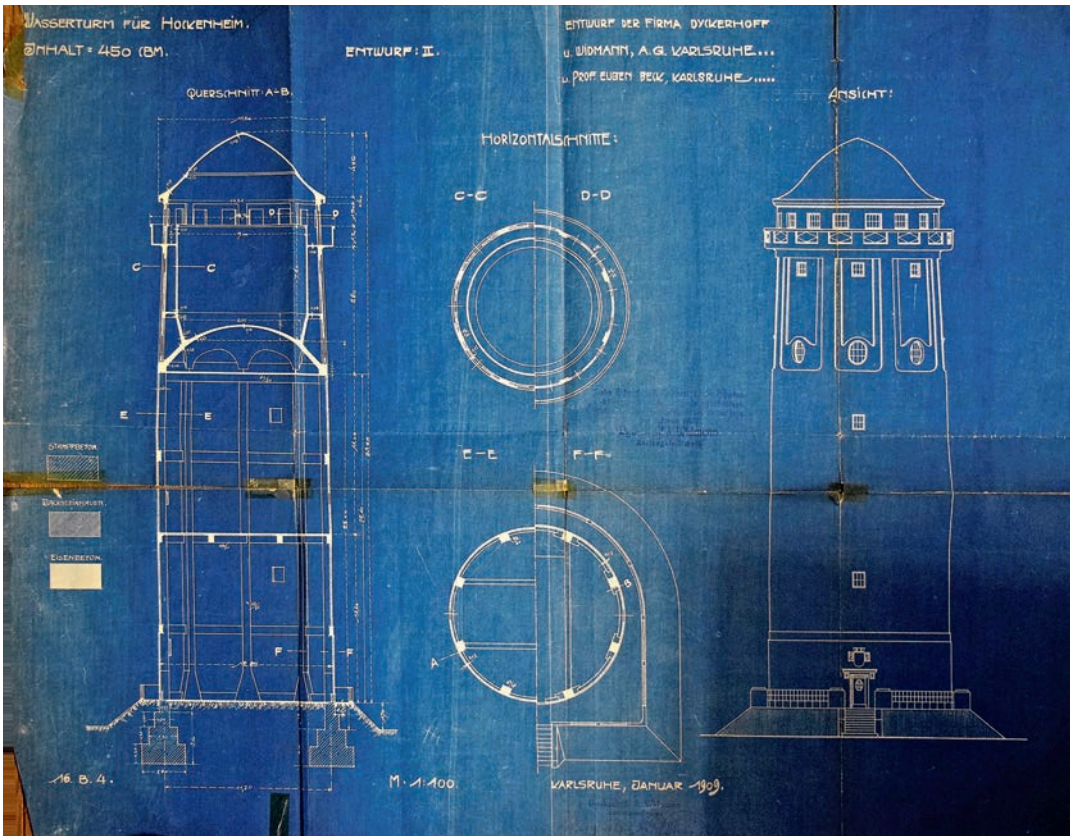
Der Plan zum Bau einer zentralen Wasserversorgung wurde im Jahr 1899 für die damals 7000 Einwohner zählende Stadt gefasst. Mit Schreiben vom 6. Oktober 1899 teilte der frühere Bürgermeister Zahn der Großherzoglich Badischen Kulturinspektion Heidelberg den Beschluss des Gemeinderates zur Herstellung einer Wasserleitung mit (vgl. AZ Stadtarchiv Hockenheim, Abt. A, Nr. 1588). Die

Frühgeschichtlicher Knochenfund des vermeintlich ersten Hockenheimers (Bild: Stadt Hockenheim)

Gemälde mit einer Persiflage auf die rege Bautätigkeit in Hockenheim am Beispiel des Wasserturms mit Wolken in Gesäß-Form (Bild: Stadtwerke Hockenheim)

rasche Umsetzung des Projektes scheiterte zunächst an der Finanzierung. Mit dem Bau von 12 Kilometern Wasserleitung in den Ortsstraßen war auch der Bau eines Pumpwerks am Rande des Hardtwaldes und die Errichtung eines Wasserturms vorgesehen. Zur Umsetzung der bis dahin größten Investition der Stadt wurde bei der Stuttgarter Lebensversicherungsbank AG ein Kredit in Höhe von 310 000 Mark aufgenommen, der über einen Zeitraum von 60 Jahren zu tilgen war. Eine schnellere Schuldentilgung insbesondere in den Inflationsjahren 1922/1923 konnte wohl nicht erfolgen. Stattdessen waren ab 1924 dem Schweizerischen Bundesrat, dem die Darlehensforderungen bereits 1916 verpfändet worden waren, Zins- und Tilgungsraten zu überweisen.

Mit der Genehmigung zur Kreditaufnahme im Mai 1909 verband das »Ministerium des Innern« die Verpflichtung, den Gemeinden Reilingen, Neulußheim, Altlußheim und dem Insultheimer Hof Wasser gegen einen angemessenen Zins abzugeben. Die Planerstellung für den Wasserturm wurde entsprechend Vorgabe der Aufsichtsbehörde ausgeschrieben und der erstplatzierte Entwurf der Dyckerhoff & Widmann AG Karlsruhe mit einem Preis versehen. Das in Stahlbeton errichtete 40,7 Meter hohe und am Fuß fast 13 Meter breite Wahrzeichen der Stadt Hockenheim war in der Kuppel mit ei-



Konstruktionspläne des Wasserturms (Bild: Stadtwerke Hockenheim)

nem 500 Kubikmeter fassenden Stahlbehälter auszustatten, der der Druckhaltung im Verteilernetz sowie zur Speicherung der Reserve dienen sollte. Die Verzögerung der Fertigstellung um mehrere Monate machte den Wasserturmbau für den Auftragnehmer zu einem Verlustgeschäft. Die Gesamtkosten für Leitungsbau, Wasserwerk und Wasserturm beliefen sich schließlich auf 313 584 Mark, wobei 152 276 Mark auf das Rohrnetz und Hauptanschlüsse und 32 660 Mark auf den Bau des Pumpwerks entfielen. Eingeweiht wurde der Turm am 20. April 1910. Seine Funktion behielt der Wasserturm bis in das Jahr 1982 bei.

Die Wasserversorgung in den Kriegs- und Nachkriegsjahren

Die 1930er- und 1940er-Jahre waren von Ressourceneinsparung und -Beschaffung geprägt. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde zunächst die Wassergewinnungsanlage im Hardtwald weiter ausgebaut. Erweiterungen des Wasserverteilernetzes wurden in den 1950er-Jahren zum Industriegebiet Talhaus, zur Erschließung des Neubaugebietes südlich des Wasserturms und zum Anschluss der Notwohnungen im Gewann Mörsch vorgenommen. In jüngster Zeit folgten der Ausbau des Verteilernetzes im Industriegebiet

sowie die Erschließung der Neubaugebiete im Gewann Biblis. Ab dem Jahr 2010 erfolgte die Erneuerung von über 15 Kilometer des alten Leitungsbestands innerhalb des Ortssetters. Zur Deckung des wachsenden Trinkwasserbedarfs, die ursprünglichen Prognosen für Hockenheim überstiegen die drei Millionen Kubikmeter Marke, zwangen die Stadt neue Wege zu gehen. Die Stadt Hockenheim gründete 1963 mit den Gemeinden Altlußheim, Neulußheim und Reilingen den Wasserzweckverband Südkreis Mannheim. 1966 wurde auf den Gemarkungen Reilingen und Altlußheim insgesamt sieben Brunnen im Bereich des Oberen Grundwasserleiters errichtet. Zunächst nutzte Hockenheim noch die eigenen Brunnenanlagen und wurde erst ab dem Jahr 1982, analog zu den anderen Verbandsmitgliedern, in vollem Umfang durch die gemeinsame Brunnenanlage versorgt. Von der Gesamtförderung von derzeit jährlich 2,5 Millionen Kubikmeter werden 1,5 Millionen Kubikmeter von Hockenheim abgenommen. Die Stadtwerke Hockenheim fungieren heute auch als Dienstleister bei der Instandhaltung des Wassernetzes der Gemeinde Neulußheim und haben seit 2018 die technische Betriebsführung der Wasserversorgung der Gemeinde Reilingen übernommen.

Die Großraumwasserversorgung und Kampf um die Planungshoheit der Stadt

Im Jahr 1963 zogen bedrohliche Gewitterwolken über der Stadt auf. Grund dafür war die Begehrlichkeit der Städte Mannheim, Heidelberg und Schwetzingen, eine Großraumwasserversorgung zu installieren. Sie sah eine jährliche Grundwasserentnahme von ca. 30 Millionen Kubikmetern fast ausschließlich auf der Hockenheimer Gemarkung und damit einseitig zu Lasten der Stadt vor. Das Vorhaben wurde auch durch das Regierungspräsidium unterstützt, ohne dass die Stadt Hockenheim darüber informiert oder eingebunden wurde. Bürgermeister Dr. Kurt Buchter beklagte sich darüber, dass er erst aus privaten Gesprächen erfahren habe, dass die beteiligten Behörden zum Stillschweigen über die Pläne verpflichtet worden waren. Die Umsetzung des Vorhabens hätte den gesamten Hockenheimer Rheinbogen auf einer Fläche von 1658 Hektar und damit die Hälfte der Hockenheimer Gemarkung für die Brunnenanlagen und Trinkwasserschutzzonen in Anspruch genommen. Die landwirtschaftliche Nutzung des Areals wäre dabei nur unter großen Einschränkungen möglich gewesen. Weiterhin wäre durch die Planung die weitere Aussiedlung der Hockenheimer Landwirte aus dem Ortssetter, die Erschließung des Baulandes im Gewann Biblis und der Bau des Flugplatzes verhindert worden.

Über den Verlauf der sich daraus ergebenden Auseinandersetzung zwischen dem damaligen Hockenheimer Bürgermeister Dr. Buchter einerseits sowie Vertretern der antragstellenden Städte und der in den Vorgang eingebundenen Ministerien und Bundestagsabgeordneten andererseits geben die Akten des Stadtarchivs Hockenheim (Abt. A Nr. 2764–2766) detailliert Auskunft. Bei einem ersten Treffen Buchters am 25. Mai 1964 mit den Bürgermeistern der Städte Mannheim, Heidelberg und Schwetzingen vertrat insbesondere der Mannheimer Bürgermeister Ratzel seine Interessen auf aggressive Weise. Parallel zur der Großraumversorgung auf Hockenheimer Gemarkung wurden die Pläne der Landesregierung bekannt, auch entlang der Rheinschiene der Landkreise Bruchsal

und Karlsruhe umfangreiche Wasserentnahmen zur Versorgung anderer Ballungsräume vorzunehmen. Buchter organisierte daraufhin mit Gründung der Schutzgemeinschaft Badischer Rheintalgemeinden am 14. April 1965 in Graben den gemeinsamen Widerstand gegen die Vorhaben. Aufgrund des massiven öffentlichen Drucks folgte bereits am 10. Juni 1965 ein Gespräch beim damaligen Innenminister und späteren Ministerpräsident Filbinger mit den drei Betroffenen, ohne dass dabei wesentliche Zusagen seitens der Landesregierung gemacht wurden. Buchter erwiderte am nächsten Tag: »Der Raum zwischen Mannheim war seit Melac ein Stiefkind der Entwicklung, weil er stets im Schussbereich französischer Kanonen gelegen war – deshalb und nicht der größeren Intelligenz der Schwaben wegen – ist Württemberg heute wirtschaftlich saturiert.« Eine Bemerkung mit der er den aus Freiburg stammenden Innenminister wohl für seine Sache gewinnen wollte.

Mit breiter Unterstützung der Mitglieder der Schutzgemeinschaft, der Fraktionen des Hockenheimer Gemeinderates sowie der Vereine und Bürger wurde am 22. Juni 1965 in der Festhalle in Hockenheim eine Protestveranstaltung veranstaltet. Bedingt durch den anstehenden Bundestagswahlkampf waren die politischen Entscheidungsträger daraufhin veranlasst, weitere Entscheidungen hinauszuzögern. Im Ergebnis der Auseinandersetzung konnte Hockenheim nicht vermeiden, dass der Rheinbogen als erweiterte Trinkwasserschutzzone ausgewiesen wurde. Die geplante Großraumwasserversorgung wurde aber nicht installiert.

Das ehemalige Gaswerk (Bild: Stadtwerke Hockenheim)

Die Gasversorgung in Hockenheim

Die Planungen für das im Jahr 1902 an der Karlsruher Straße errichtete und in Betrieb genommene Gaswerk bildete die Grundlage für die heutigen Stadtwerke Hockenheim. Bereits im Jahr 1909 war eine Erweiterung der Anlage durch drei zusätzliche Retortenöfen sowie einem zusätzlichen Lagerschuppen für Kohle erforderlich. 1912 wurde ein zweiter Gasbehälter benötigt. 1914 wurde die Anlage um einen neuen Koksofen ergänzt und die Teer- und Gaswassergruben erheblich erweitert. Weiterhin erfolgte die Erstellung eines Gleisanschlusses. Weitere Planungen erfolgten erst nach dem Ersten Weltkrieg. Die Stadt schloss das Gaswerk 1922 an das neu errichtete elektrische Ortsnetz an und installierte einen Drehstrom- Öltransformator mit einer Leistung von 3 KVA. Das Gaswerk dürfte damit der größte Stromabnehmer in Hockenheim gewesen sein.

Der in Folge des Zweiten Weltkriegs große Bevölkerungsanstieg in Hockenheim erforderte schon 1949/1950 eine nochmalige Erweiterung durch einen zusätzlichen Retortenofen. Gleichzeitig mussten Gaskühler und Wäscher erweitert und der Gasbehälter von 800 auf 1600 Kubikmeter teleskopiert wird. Die dabei festgestellten Kriegsschäden am Dachstützengerüst erforderten eine aufwendige Sanierung. Der ursprüngliche Bedarf zu Beleuchtungs- und Kochzwecken war gering und konnte noch lange Zeit durch die Eigenproduktion gedeckt werden. Erst 1963 erfolgte der Übergang zum Fremdbezug durch die Ruhrgas AG, die mit ihrem Angebot die Preise der Stadtwerke Mannheim unterboten. In diesem Zusammenhang wurde auch das Gaswerk stillgelegt und das Gelände 1976 an die Bundesbahn veräußert. Nach dem Abbruch 1982 und umfangreichen Sanierungsmaßnahmen mit Beseitigung der Gaswerksrückstände wurde das Gelände fast vollständig Bestandteil der neuen Bahntrasse. Nach dem Übergang zum Fernbezug wurde das Gasverteilernetz der Stadtwerke flächendeckend unter Einbeziehung sämtlicher Neubaugebiete ausgebaut. Die Übergabestation von der vorgelagerten Gashochdruckleitung zum örtlichen Verteilernetz befindet sich auf dem Bauhof der Stadtwerke-Sparte Gas/Wasser im Hubäckerring, wo auch die Odorierung (Beimengung von Geruchsstoffen) erfolgt. Die Stadtwerke investieren heute regelmäßig große Beträge in die Instandhaltung und Erneuerung des Netzes. In den Jahren 2013 bis 2017 flossen im Zusammenhang mit dem Ersatz von Gasgraugussleitungen rund 15 Millionen Euro in die Instandhaltung.

Mit dem Betrieb des Blockheizkraftwerkes am Aquadrom wird die Wärmeversorgung des überregional bekannten Spaß- und Freizeitbades mittels Gasmotor und Spitzenlastkesseln bewerkstelligt. Der dabei erzeugte Strom wird in das Verteilernetz der Stadtwerke eingespeist. Eine Sonderstellung nimmt das Blockheizkraftwerk an der Kläranlage ein, welches mit Klärgas betrieben wird. Die Abwärme wird im Anlagenprozess genutzt und nur der erzeugte Strom in das örtliche Verteilernetz abgegeben. Außerdem wird noch im Jubiläumsjahr die gasbetriebene Nahwärmezentrale zur Versorgung des Schulzenrums sowie der Neubauten am Messplatz und weiterer Objekte in der Karlsruher Straße in Betrieb genommen. Zur Speicherung von Abwärme im Grundwasser im Bereich des Aquadrom führen die Stadtwerke derzeit gemeinsam mit dem Europäischen Institut für Energieforschung, dem Karlsruher Institut für Technologie und der Universität Heidelberg ein Forschungsprojekt durch.

Die Stromversorgung in Hockenheim

Der Versorgung mit Elektrizität konnten sich die Bürger Hockenheims ab dem Jahr 1919 erfreuen. Somit kann die Stadt im Jubiläumsjahr auch auf hundert Jahre Stromversorgung zurückblicken. Wie bei der Gasversorgung waren die Abnahmemengen zunächst gering. Im privaten Bereich diente die Versorgung überwiegend Beleuchtungszwecken. Erhöhter Bedarf war allenfalls bei den Gewerbebetrieben gegeben. Größere Industriebetriebe wurden hingegen erst mit der Erschließung des Gebietes Talhaus Ende der 1950er-Jahre angesiedelt.

Das örtliche Stromverteilernetz war ursprünglich durch Freileitungen und Hauseinführungen über Dachständer geprägt. Die Umspannanlagen waren in Form von Turmstationen über die Stadt verteilt. Die Stromlieferung wurde durch die OEG am 21. August 1920 aufgenommen und später vom Badenwerk übernommen. Die Übergabe vom vorgelagerten 110 KV-Netz erfolgt im Umspannwerk im Industriegebiet Talhaus, wo zwei Transformatoren für die Umspannung auf das örtliche 20 KV-Netz sorgen. Die ehemaligen Freileitungen und Dachständer sind längst aus dem Stadtbild verschwunden und durch ein flächendeckendes erdverlegtes Leitungsnetz ersetzt.

Das auffälligste Trafogebäude ist jedoch gleichzeitig das Wahrzeichen der Stadt. Bereits nach Wegfall der ursprünglichen Funktion des Wasserturms wurde im Erdgeschoss eine Trafostation eingebaut. Allen Umspannstationen ist gemein, dass sie über die Fernwirkanlage im Bauhof des E-Werks in der Schwetzinger Straße überwacht und bedient werden können. Der zu erwartende große Bedarf, insbesondere im Hinblick auf erneuerbare Energien und Elektromobilität wie auch das Alter des Umspannwerks führten zur Neuplanung der Anlage. Die Umsetzung soll bis 2022 abgeschlossen sein und auch die Erneuerung der Fernwirkanlagen umfassen. Die technischen Entwicklungen im Bereich der erneuerbaren Energien veranlassten auch die Stadtwerke Hockenheim zum Bau von Photovoltaikanlagen. Dabei wurde im Jahr 2009 am Hockenheimring die wohl größte Aufdachphotovoltaikanlage an einer Formel 1-Rennstrecke errichtet. Sie produziert jährlich eine Million Kilowattstunden Strom.

Anschrift des Autors:
Erhard Metzler
Stadtwerke Hockenheim
Obere Hauptstraße 8
68766 Hockenheim

Hockenheim – von der Gemeinde zur Großen Kreisstadt

Christian Stalf

Der Beitrag behandelt die Geschichte Hockenheims nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur Ernennung zur Großen Kreisstadt im Jahr 2001. Er gibt einen Überblick, wie sich die Gemeinde von einer nordbadischen Kleinstadt zu einer bedeutenden Großen Kreisstadt im Herzen des Rhein-Neckar-Kreises entwickelte. Die dafür relevanten Faktoren werden erläutert. Dazu gehören die Entwicklung der Wirtschaft, der Infrastruktur, des Wohnraums und des gesellschaftlichen Lebens in Hockenheim.

Hockenheim ist eine Gemeinde, in der die Bedeutung von Mobilität und Bewegung auch nach dem Zweiten Weltkrieg eine große Rolle spielt. Die Bewegung in der Stadtentwicklung, die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzte und bis heute andauert, zeigte sich in verschiedenen Bereichen des öffentlichen Lebens. Das lag nicht nur am Hockenheimring, der schon in den Jahren vor 1945 das Bild der Stadt prägte. In der Zeit danach, zwischen 1945 und 1978, wurde von den Bürgermeistern Franz Hund und Dr. Kurt Buchter der Grundstein für die aufstrebende Entwicklung Hockenheims gelegt.

Der Gemeinderat mit Bürgermeister Franz Hund (Amtszeit 1945 bis 1958) an seiner Spitze musste unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg Probleme im Bereich des Wohnraums lösen. Rund 2000 Vertriebene und Flüchtlinge suchten in Hockenheim eine Unterkunft. Die notwendige Beschaffung dieses Wohnraums führte zu einer regen Bautätigkeit am nördlichen und westlichen Rand des damaligen Hockenheims. Auf die Initiative von Franz Hund ging auch die Eröffnung des städtischen Krankenhauses zurück. Die Einrichtung war Ausdruck des gestiegenen Bedarfs an Gesundheitsversorgung in den noch entbehrungsreichen Jahren nach dem zweiten Weltkrieg.

Industriegebiet als Motor für wirtschaftlichen Aufschwung

Die Ansiedlung von Industrie und Gewerbe in Hockenheim war bereits früh ein zentrales Ziel der Stadtpolitik. Bürgermeister Franz Hund gelang es, im Zuge der Verhandlungen um eine Ansiedlung der Heinrich Lanz AG in Hockenheim die Flächen »Bürgerstücker« in der Nachbarschaft des Talhaus zu erwerben. Er nutzte im Jahr 1955 dafür die Gelegenheit, den Allmendnutzen abzulösen. Dieser Erfolg ermöglichte, das Talhaus als Industriegebiet zu nutzen. Sein Nachfolger Dr. Kurt Buchter, der von 1958 an zwanzig Jahre amtierte, baute darauf auf und gab damit den

Das Gewerbe- und Industriegebiet Talhaus heute aus der Vogelperspektive
(Quelle: Stadt Hockenheim/Schwerdt)

Startschuss für den wirtschaftlichen Aufschwung Hockenheims. Seit 1958 konnten rund 50 Firmen in der Stadt angesiedelt werden. Davon waren rund 24 Betriebe im Industrie- und Gewerbegebiet Talhaus beheimatet. Die Stadtpolitik verfolgte dabei das Ziel, die Zahl der auswärtigen Beschäftigten zu verringern und Arbeitsplätze »vor der eigenen Haustüre« zu schaffen. Das Vorhaben gelang: Waren 1957 rund 330 Personen nach Hockenheim zur Arbeit gekommen, so waren es Ende 1968 bereits 2200 Personen aus über 140 Städten und Gemeinden. Die Stadtverwaltung erzielte im Talhaus durch die hohen Gewerbesteuereinnahmen auch zusätzliche Finanzmittel, die der Entwicklung der Kommune zu Gute kamen. Sie entschied sich auch, die Gemarkung Hockenheims in geschlossene Wohn-, Industrie- und Landwirtschaftsbetriebe abzugrenzen. Die Folge war, dass bäuerliche Betriebe ihre Höfe bereits in den Jahren 1958/1960 aus der Stadt in die Rheinniederungen verlegten. Daher entstanden in den grünen Fluren »Seewald« und »Siegelhain« Höfe mit ausreichender Wirtschaftsfläche.

Die ökonomische Entwicklung und die in der Folge steigenden Einwohnerzahlen ließen Hockenheim zunehmend in die Bedeutung eines Zentralortes hineinwachsen. Dieser Wandel wurde durch eine großzügige Baulanderschließung begünstigt. Sie machte in den Jahren 1964 bis 1968 auch den Bau eines neuen Kanalisationssystems und eines Klärwerks erforderlich. Daraufhin konnte der für 4000 Einwohner ausgelegte Stadtteil Hockenheim-Birkengrund entstehen, dann war die Umlegung »Schwetzinger – Schüt-

zenstraße« möglich. Das neue Kanalnetz war auch die Grundlage für die größte Baulandumlegung im Südosten Hockenheims. Auf dieser Fläche entstand das heutige Wohngebiet Hubäcker.

Ein bereits damals wichtiger Faktor für die Stadtentwicklung und des Industriegebietes war auch die verkehrliche Anbindung. Die im Talhaus ansässigen Unternehmer forderten einen Gleisanschluss für die Anlieferung von Produktionsmitteln mit Hilfe der Bahn. Die Stadtverwaltung Hockenheim erreichte, dass die Teilstrecke »Schwetzingen – Talhaus« der ehemaligen Bahnverbindung nach Speyer als Industriebahn mit eigenem Gleis erhalten blieb. Darüber hinaus erwies sich auch die 1968 eröffnete, nahe am Talhaus vorbeiziehende Autobahn für die Unternehmer als sehr günstig. Damit wurde Hockenheim perspektivisch ein bedeutender Verkehrsknotenpunkt in der Region.

Die 1960/1970-er-Jahre offenbarten aber auch das Spannungsfeld einer verkehrsgeographisch bevorteilten Stadt durch überörtliche Planung. Dazu zählte der Bau der Autobahnen A6 und A61, die Neutrassierung der Bundesstraße 39 und die Bahn-Neubaustrecke Mannheim – Stuttgart. Diese Planungen führten zu positiven Effekten. Dazu gehörte beispielsweise die Mitte der sechziger Jahre erfolgte Umgestaltung des Hockenheimrings in ein modernes Motodrom. Sie führten aber auch zur Kehrseite hoher Lärmbelastung durch Verkehr, die die Einwohner Hockenheims bis heute beeinträchtigt.

Bau der Autobahn A6 und Einhebung der Contibrücke im Jahr 1964 (Bild: Stadt Hockenheim)

Moderne Infrastruktur für Daseinsvorsorge

Nach der Industrieansiedlung hatte die Daseinsvorsorge in Hockenheim Vorrang. Kindergärten, Schulen, Sport-, Erholungs- und Sozialeinrichtungen wurden gebaut. Diese Entwicklung erforderte auch eine Finanzierung. Die Banken waren dafür Partner. Die Geldinstitute, die 1965 durch die Deutsche Bank bereichert wurden, errichten auch Neubauten oder Zweigstellen in Hockenheim. Damit trugen sie zur Belebung des Wirtschaftslebens und zur Aufwertung der Kleinstadt bei. Die Volksbank baute 1966/1967 ihr Hauptgebäude auf dem früheren Gelände einer Zigarrenfabrik in der Parkstraße. 1967 folgte eine Zweigstelle in der Karlsruher Straße. Die Bezirkssparkasse Hockenheim verlegte sich vom Birkengrund 1968 hin zur heutigen Fortunakreuzung. Die Deutsche Bundespost verband 1968 ihr Gebäude in der Karlsruher Straße mit einem Zwischentrakt an das von der Volksbank erworbenen Bankhaus.

Das Schulzentrum entsteht
(Bild: Stadt Hockenheim)

Die Daseinsvorsorge und die steigenden Einwohnerzahlen erforderten auch eine schulische Infrastruktur. Der damalige Landkreis Mannheim – Vorgänger des Rhein-Neckar-Kreises – errichtete 1962 die Hauswirtschaftsschule. Die Theodor-Heuss-Realschule (1966/1967) wurde gebaut. Ein Jahr später entstand eine weitere Volksschule mit Turnhalle und Lehrschwimmbecken. Die Bauten bildeten die Grundlage für das heutige Schulzentrum am Messplatz, das für die Region überregionale Bedeutung hat. Das Kultusministerium Baden-Württemberg stimmte nach dem Beschluss des Gemeinderates im Jahr 1966 auch der Errichtung eines Gymnasiums zu. Für den Neubau reichten Architekten bei einem Wettbewerb 47 Entwürfe ein. Das daraus entstandene Carl-Friedrich-Gauß-Gymnasium hat sich seitdem einen sehr guten Ruf erarbeitet, insbesondere in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern.

Hockenheim wandelte sein Antlitz nicht nur im Industriegebiet Talhaus. Im ganzen Stadtgebiet wurden zahlreiche Gebäude modernisiert. Die Ansiedlung von Ladengeschäften in den Gebäuden erhöhte ihren Nutzen für die Bürger und steigerte ihren Wert für die Eigentümer. Ein markantes Beispiel stellt das 1622 erbaute Gasthaus »Silberne Kanne« in der Karlsruher Straße dar. Das Anwesen wurde zwischen 1949 und 1968 sukzessive umgebaut. Das umfangreiche Anwesen lebte unter anderem in Form der Metzgereifiliale Bordne, der Zentral-Apotheke und als das nach dem Hof erweiterte Hotel Kanne wieder auf. Ab 1978 folgte in der Amtszeit von Bürgermeister Gustav Schrank die Sanierung des alten Stadtkerns, die Fertigstellung des neuen Marktplatzes und die Stärkung der Stadtmitte.

Die Kirchengemeinden und andere Religionsgemeinschaften wirkten in den Nachkriegsjahren ebenfalls an der Entwicklung der Stadt mit. Die methodistische Kirche erbaute 1958/1959 die Christuskirche, in der sie fünf Jahre später ihre Hundertjahrfeier begehen konnten. Die katholische Kirchengemeinde weihte 1958 beim Messplatz und die evangelische Kirche 1962 an der Karlsstraße neue Kindergärten ein. Die Neuapostolische Kirche errichtete 1967 ihr Gotteshaus. Auch Schwetzinger Kinder erblickten in Hockenheim das Licht der Welt. In den Jahren 1958/1968 baute die Mannheimer Wohnbaugesellschaft Fundamentum im Norden Hockenheims den neuen Stadtteil Birkengrund. Er hebt sich von den anderen durch die gestaffelte Bauweise der in gelbe Klinker gekleideten Reihenhäuser ab.

Reges gesellschaftliches Leben in Vereinen

Die Bürger begleiteten die aufstrebende Stadtentwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg engagiert mit. Das gesellschaftliche Leben blühte beispielsweise durch das Engagement in zahlreichen Vereinen regelrecht auf. Ein Blick auf die Zahlen belegt diesen Befund. Im Jahr 1969, als die Stadt ihre 1200-Jahr-Feier

Die Vereine beteiligten sich am Programm der 1200-Jahrfeier in Hockenheim, unter anderem mit Auftritten im Festzelt auf dem Messplatz (Bild: Stadt Hockenheim)

beging, waren die Bürger in circa 60 Vereinen und Einrichtungen engagiert. Heute existieren rund 130 Vereine in Hockenheim. Das Vereinsleben war und ist vor allem durch die Kultur- und Sportvereine geprägt. Unter den Kulturvereinen nehmen vor allem Gesangsvereine eine große Bedeutung ein, weil Hockenheim in den vergangenen hundert Jahren eine Hochburg des Chorgesangs war. Die Aktivitäten in den Kulturvereinen sind vielfältig. Die größten Kulturvereine in der Nachkriegszeit sind:

- AGV Belcanto Hockenheim e. V.
- Männergesangsverein »Liedertafel«1874 e. V.
- Männergesangsverein »Eintracht« e. V.
- Fanfarenzug der Rennstadt Hockenheim e. V.
- Kammerorchester Hockenheim e. V.
- Marinekameradschaft Hockenheim 1935 »Seydlitz« e. V.
- Madrigalchor Hockenheim e. V.
- Musikapelle »Blaue Husaren«
- Orchesterverein Stadtkapelle e. V.
- Sängerbund Liederkranz 1862 Hockenheim e. V.
- Hoggema Ring-Deifel e. V.
- Hohner-Akkordeon-Orchester Hockenheim e. V.
- CC. Blau Weiss Hockenheim 1989 e. V.
- Erste Große Hockenheimer Carnevals-Gesellschaft 1954 e. V.
- Verein für Heimatgeschichte Hockenheim e. V.
- Kunstverein Hockenheim e. V.

Die Stadt und ihre Bürger sind aber auch sehr sportfreudig. In den Jahren 1963 bis 1968 verwirklichten der Gemeinderat und die Sportvereine ein großzügiges Sportförderprogramm. Am 20. Dezember 1962 beschloss der Gemeinderat einstimmig, im Waldgebiet vor der geplanten Autobahn ein Sportzentrum anzulegen. Dort erhielten drei Vereine je rund 30 000 Quadratmeter Gelände für neue Sportanlagen. Die größten Sportvereine in der Nachkriegszeit sind:

- Hockenheimer Sportverein 1886 e. V.
- Kleinkaliber-Schützenverein 1923 Hockenheim e. V.
- Schachvereinigung 1930 Hockenheim e. V.
- Fußballverein 08 Hockenheim e. V.
- Box- und Athletik-Club 1955 e. V.
- Keglerverein 1963 Hockenheim e. V.
- Deutsche Jugendkraft Hockenheim e. V.
- Ausdauer-Sport-Gemeinschaft Triathlon 1986 e. V.
- Ringer-Sport-Verein 1991 Hockenheim e. V.
- Ski-Club Hockenheim e. V.
- Sportfliegerclub Hockenheim e. V.
- Sportkeglerverein Blau-Weiss Hockenheim e. V.
- Tennis-Club Hockenheim e. V.

Neben den Kultur- und Sportvereinen gab es auch andere Einrichtungen und Vereine, in denen sich die Bürger ehrenamtlich engagierten. Dazu gehört beispielsweise die Freiwillige Feuerwehr Hockenheim. Sie konnte im Jahr

Der »Hockenheimer Mai« ist eine der beliebten Brauchtumsveranstaltungen in Hockenheim (Bild: Stadt Hockenheim/Fotografen Dorothea und Norbert Lenhardt)

1969 auf ihr 100-jähriges Bestehen zurückblicken. Damit gilt sie als die älteste Organisation in Hockenheim. Der Gewerbeverein organisierte ab den 1950/1960er-Jahren unter anderem den Hockenheimer Markt, Leistungsschauen, verkaufsoffene Sonntage und sogar Hochzeitsmessen in der Stadt. Besondere und nachhaltige Akzente für das gesellschaftliche Leben der Stadt wurden ab 1975 durch den Verkehrsverein (später »Lebendiges Hockenheim«) gesetzt. Er initiierte das Stadtfest »Hockenheimer Mai«, den »Hockenheimer Advent« und war für deren Durchführung verantwortlich. Auch beim Fastnachtszug, dem Handwerker- und Bauernmarkt und dem Sommertagszug führte er Regie. All diese traditionsreichen Veranstaltungen sind noch heute feste Bestandteile im städtischen Veranstaltungsreigen. Mit der Verabschiedung eines ganzheitlichen Stadtentwicklungskonzeptes durch den Gemeinderat gingen diese Aufgaben 2015 auf den Hockenheimer Marketing Verein über. Der Gewerbeverein und der Verein »Lebendiges Hockenheim« haben sich aufgelöst.

Besondere Bedeutung der Städtepartnerschaften

Eine besondere Rolle im gesellschaftlichen Leben spielen auch die Städtepartnerschaften mit Commercy (Frankreich), Hohenstein-Ernstthal (Bundesland Sachsen) und Mooresville (USA). Die Partnerschaft zwischen Hockenheim und Commercy war nach

den Verwerfungen des Zweiten Weltkriegs außergewöhnlich. Die ersten Gedanken für eine Versöhnung der beiden benachbarten Länder kamen schon früh im Jahr 1957 auf. Die Mitglieder der Jungen Union Hockenheim rund um ihren Vorsitzenden und späteren Ehrenbürger Adolf Stier machten sich Gedanken über eine friedliche Zukunft. Ihr erklärtes Ziel nach den Schrecken des Krieges: »Anstelle des Hasses die Liebe zu setzen.« Sie wollten mit jungen Franzosen in Verbindung treten. Stadtpfarrer Dekan Johann Beykirch unterstützte die Initiatoren tatkräftig. Am 28. September 1957 besuchte eine acht Mitglieder starke Delegation aus Hockenheim die Gemeinde Commercy. Der Gegenbesuch von 14 jungen Menschen aus Commercy in Hockenheim fand im Mai 1958 statt. Die Freundschaft entwickelte sich positiv. Daraufhin feierten Hockenheim und Commercy am 2. September 1961 die Einweihung des Völkerkreuzes in Hockenheim. Sein Pendant steht in Commercy.

Seit dem 18. April 1970 existiert zwischen Hockenheim und der lothringischen Stadt Commercy eine offizielle Städtepartnerschaft. Die Bürgermeister Dr. Kurt Buchter und sein französischer Kollege Pierre Santoni unterzeichneten die Partnerschaftsurkunde an diesem Tag im Bürgersaal des Rathauses Hockenheim. Der 1976 gegründete Freundeskreis Hockenheim-Commercy fördert den Gedanken der Völkerverständigung und der europäischen Vereinigung. Der Europarat verlieh am 5. März 1982 Hockenheim die Europafahne. Die Stadt darf sich seitdem auch »Gemeinde Europas« nennen. Der Commercy-Platz wurde im Jahr 1991 in Hockenheim eingeweiht.

Eine weitere besondere Städtepartnerschaft kam im Jahr 1990 zustande. Der Fall der Mauer in Berlin führte dazu, dass Hockenheim bei Partnerschaften nicht nur im europäischen Ausland, sondern auch im eigenen Land fündig wurde. Es entstand eine Partnerschaft mit Hohenstein-Ernstthal im Bundesland Sachsen. Die beiden ehemaligen Bürgermeister Gustav Schrank (Hockenheim) und Dirk Trinks (Hohenstein-Ernstthal) besiegelten sie am 3. Oktober 1990 im Hockenheimer Rathaus. Der zweiteilige Festakt fand an einem Tag statt: Morgens in Hohenstein-Ernstthal und am frühen Abend in Hockenheim. Auch Peter Busch, bis heute Vorsitzender des Freundeskreises, zählte zu den Mitbegründern der ersten Stunde.

Das Völkerkreuz im Stiegwiesenpark ist ein bedeutendes Symbol der Städtepartnerschaft zwischen Hockenheim und Commercy (Bild: Stadt Hockenheim)

Die Geschichte von Hockenheim ist nicht nur durch die Völkerverständigung mit dem

Nachbarland Frankreich geprägt. Die Verbundenheit über den Motorsport kommt auch durch Kontakte mit der Race-City Mooresville im Bundesstaat North Carolina zum Ausdruck. Diese Gemeinsamkeit führte am 7. Juli 1998 dazu, dass Richard Warren, früher US-Soldat in Heidelberg, über die Stadthalle Interesse an einer Städtepartnerschaft zwischen Mooresville und Hockenheim bekundete. Am 6. August 1999 trat Betsy Lambert, die als Koordinatorin für das Mooresville-South Iredell Komitee für Städtepartnerschaften arbeitete, mit ihrem Mann Russel die Reise nach Hockenheim an. Der Auftrag des städtischen »Board of Commissioners«: erste Kontakte mit der Stadt Hockenheim knüpfen. Der Gegenbesuch fand zwei Monate später statt.

Der Auftakt zur Städtepartnerschaft war damit geschafft. Im Jahr 2000 kam es zu weiteren gegenseitigen Besuchen, bei denen am 12. November 2000 auch die Innenministerin des Bundesstaats, Elaine Marshall, teilnahm. Der Gemeinderat Hockenheims stimmte der Städtepartnerschaft einstimmig zu. Die Vereinbarung wurde am 7. Juni 2002 feierlich begründet. Oberbürgermeister Gustav Schrank und Bürgermeister Al Jones unterzeichneten die Partnerschaftsurkunden in Hockenheim. Der feierliche Akt fand am 10. Oktober 2003 in Mooresville seine Fortsetzung.

Auf dem Weg zur Großen Kreisstadt

Hockenheim wuchs ab 1970 in die Rolle eines Zentralorts hinein. Diese Entwicklung machte auch den Aufbau seiner Strukturen erforderlich. Die Stadtverwaltung Hockenheim gründete deshalb mit den Gemeinden Altlußheim, Neulußheim und Reilingen am 1. Januar 1975 die vereinbarte Verwaltungsgemeinschaft. Dabei übernimmt Hockenheim als »erfüllende« Gemeinde vor allem die gemeinsame Flächennutzungsplanung. Die Stadt wurde im August 1975 Untere Baurechtsbehörde; ein Jahr später auch Untere Verwaltungsbehörde. Die Entwicklung war aber erst der Anfang. Die zunehmende Einwohnerzahl machte sich vor allem in den 1980er- und 1990er-Jahren bemerkbar. Daher sahen sich Stadtverwaltung und Gemeinderat in der Pflicht, diese Nachfrage durch Ausweisung neuer Bauflächen zu befriedigen. Die Stadt wuchs schwerpunktmäßig in Richtung Süden. Deshalb wurde unter anderem 1985 das 16 Hektar große Neubaugebiet »Neugärten/Biblis« erschlossen.

Das starke Bevölkerungswachstum führte zur Entwicklung neuer Baugebiete wie »Biblis 3. Gewann« (Bild: Stadt Hockenheim)

Der Beschluss zur Umlegung für das Gebiet Hockenheim-Süd erfolgte ebenfalls

im Jahr 1991. Planungen sahen damals vor, auf dieser Fläche in vier Jahren bis zu 300 Grundstücke zur Verfügung zu stellen. Damit war Hockenheim-Süd ein wichtiges Kapitel auf dem Weg zur Großen Kreisstadt. Parallel zum Wohnungsbau entwickelte sich auch die Infrastruktur Hockenheims weiter. Wo früher Eisenbahngleise und Straßen waren, entstand nach zweijähriger Planungs- und Bauzeit entlang der Neubaustrecke Mannheim–Stuttgart die Landesgartenschau. Sie war im Jahr 1991 mit der Neugestaltung des Stiegwiesenparks, der Kraichbach-Renaturierung und der Parkanlage auf der alten Bahntrasse war für viele Hockenheimer ein Glanzpunkt der jüngeren Stadtgeschichte. Der »Förderverein Gartenschaupark Hockenheim e. V.« gründete sich und warb seitdem viel Geld für den Erhalt der Anlage ein. Im gleichen Jahr schlug die Stadt mit der Stadthalle Hockenheim auch ein neues kulturelles Kapitel auf. Das Gebäude setzte mit seiner Außenarchitektur im Umfeld historischer Jugendstilgebäude wie der evangelischen und katholischen Kirche sowie der Pestalozzi-Schule besondere städtebauliche Akzente.

Bürgermeister Gustav Schrank (l.) und Finanzminister Gerhard Stratthaus (r.) beim Festakt zur Ernennung Hockenheims als Große Kreisstadt in der Stadthalle (Bild: Stadt Hockenheim)

Der Gemeinderat beschloss 1991, die Voraussetzung einer Bebauung des Gartenbereichs zwischen Bachstraße und Oberer Mühlstraße zu schaffen. Die Planungen für eine Bebauung des Gebietes Biblis 2. und 3. Gewann gegenüber dem Baugebiet Neugärten/Biblis begann. Im Jahr 1995 beschloss der Gemeinderat die Aufstellung von Bebauungsplänen für drei innerstädtische Bereiche. Es handelte sich dabei um die Bereiche Mittlere Mühlstraße, Rathaus-/Otto-/Obere Hauptstraße und Hirschstraße/Untere Hauptstraße. Am 20. Dezember 1995 wurde für den Bereich »Altwingerten/Hinter den Bergen« der Aufstellungsbeschluss gefasst. Auf einer Größe von circa 30 Ar sollte ein Reihenhausprogramm verwirklicht werden, das von der Landesregierung unter dem Motto »Initiative Wohneigentum Baden-Württemberg« ins Leben gerufen wurde. Es sprach vor allem junge Familien an.

Hockenheim wird Große Kreisstadt

Das Wachstum Hockenheims führte bereits Anfang 1999 zu der von der Stadtpolitik ersehnten »magischen« Grenze von 20 000 Einwohnern. Das Statistische Landesamt Baden-Württembergs bestätigte die Bevölkerungszahl zum 30. Juni 1999. Folglich waren die Voraussetzungen zur Ernennung

Hockenheim ist heute eine lebendige Stadt im Herzen des Landkreises und der Metropolregion Rhein-Neckar (Bild: Stadt Hockenheim/Schwerdt)

Hockenheims als »Große Kreisstadt« erfüllt. Diese Entwicklung gab Hockenheim, das im Landesentwicklungsplan als Unterzentrum ausgewiesen war, die Chance sich neu zu positionieren. Der Status wurde damals als Wettbewerbsvorteil gegenüber anderen Gemeinden im Rhein-Neckar-Kreis angesehen.

Der Gemeinderat beschloss daraufhin in seiner Sitzung vom 26. Januar 2000 einstimmig, bei der Landesregierung die Erhebung zur Großen Kreisstadt zu beantragen. Der Ministerrat befasste sich am 2. Mai 2000 mit dem Antrag der Stadt. Er erklärte Hockenheim mit Wirkung zum 1. Januar 2001 zur Großen Kreisstadt. Bürgermeister Gustav Schrank bekam am 18. Dezember 2000 die Ernennungsurkunde bei einem Festakt in der Stadthalle Hockenheim von Finanzminister Gerhard Stratthaus überreicht. Damit wurde Hockenheim die 84. Große Kreisstadt in Baden-Württemberg.

Anschrift des Autors:
Christian Stalf
Stadtverwaltung Hockenheim /
Stadtwerke Hockenheim
Fachbereich Organisation,
IuK und zentraler Service
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Rathausstraße 1
68766 Hockenheim
c.stalf@hockenheim.de

Tourismus in Hockenheim

Judith Böseke

Der Text behandelt die touristischen Sehenswürdigkeiten und Anziehungspunkte der Stadt Hockenheim. Jeder Absatz befasst sich darin mit einem gesonderten thematischen Schwerpunkt. Die einzelnen Sehenswürdigkeiten werden zeitlich geordnet aufgeführt – beginnend mit den 1930er-Jahren bis zur heutigen Zeit. Gleicherweise wird die Struktur der einzelnen Sehenswürdigkeiten beschrieben: Die einzelnen Absätze geben einerseits einen kursorischen Abriss der Historie der Sehenswürdigkeit, andererseits richten sie den Blick auch auf aktuelle Entwicklungen.

Pferdestärke als Besuchermagnet

Der 29.5.1932 – dieser Tag markiert den Startpunkt für eine der prägendsten Entwicklungen der Stadt Hockenheim. An diesem Tag fand das erste Rennen anlässlich der Rennstreckeneröffnung mit 45 000 Zuschauern auf dem Hockenheimring statt. Es sollte der Start für den Hockenheimring als feste Instanz im internationalen Motorsport und Anziehungspunkt und Tourismusmagnet über die Landesgrenzen hinaus sein.

Von 1964 bis 1966 fand ein weitreichender Umbau der Strecke statt. In diesem Zuge kam 1965 das Motodrom hinzu. Diese Modifikation war im Laufe der Wandlung des Hockenheimrings die wohl prägendste: bis heute stellt es so das unverwechselbare Gesicht des Hockenheimrings, das »Wohnzimmer« für Fahrer und Rennteams und »Hexenkessel« für Großevents dar. Am 22. Mai 1966 feierte das Motodrom seine Eröffnung und zog über 140 000 Gäste an.

Die Formel 1 kam dann 1970 zum ersten Mal nach Hockenheim – und damit verbunden auch tausende rennbegeisterte Touristen. Ab 1977 findet die Formel 1 regelmäßig statt, seit dem Jahr 2007 nur noch im jährlichen Wechsel mit dem Nürburgring. Pünktlich zum Jubiläumsjahr 2019 findet die Formel 1 wieder seinen Weg nach in Hockenheim.

Der Hockenheimring Baden-Württemberg hat nicht nur ein bedeutendes Kapitel der deutschen und internationalen Motorgeschichte mitgeschrieben. Er zieht von Jahr zu Jahr mit über 320 Veranstaltungstagen circa 700 000 Besucher an und ist ohne Zweifel einer der Touristenmagneten der Region von internationalem Rang.

Am 25.4.1986 kam ein weiterer rennsportlicher Anziehungspunkt hinzu: das Motorsport-Museum am Hockenheimring wurde eröffnet. Es zeigt seither auf einer Fläche von über 2200 Quadratmetern Ausstellungsfläche motorsportbegeisterten Besuchern Exponate wie historische Rennwagen und Motorräder, Formelfahrzeuge aus der jüngsten Mo-

torsportgeschichte, aktuelle Rennmotorräder und Tourenwagen. Insgesamt mehr als 300 Exponate aus allen Epochen des Motorsports haben hier ihren Platz.

In den letzten Jahren suchte man gezielt nach neuen Modellen, um den Hockenheimring weiterhin attraktiv zu halten und fand mit dem Bau des Porsche Experience Centers einen geeigneten Partner. Im Sommer 2018 fiel der Startschuss für den Bau. Neben einem bereits existierenden Center in Leipzig stellt das Porsche Center in Hockenheim in Zukunft eines von weltweit sieben Kundenerlebniszentren des Sportwagenherstellers dar.

Auf einer Gesamtfläche von 176 000 Quadratmetern werden hier bald Eventflächen, Veranstaltungsräume, ein Porsche-Shop, ein Restaurant und ein Café beheimatet sein. Außerdem setzt das Konzept auf fahraktive Erlebnisprogramme sowie Teststrecken in unterschiedlichsten Bereichen. Mit der Fertigstellung des Emodroms und des dazugehörigen Experience Centers im Herbst 2019 entsteht somit ein Konzept am Hockenheimring, das sicherlich in Zukunft ein neuer Anziehungspunkt auf der Rennstrecke sein wird.

Die Hockenheimer und »ihr« Bad

Schon 1927 befasste sich der Gemeinderat mit dem Bau einer Badeeinrichtung. Denn den Schwimmfreuden konnte man – bis zur Eröffnung des Freibades am 3. Juni 1961 – nur in der dreckigen Kraichbach frönen. Die Hockenheimer haben eisern für «ihr« Bad gespart, in einer einzigartigen Solidargemeinschaft einen »Schwimmbad-Verein« gegründet, der wesentlich zur Finanzierung des Freibades beigetragen hat.

Im Laufe der Zeit wuchs der Wunsch, neben dem Freibad ein witterungsunabhängiges Hallenbad zu bekommen. Nach eingehender Recherche war dann klar: um zukunftsträchtig zu werden, musste eine Kombination aus Freizeit-, Sport- und Solebecken entwickelt werden. Damit begann ab 1978 eine neue Ära im Schwimmbadbereich: Hockenheim wurde zur »Bäderstadt«.

1982 wurde das Bad hauptsächlich im Kinder- und Jugendbereich erweitert: eine Badelandschaft mit Nichtschwimmerbecken, eine Wasserrutsche, ein Springerbecken und ein Mutter-Kind-Bereich wurden angelegt. Hinzu kamen eine dritte Saunaanlage, ein Dampfbad ein großzügiger Außenbereich und ein großes Kaltwasserbecken. Die Umbaumaßnahmen wurden insbesondere von den Jugendlichen gut angenommen: Ein Besucherzuwachs dieser Zielgruppe von 56 000 auf 137 000 konnte verzeichnet werden.

Zwischenzeitlich war das Freibad in die Jahre gekommen. Nach langen und intensiven Diskussionen wurde das Bad in einem weiteren Abschnitt umgebaut. So wurde den steigenden Freizeitbedürfnissen der Bevölkerung Rechnung getragen. Den Badegästen sollte zu-

Badebetrieb in der Kraichbach im Jahre 1902 (evtl. Datierung auch auf das Jahr 1922, Quelle: Stadtarchiv, Fotograf unbekannt)

künftig eine Erlebnis- und Urlaubsatmosphäre geboten werden. So wurde das alte Freibad aufgegeben und die bereits vorhandenen Attraktionen mit einem beheizbaren Wellenbecken, einer 70 Meter langen Riesenrutschbahn, einem Becken mit Ausschwimmkanal und einer 4,5 Hektar großen Liegewiese ergänzt. Über 3000 Quadratmeter Wasserfläche, verteilt auf insgesamt zehn Becken, suchen seitdem bis heute in der Region ihresgleichen.

Die neueste Attraktion im Aquadrom – die Salzgrotte mit dem Gradierwerk (Quelle: Aquadrom Hockenheim, 2018)

Das Freizeitbad ist seit seiner Eröffnung gern und viel besuchter Ort mit hohem Erholungswert und einem Einzugsgebiet von über 50 Kilometer. Doch das hinterlässt seine Spuren, auch die Konkurrenz stieg in den letzten Jahren, Besucher blieben aus – und auch ein Bad kommt einmal »in die Jahre«. So mussten die Stadtwerke Hockenheim, denen das Bad angegliedert ist, Maßnahmen ergreifen, damit das Aquadrom wieder an Attraktivität gewinnen konnte.

Im Winter 2017 dann wurde das Bad modernisiert, damit es wieder in neuem Glanz erstrahlen konnte: neue bodentiefe Fenster, ein glasüberdachtes Atrium sowie das neueste Kassensystem, das ein bargeldloses Zahlen ermöglichte, eine Musikanlage im kompletten Badebereich und energiesparende LEDs wurden im Zuge der Modernisierung verbaut und sorgen seitdem dafür, dass sich der Slogan »Aquadrom – ein Tag wie im Urlaub« in die Tat umsetzen lässt. Um das Bad auf den neuesten Stand zu bringen, wurden dafür ca. 4,5 Millionen Euro investiert.

Zu der Saunalandschaft mit vier Saunen und einem Dampfbad, verteilt auf weitläufigen 1600 Quadratmeter, gesellte sich im Januar 2018 eine neue Attraktion: die Salzgrotte öffnete ihre Türen. Über 20 Tonnen rosa- und orangefarbene Salzkristallsteine aus Pakistan wurden hier verbaut. Außerdem befindet sich im 70 Quadratmeter großen Raum ein Gradierwerk, aus dem ständig Salzwasser über Reet fließt und somit dafür sorgt, dass ein konstanter Salzgehalt von fünf Prozent in der Luft liegt. Ein Mikroklima, das problemlos mit dem der Atlantikküste mithält und vor allem für Asthmatiker und mit Neurodermitis geplagte Besucher gesundheitsfördernd sein soll.

Mit dieser neuen Attraktion und dem bereits vorhandenen Sole-Außenbecken mit 32 °C warmem Wasser, einem Strandbereich mit Beachbar und einer modernen »Chill-out Wiese« mit gemütlichen Bambushütten und den verschiedensten Wellness- und Massageangeboten hat das Aquadrom eine Oase für Wellness und Entspannung mitten in Hockenheim geschaffen. Aber nicht nur Ruhesuchende werden hier fündig: Neben der 70 Meter langen Erlebnisrutsche beherbergt das

Das Alte Pumpwerk, damals noch Städtisches Wasserwerk, 1924 (Quelle: Stadtarchiv, Fotograf unbekannt)

Aquadrom eine weitere Besonderheit: das Wellenbecken. Es gehört mit einer beachtlichen Kapazität von 1470 m³ Fassungsvermögen zu den größten Außenwellenbecken des Landes. So lässt sich festhalten: Im Aquadrom kommt nicht nur der Ruhe und Entspannung suchende Gast auf seine Kosten, auch der Spaßfaktor ist ohne Zweifel vorhanden. Nach der Neugestaltung des Bades wird es auch in Zukunft wieder Anlaufpunkt für die Besucher aus der Region – und natürlich für die Hockenheimer sein, die stolz sein können, dass »ihr« Bad wieder so hübsch in neuem Glanz erstrahlt.

Kleinkunst in ehemaliger Maschinenhalle – das Pumpwerk

Die Ursprünge des Gebäudes liegen in den Anfängen des Jahres 1911: nach zweijähriger Planungsphase wurde das erste Wasserhebewerk am östlichen Waldrand der Stadt in Betrieb genommen. Die Stadtverwaltung versuchte damit, den damals bis dato üblichen Hausbrunnen das Wasser abzugraben und den steigenden Wasserbedarf der Hockenheimer Bevölkerung in den Griff zu bekommen. Heute steht der Name des Pumpwerks für einen Ort der gelebten Kleinkunstszene. Doch wie kam das ehemalige Pumpwerk zu seinem heutigen Innenleben?

Dazu gehen wir zurück ins Jahr 1979. In der Stadt sollte eine Jugendbegegnungsstätte geschaffen werden, darüber war sich der Gemeinderat einig, und es wurde am 11. Juli 1979 mit einem Grundsatzbeschluss fixiert. Dafür sollte ein geeigneter Standort gefunden werden. Im Dezember 1980 fiel die Wahl dann auf das Wasserwerk am Rande der Stadt. Dies bot die optimalen Räumlichkeiten und auch ein ausreichend großes Außengelände für Jugendliche. Bereits ein Jahr später wurde in Zusammenarbeit mit dem Stadtbauamt und dem Architekten Dieter Auer mit dem Umbau begonnen. Nach einer einjährigen Bau- und Umgestaltungsphase vom Wasserwerk zum Kulturzentrum, die rund 690 000 DM kostete und eine Dachsanierung und diverse Heizungs-, Sanitär- und Elektroarbeiten einschloss, lud das Jugendhaus Pumpwerk am 10. März 1983 offiziell zur Eröffnungsfeier ein.

Bereits bei den Planungen des Jugendhauses wurden die Belange und Bedürfnisse der Hockenheimer Jugendlichen mit einbezogen. Damit sollte sichergestellt werden, dass die Jugend nicht von oben gegängelt wird, sondern vielmehr die Chance hat, initiativ und selbstverantwortlich mitzuarbeiten, damit ein Ort geschaffen wird, den die Jugendlichen gern und oft besuchen. Diese Intention trug Früchte. Das Angebot erweiterte sich

Das Pumpwerk heute – Musik unterm Sternenhimmel
(Quelle: Stadtarchiv Hockenheim, Fotograf: Tobias Schwerdt, 2013)

stetig und wurde von den Hockenheimer Jugendlichen mit Leben gefüllt – gemeinsame Freizeitaktivitäten wurden geplant und auch immer mehr Musikveranstaltungen durchgeführt. So entwickelte sich das Jugendhaus als kultureller Treffpunkt für Jung und Alt. Bei der Renovierung während der Osterferien 1986 wurde diese Selbstverantwortlichkeit als eines von vielen Beispielen auch tatkräftig gelebt: Die Malerarbeiten erfolgten ausschließlich in Eigenregie seitens der Jugendlichen und der Mitarbeiter des Jugendhauses.

Im Frühjahr 1998 wurde das Gebäude erweitert, sodass 72 Quadratmeter zusätzlich gewonnen werden konnten. Pünktlich zum 15. Geburtstag des Pumpwerks als Jugend- und Kulturhaus wurde im Oktober desselben Jahres die neue Bühne eingeweiht. Viele der Besucher waren selbst schon als Jugendliche im Pumpwerk und bleiben dem Ort auch weiterhin treu. Dieser Generationenwechsel ist auch in der Programmgestaltung spürbar – zwischen den Rock- und Pop-Konzerten und den Kinderveranstaltungen mischen sich auch immer mehr Veranstaltungen, die sonst nur in regionalen Kleinkunstbühnen anzutreffen sind: Das Pumpwerk wächst »programmlich« mit – und bleibt dabei trotzdem bei seinen Wurzeln und regional verankert. Auch in der Jugendarbeit fächert sich das Angebot weiter auf.

Um die Belange der Jugendlichen langfristig noch besser vertreten zu können, wurde 2001 ein Jugendausschuss eingerichtet. Mit dieser Entscheidung wurde der Weg zu einem guten Ansehen in der Jugendarbeit gelegt: das Pumpwerk genießt auch in der Kinder- und Jugendbetreuung einen besonders guten Ruf. Derzeit finden jährlich ca. 100 Kurse mit rund

1100 Kindern statt. Das Ferienprogramm, das das Pumpwerk jedes Jahr in den Sommerferien organisiert, bietet ca. 90 Programmpunkte, an denen um die 400 Hockenheimer Kinder teilnehmen.

Der Ruf der Kleinkunstbühne jedoch reicht weit über die Stadtgrenzen hinaus. Jedes Jahr besuchen über 150 000 Gäste bei 1200 Veranstaltungen das Hockenheimer Pumpwerk. Mit der Eröffnung des Kulturzentrums am 10. März 1983 konnte Hockenheim einen weiteren bunten Farbtupfer und Besuchermagnet in der Kulturlandschaft der Stadt und weit über die Stadtgrenzen hinaus für sich beanspruchen.

Von Friedenspfeifen und geheimen Schnupftabakdosen

Eröffnet im Dezember 1984, befasst sich das Hockenheimer Tabak-Museum mit einem wichtigen Kapitel der regionalen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Nahezu 120 Jahre dauerte die Epoche der Zigarrenherstellung in der Stadt und dem Umland. Der damalige Wohlstand der Stadt, der noch heute in zahlreichen prächtigen Jugendstilbauten sichtbar ist, war Resultat dieser industriellen Entwicklung. Die Einrichtung eines Museums mit diesem Themenschwerpunkt zeigt deutlich auf, welche Bedeutung die Tabakverarbeitung für die Stadt und seine Einwohner hatte.

Im Jahre 1860 eröffnete die erste Hockenheimer Zigarrenfabrik »Ludwig Piazolo und Karl Ikrath«, und bis zur Schließung der letzten Zigarrenfabrik »Neuhaus« im Jahr 1979, als der letzte Arbeitsplatz dieser Branche verloren ging, waren in Hockenheims 28 Fabriken über 2000 Personen mit dem Tabak und seiner Verarbeitung beschäftigt, zu denen

Zigarrenmacherinnen aus Hockenheim bei einer GEG-Ausstellung in Stuttgart 1957 (Quelle: Stadtarchiv Hockenheim, Fotograf unbekannt)

noch zahlreiche Kleinbetriebe und Heimarbeiterinnen hinzukamen.

Die im Jahre 1911 fertiggestellte GEG, die Zigarrenfabrik der Großeinkaufsgesellschaft der deutschen Konsumgenossenschaften, die bis in die 1960er-Jahre ca. 8500 Konsumläden belieferte, war mit über 700 Beschäftigten, welche hauptsächlich Frauen waren, die größte ortsansässige Zigarrenfabrik. Von ihr stammen etliche Memorabilien, die im Tabakmuseum ihren Platz gefunden haben. In den 1950er-Jahren, nach der Aufhebung des Maschinenverbots in der Zigarrenherstellung, das die Nationalsozialisten als wirtschaftspolitische Maßnahme erlassen hatten und durch die rapide Verbreitung des Zigarettenkonsums, veränderte sich die Bedeutung der Zigarrenfabriken als Wirtschaftsfaktor. Die Arbeitsplätze gingen bis 1979 nach und nach verloren.

Die Verbundenheit mit dem Tabak und seiner Verarbeitung war Veranlassung, in einem speziellen Museum den Tabakanbau und die Zigarrenherstellung für die Nachwelt informativ und anschaulich aufzubereiten. Exponate wie Arbeitstische, Formen und Pressen und sonstige Geräten, die für die Zigarrenproduktion notwendig waren,

Auch eine Landesgartenschauzigarre und Motodrom Cigarros findet man im Tabakmuseum Hockenheim (2013, Fotograf: Tobias Schwerdt, Stadtarchiv Hockenheim)

als auch viele Fotos und Schautafeln wecken Erinnerungen an die Tabakhochzeit in Hockenheim und arbeiten die sozialen Aspekte des Wirtschaftszweiges anschaulich auf. So finden sich in der Ausstellung alte Grafiken mit Hockenheimer Tabakskollegien, zu denen vorwiegend Männer kamen, die sich in geselliger Runde zum Tabakgenuss zusammenfanden.

Ganzer Stolz des Tabak-Museums ist die ansehnliche Pfeifensammlung mit rund dreihundert Exponaten. Tabaksbeutel, Tabakgefäße, Feuerzeuge, Pfeifenbestecke, Ascher, Etuis und Rauchergarnituren, Zigarrentaschen, Zigarrenspitzen, indianischen Friedenspfeifen, Bergmannspfeifen sind nur einige Exponate, die heute im Museum in der Zehntscheune beheimatet sind. Nicht zuletzt werden Schnupftabakdosen, von denen die in den Spazierstock Friedrichs des Großen eingearbeitete sicherlich die ungewöhnlichste ist, und Zigarrenkistchen mit farbenprächtigen Etiketten das Interesse der Besucher wecken. Das Museum wurde 1984 als das erste Tabakmuseum in Baden-Württemberg eröffnet und ist bis heute eines mit den umfangreichsten Exponaten.

Hockenheims »grüne Stunde«

War Hockenheim bis 1991 vor allem durch den Motorsport ein Begriff, so stellte die Durchführung der 11. Baden-Württembergischen Landesgartenschau vor 28 Jahren einen weiteren Höhepunkt in der Stadtgeschichte dar. Mit ihr erhielt die Rennstadt eine neue Komponente als »Stadt im Grünen«.

Was zuerst nur ein Gedanke war, dass damals noch eine Kleinstadt wie Hockenheim auch einmal eine Landesgartenschau durchführen konnte, wurde plötzlich im September 1986 zur realen Möglichkeit, als Aalen die Durchführung der für 1991 gedachten Landesgartenschau absagen musste. Da schlug Hockenheims »grüne Stunde«, denn nach der umgehend beschlossenen Bewerbung erhielt Hockenheim im Juni 1987 von der baden-württembergischen Landesregierung die Chance, die Landesgartenschau 1991 auszurichten. Der Wunsch wurde also Wirklichkeit, auch in dem Bewusstsein, dass noch niemals zuvor eine so kleine Stadt wie Hockenheim eine solche Schau durchgeführt hatte und noch niemals die Vorlaufzeit für eine Schau so kurz gewesen war. Da hieß es schnell Entscheidungen zu treffen – und dies war alles andere als leicht, denn so manch einer hatte nur ein müdes Lächeln für den Plan übrig, auf dem recht unansehnlichen circa zwei Kilometer langem und relativ schmalem »Geländeschlauch« entlang der Bundesbahn-Neubaustrecke Mannheim–Stuttgart ein attraktives Landesgartenschaugelände entstehen zu lassen.

Bereits im März 1988 begann die Auslobung des Wettbewerbs, und Mitte Oktober erhielt der Stuttgarter Landschaftsarchitekt Hannes Schreiner den Planungsauftrag. Bereits im April 1989 wurde mit den Bauarbeiten begonnen. Ziemlich genau zwei Jahre muss-

Gartenschauparkmaskottchen Frosch Hopsi samt Motto (Quelle: Stadtarchiv Hockenheim)

ten bis zur Eröffnung genügen. Ein weiteres Novum zeigte sich neben dem ungewöhnlichen Schnitt des schmalen Geländestreifens: wurde bei den Gartenschauen bislang ein bereits bestehender Park- oder ein Freizeitgelände ausgebaut, begann man in Hockenheim beim Nullpunkt und konnte kreativ sein. Die Neutrassierung der Bundesbahn und die neu entstandenen Straßen und Brücken hatten die Landschaft verändert, es war Brachland. Jetzt sollte die Natur wieder in den Vordergrund gerückt werden.

»Tauchen sie ein ins Blütenmeer« lautete das Motto der Landesgartenschau, die vom 19. April bis zum 6. Oktober 1991 an insgesamt 171 Tagen mit dem Laubfrosch »Hopsi«, das als Maskottchen aus einem Ideenwettbewerb hervorging, über 1,1 Millionen Besucher nach Hockenheim lockte. Das Riesenrad, das bis weit über den Dächern von Hockenheim zu sehen war, prägte sich ebenfalls als markantes Zeichen im Zuge der Landesgartenschau ein. Über 60 000 Kinder und Erwachsene zeigte es die Reize des Areals aus der Vogelperspektive und erwies sich als magischer Anziehungspunkt des Gartenschauparks. Während der zweijährigen Umgestaltungszeit wurden der Kraichbach, der bis dahin kanalisiert verlief, renaturiert, und Pflanzen sollten mit ihrem Blühen und Verblühen den alljährlichen Kreislauf der Natur verdeutlichen. Jung und Alt wurde mit einbezogen um lebendige Szenerien auf der Grünfläche entstehen zu lassen. So stellte etwa die Theodor-Heuss-Realschule bunt bemalte Totempfähle auf. Werke von Künstlern zierten das Gartenareal, in der Blumenhalle, die nach der Schau als Tennishalle genutzt wurde, wurden immer neue Ausstellungen gezeigt. Im Umweltklassenzimmer drückten über 12 000 Schülerinnen und Schüler die Schulbank, der historische Roncalli-Jahrmarkt brachte damals eine nostalgische Note.

Zwischen Mitte April und Anfang Oktober hatte man zu über 1200 Veranstaltungen eingeladen. Das Sommernachtsfest und die »Herbstsinfonie« mit jeweils weit über 20 000 Besuchern waren dabei unwiederbringliche Höhepunkte der veranstaltungsreichen Zeit. Nach dem Sommer 1991 stand fest: die elfte baden-württembergische Landesgartenschau in Hockenheim war eine der bis dahin erfolgreichsten. Das Fernsehen, und vor allem auch der Rundfunk, trugen mit zahlreichen Berichterstattungen den Namen der Stadt immer wieder ins Land. Für die Gäste, die diesen Sommer aus allen Richtungen kamen und sich gut mit den Hockenheimern und Kurpfälzern verstanden, war das sicherlich ein prägendes Ereignis, das sie auch bei der nächsten Rennübertragung an eine sympathische Stadt mit Stil und Sinn für Lebensfreude erinnern sollte.

Umgerechnet rund sieben Millionen Euro, damals noch in D-Mark, wurden für die Geländeherstellung investiert. Vom Land kamen sechs Millionen Euro dazu. Die Durchführung des einen Sommer dauernden Spektakels kostete insgesamt neun Millionen Euro, gegengerechnet werden müssen die Eintrittsgelder von gut 1,1 Millionen Besuchern. Das

Wasserspiele im Hockenheimer Gartenschaupark (Fotograf: Tobias Schwerdt, Stadtarchiv Hockenheim, 2013)

mag auf den ersten Blick viel erscheinen: Die verbliebenen Ausgaben für Hockenheim sind aber akzeptabel, wenn man die Imageverbesserung, die Verbesserung der Lebensqualität der Bürger und die Aufwertung des Stadtbildes berücksichtigt.

Der damals entstandene Gartenschaupark ist bis heute die größte zusammenhängende innerstädtische Grünanlage Hockenheims. Bis heute nutzen die Besucher des Areals seine Fläche zur Naherholung. Auf ihr befinden sich über 1000 Bäume. Dies entspricht ungefähr 15 Prozent des gesamten in Hockenheim vorhandenen Baumbestandes. Das ist bis heute ein großer Beitrag zur Verbesserung des städtischen Klimas. Heute stehen ein großer Spielplatz, eine Ausstellung mit Meerwasseraquarien, ein Beach-Volleyball-Platz und auch eine Grillfläche kostenfrei auf dem Gelände zur Verfügung. Auf 1200 Quadratmetern verfügt der Park über Wechselfloorbeete, die durch die Mitarbeiter der Parkanlagen GmbH jedes Jahr mit Blumen neu bepflanzt werden. Für Blumenliebhaber lohnt sich ein Spaziergang durch die wunderbar blühenden Blumenfelder im Frühjahr und Sommer daher ganz besonders.

Heute wird der rund 17 Hektar große Gartenschaupark, zu dem auch der räumlich angrenzende Stegwiesenpark sowie der Ebertpark gehören, von der »Parkanlagen Hockenheim GmbH« unterhalten. Darüber hinaus engagieren sich zahlreiche ehrenamtliche Mitglieder im Förderverein Gartenschaupark. So konnte beispielsweise der Neubau einer Begegnungsanlage ermöglicht und verschiedene Spielgeräte für den Spielplatz angeschafft werden. Es entstand im Jahre 1991 ein bis heute

Bürgermeister Gustav Schrank zeigt stolz die Urkunde zur Grundsteinlegung der Stadthalle Hockenheim 1991 (Quelle: Stadtarchiv Hockenheim, Fotograf unbekannt)

lebendig erhaltenes, gepflegtes und weitläufiges Naherholungszentrum in der Stadt, in dem Jung und Alt zusammenfinden. Und durch das Hochwasserschutz- und Ökologieprojekt, kurz HÖP, wird Hockenheim 2019 erneut ein »grünes Schmuckstück« direkt in der Innenstadt dazubekommen.

Die »gute Stube« der Stadt

Rechtzeitig zur Eröffnung der Landesgartenschau konnte am 15. März 1991, nach einer Bauzeit von nur 26 Monaten, die Stadthalle im Herzen Hockenheims eröffnet werden. Damit war eine lange Phase der Diskussionen um Standort, Umfang und Ausstattung des Bauwerks abgeschlossen – und für das gesellschaftliche, kulturelle und soziale Leben der Rennstadt eröffnete sich eine neue Dimension. Die neue »gute Stube« der Stadt setzte auch städtebauliche Akzente.

In seiner Nutzung sollte es dabei umfassenden Ansprüchen Rechnung tragen: Einerseits war vorgesehen, dass ein vielseitig nutzbares Bürgerzentrum geschaffen werden musste, das aber gleichzeitig den Ansprüchen im Kultur- und Freizeitbereich gerecht werden sollte. Auch der Standort wurde durchdacht: Der Gemeinderat konnte 1983 von den Stadtplanern überzeugt werden, dass eine Stadthalle als Treff- und Mittelpunkt der Bürgerschaft in der Stadtmitte gebaut werden sollte. Für den Neubau, der von den Hockenheimer Bürgern entschieden wurde und von der Architektengemeinschaft Hübner, Erhard und Bomze aus Heidelberg realisiert worden war, wurden rückblickend Baukosten von insgesamt 30,7 Millionen D-Mark ausgegeben. Zum Betrieb wurde die Stadthallen-Betriebsgesellschaft gegründet, deren Anteile zu 100 Prozentiger Trägerschaft der Stadt Hockenheim gehören.

Ein Auszug aus der Urkunde zur Grundsteinlegung beschreibt: »Möge das Bauwerk im Zentrum der Stadt den Einwohnern von Hockenheim allezeit ein Treffpunkt der Geselligkeit, der Freude und der Zusammengehörigkeit sein und den Besuchern von außerhalb stets das Flair einer weltbekannten und gastfreundlichen Rennstadt vermitteln.« Heute genießt die Stadthalle Hockenheim durch ihre vielschichtigen Angebote in der Metropolregion Rhein-Neckar und darüber hinaus einen sehr guten Ruf und erfreut sich allseits großer Beliebtheit.

Mit einer Vollbestuhlung fasst das errichtete Tagungs- und Veranstaltungscenter mit angeschlossenem benachbartem Hotel und Restaurant rund 1200 Personen. Der große

Saal bietet bis zu 650 Personen Platz und ist mit heb- und versenkbaren Podien, einer Galerie und einer Bühne mit großem Orchestergraben ausgestattet. Zum festen Bestandteil des Veranstaltungskalenders der »guten Stube« Hockenheims gehören die städtische und Vereinsveranstaltungen genauso wie Boulevardtheater, Kabarett und Comedy, Kinderveranstaltungen und Musikkonzerte.

Die Stadthalle ist bis heute das Fenster, durch das die Rennstadt auf das nationale und internationale kulturelle Geschehen blickt, und gleichzeitig ein Ort, an dem sich diese Kultur angemessen und auch gern mal im großen Rahmen präsentieren kann. Zusammen mit dem Hockenheimring, dem Pumpwerk als regionale Kleinkunstbühne und dem Aquadrom als Erholungsort bildet die Stadthalle somit eine attraktive Einrichtung, dass den vitalen Ansprüchen im Kultur-, Bildungs- und Freizeitbereich Hockenheims gerecht wird.

Alte Hülle – Neuer Kern. Die Zehntscheune in Hockenheim

Kaum ein Gebäude hat solch eine – im wörtlichen Sinne – bewegte Vergangenheit wie die Hockenheimer Zehntscheune. Ein Lageplan über die Bebauung Hockenheims aus dem Jahr 1750 enthält bereits die »Zehntscheuer«. In dieser Scheune wurden die von den Einwohnern in Form von Naturalien zu entrichtenden Abgaben, die sogenannten »Zehnte« gelagert. Im Laufe der Zeit wurden die Zehnten in Geld entrichtet, und so bekam das Gebäude neue Verwendung. Von einem Hockenheimer Bürger Namens Peter Piazolo zunächst als Forlendorre eingerichtet, der die dort getrockneten Kiefernzapfen an die umliegenden Gemeinden und die örtliche Forstverwaltung verkaufte, unterhielt besagter Piazolo später die erste Hockenheimer Zigarrenfabrik »Piazolo & Ickrath« und nutzte die Scheune als Tabaklager. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sogar ein Schwimmbad in die Räumlichkeiten der Zehntscheune installiert.

In den 1860er-Jahren diente die Zehntscheuer einer Zigarrenfabrik als Zollaufschublager. Dort wurden die Tabakballen verzollt. Außerdem wurde das Gebäude im Laufe der Zeit als Schmiede, Werkstatt und Garage genutzt. Der Erhalt der Zehntscheune konnte allerdings am ursprünglichen Standort nicht gewährleistet werden, und so entschloss sich die Stadt, in Absprache mit dem Eigentümer, das Gebäude mit dem wuchtigen Baukörper und seinem markanten Krüppelwalmdach im Zentrum der Stadt originalgetreu nachzubauen. So sollte den generellen Entwicklungen der vorangegangenen Jahre Rechnung getragen werden: Der Trend, auf moderne Bauten, funktionalistische Kaufhäuser und breite Straßenschneisen zu setzen vernichtete vielerorts das ursprüngliche Stadtbild. So auch in Hockenheim. In städtebaulicher Hinsicht sollte die Zehntscheune als historischer Nachbau dem Stadtzentrum wieder ein ursprünglicheres Stadtbild verleihen. Dafür wurde das Gebäude an seinem alten Standort sorgfältig Stein für Stein abgetragen und am neuen Standort originalgetreu aufgebaut, so dass das äußere Erscheinungsbild genau dem der ursprünglichen Zehntscheune entspricht. Das Innenleben jedoch wurde mit einer neuen Statik versehen.

Während des Umzugs der Scheune wurden die wiederverwendbaren Bauteile wie Mauerziegel und Sandsteine, Fenstergewände, Fachwerkgebälk, Dielenbretter, Traghölzer in zwei Hallen zwischengelagert und wiederaufbereitet. So konnte der größte Teil der Baumate-

rialien wiederverwendet werden. Nach dem Umbau der Zehntscheuer im Sommer 2010 zog die Stadtbibliothek in die neu gewonnenen Räumlichkeiten. Ebenso beherbergt das rechteckige Gebäude mit seinem schlichten Baukörper und dem besonderen Ambiente das erste Tabakmuseum Baden-Württembergs.

Das Tabakmuseum zeigt an vielen Exponaten lebhaft die Geschichte und Verbundenheit Hockenheims mit dem Tabakanbau. So finden sich unter den Ausstellungsstücken auch einige Kuriositäten. Ebenfalls viele Besonderheiten bietet die in dem historischen Gebäude untergebrachte moderne Stadtbibliothek mit einem Angebot von über 40 000 Medien – neben klassischen Büchern und Zeitschriften findet man auch viele Onlinemedien zur kostenlosen Ausleihe.

Die Zehntscheune blickt auf eine reiche Vergangenheit zurück: Stieß das Gebäude in seiner früheren Nutzung durch Entrichtung der Abgaben und Leistung von Frondiensten kaum auf Gegenliebe bei der Bevölkerung, ist die Zehntscheune seit ihrem Umzug und dem Einzug des Museums und der Stadtbibliothek, nicht zuletzt auch durch seine Lage am Kraichbach, ein beliebter Treffpunkt in der Stadt – ein Ort mit hohem Freizeitwert.

Die wiederaufgebaute Zehntscheune an ihrem neuen Standort (Quelle: Stadtarchiv, Fotograf: Tobias Schwerdt, 2013)

Brauchtumsveranstaltungen

Hockenheim liegt im Herzen der Kurpfalz, und den Kurpfälzern wird bekanntlich nachgesagt, sie besäßen Herz, Humor und Geselligkeit. Gerade letzteres bestätigen die vielen Brauchtumsveranstaltungen, die jedes Jahr in Hockenheim stattfinden. Traditionsveranstaltungen wie der Hockenheimer Fastnachtszug, der Sommertags-Umzug, der Hockenheimer Mai als beliebtes Straßenfest, der Markt der Zünfte, die Kerwe oder der Hockenheimer Advent tragen nicht nur zur Identifikation der Hockenheimer Bürgerinnen und Bürger mit ihrer Stadt bei – sie sind auch wichtige Besuchermagneten für Hockenheim.

Im Jahr 2017 wurde die Gesamtorganisation aller Brauchtumsveranstaltungen vom Verein »Lebendiges Hockenheim« in die Hände des Hockenheimer Marketing Vereins gelegt. Mit dieser Veränderung wurde altbewährtes beibehalten, aber es gab auch neue Impulse. So wurde der »Weiße Samstag«, ein Spargelfest, aus der Traufe gehoben, das sich innerhalb kürzester Zeit fest etabliert hat und zu dem viele Besucher aus nah und fern kamen. Ebenso gilt dies für die Veranstaltung »Hockenheim lebt«. Hier wurden, in engem Schulterschluss mit den Arbeitskreisen und

Die Mitwirkenden des Audioguides vor der Zehntscheune: Erich Losert, Werner Zimmermann, Alfred Rupp, Hans Rieder, Erhard Metzler, Klaus Brandenburger, Felicitas Offenloch-Brandenburger, Sylvie Rese, Josef Diller, Bürgermeister Thomas Jakob-Lichtenberg und David Heintz von der Firma »Phone AudioGuide« (v.l.n.r.). Auch Hund Emma ist gespannt, mehr über die Geschichte der Stadt zu erfahren. (Quelle: Stadtverwaltung Hockenheim; Fotografen Dorothea und Norbert Lenhardt)

der Bevölkerung innovative Ideen umgesetzt, die mehr Leben in die Innenstadt bringen und sicherlich auch in Zukunft eine enorme Attraktivitätssteigerung für die Stadt mit sich bringen wird.

Mit offenen Ohren durch Hockenheim

Um die Stadtgeschichte lebendig zu halten, gibt es seit Frühjahr 2018 einen Audioguide für die Stadt – »Hockenheim hören«. Dort kann man berühmte Söhne und Töchter Hockenheims kennenlernen, in die Anfangszeit des Aquadroms zurückversetzt werden oder Interessantes über einzelne Gebäude Hockenheims lernen. Die Benutzung des Guides ist zeitgemäß: an den elf Stationen sind Schilder angebracht worden. Auf diesen finden sich eine Telefonnummer sowie ein QR-Code. So kann der Nutzer entscheiden, ob er mit seinem Mobilgerät die Telefonnummer wählt oder den Code mithilfe eines auf dem Handy installierten QR-Code-Lesers anhört.

Eine der Besonderheiten der Stadt ist sicherlich die Katholische Kirche St. Georg, das Hockenheimer Juwel des Jugendstils. Der imposante Kirchenbau mit seinem 64 Meter hohen Turm bietet Platz für 1400 Gläubige. Die Außenfassade zeigt ein Relief des Drachentöters Sankt Georg, des Kirchenpatrons. Nach einer Rekordbauzeit von nur zwei Jahren wurde die Kirche 1911 eingeweiht. Die geschwungene Freitreppe mit ihren 36 Stufen lädt zum Eintreten in das Gotteshaus ein.

Erstaunlich war, dass die Kirche nicht in neogotischer oder neobarocker Bauweise ge-

staltet wurde, die zu der Zeit im Historismus »à la Mode« war. Architekt Johannes Schroth entschloss sich für den hellen luftigen Jugendstil in Anlehnung an die von Gustav Klimt beeinflusste Wiener Sezession, mit einer stark ornamentalen Ausrichtung. Asymmetrische Figuren und Flächen, aber auch geometrische Figuren zur Ausschmückung an Friesen, Wänden, Deckenpartien und Pfeilern finden sich im gesamten Innenbereich. Grundmuster darin ist die gekappte Raute, die sich wie ein roter Faden durch den sakralen Raum zieht. Sie findet sich auch als Steinintarsie in Bandform im Fußboden des Chores, in Holz geschnitzt an den Kirchenbänken sowie in den Beichtstühlen. Die Raute ist ebenfalls an den kupferbeschlagenen Eingangstüren und an der Fassade zu sehen.

Als 2008 der Altar vom damaligen Freiburger Erzbischof Robert Zollitsch eingeweiht wurde, betitelte eine Tageszeitung die Sankt Georg Kirche als »eine Kirche wie ein Gemälde«. Der Grund: Auf den ersten Blick scheint der Innenraum aus echtem Granit gestaltet, doch schaut man genauer hin, erkennt man, dass über 90 Prozent der Wandfläche der Kirche kunstvoll ausgemalt wurde.

In der Kirche selbst sieht man eine wirklich einmalige Besonderheit: eine aufgehängte Granate. Wohlmöglich ist es die einzige Kirche, in der solch ein Kriegsgerät hängt. Diese Granate schlug in der Karwoche im Jahr 1945 am Ende des Zweiten Weltkriegs in eines der Fenster der Kirche ein und explodierte glücklicherweise nicht. Ein amerikanischer Offizier hatte dann den Blindgänger herausgetragen, und als Dank hatte der damalige Schlossermeister Peter Orions diese Hülse blank poliert und dort aufgehängt.

Die Katholische Kirche St. Georg ist, nicht nur aus (kunst)historischer Sicht, ein Bau mit besonderer Geschichte und nur eine der elf Hörattraktionen des Audioguides »Hockenheim hören« und bietet für Geschichtsinteressierte eine tolle Möglichkeit, Hockenheim auf eigene Faust zu entdecken.

Anschrift der Autorin:
Judith Böseke
Stadtverwaltung Hockenheim/
Stadtwerke Hockenheim
Fachbereich Organisation,
IuK und zentraler Service
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Rathausstraße 1
68766 Hockenheim
J.Boeseke@Hockenheim.de

Der Insultheimer Hof

Sybille und Uwe Heidenreich

Hier wird Geschichte wie im Zeitraffer lebendig. Der Insultheimer Hof, wahrscheinlich keltischen Ursprungs und schon von den Römern genutzt, von Überschwemmungen und Kriegen heimgesucht, blickt auf eine wechselhafte Vergangenheit zurück. Er liegt mitten in der Kulturlandschaft des Hockenheimer Rheinbogens, im Natur- und Landschaftsschutzgebiet. Auf dem Gelände gibt es ein besonderes Naturrefugium in der Alten Brennerei, und hier arbeitet in einem historischen Gebäude eine Künstlerin. Die Geschichte des Insultheimer Hofs ist auch eine Geschichte des Umwelt- und Naturschutzes.

Geschichte

Der Insultheimer Hof hat eine lange Geschichte, ist aber ein relativ junges Mitglied der Gemeinde Hockenheim. Ein Dorf namens »Ansilenheim« (wahrscheinlich Heim des Ansilo) wird schon 770 im Lorscher Codex im Rahmen einer Schenkung an das Kloster Lorsch erwähnt. Insultheim war als Domäne etwa ab Anfang des 17. Jahrhunderts bis 1803 Besitztum des Speyerer Domkapitels und gehörte damit zum Amt Ketsch. Erst im Jahr 1806 kam die Insultheimer Hofgemarkung zusammen mit der des Angelhofs zu Hockenheim.[1]

Eine idyllische Ansammlung ländlicher Gebäude, etwa sechs Kilometer westlich von Hockenheim in der Rheinniederung gelegen, ist der Insultheimer Hof vor allem durch sein immer noch imposantes Barocktor als etwas Besonderes erkennbar. Das heute isoliert stehende Portal zeigt im Tympanon in der Mitte eine Madonna mit Kind, wahrscheinlich das Wappen des Domkapitels Speyer,[2] und setzt damit ein Zeichen für die große Vergangenheit des Ortes.

Die historische Karte aus dem Jahr 1856 zeigt den Ort als kleines Dörfchen, nördlich von Altlußheim und östlich von Speyer auf der gegenüberliegenden Seite des Rheines. Die Karte ist noch nicht genordet. Das Gebiet um den Insultheimer Hof ist großräumig umgeben von einem Damm, dessen Reste heute noch zu finden sind.

Die im Landesarchiv Baden-Württemberg und in der Universitätsbibliothek Heidelberg vorhandenen Dokumente und Urkunden erlauben sporadische Blicke in die Vergangenheit. Daneben existiert noch der Grundriss einer Kapelle auf dem Insultheimer Hof aus dem Jahr 1738. Die Kapelle hatte wohl ursprünglich zum alten Dorf gehört und stand vor dem östlichen Ausgang des Hofes; sie wurde 1885 abgerissen.[4] Ebenfalls nicht mehr vorhanden ist seit 1903 der Friedhof des Ortes[5], nördlich außerhalb der mittlerweile ebenfalls abgerissenen Hofmauer gelegen.

Karte mit Insultheimer Hof aus dem Jahr 1856[3]

Aus den Dokumenten sowie den Darstellungen früher (Heimat)-Forscher ergibt sich das Bild eines Ortes, auf den die Wechselfälle der politischen Geschichte genauso einwirkten wie die Gefährdungen der Natur, vor allem in Gestalt des Rheines und seiner Hochwässer.

Der Ort war wahrscheinlich schon von Kelten besiedelt gewesen, Funde aus römischer Zeit belegen, dass es hier eine römische Siedlung gegeben hat. In alemannischer Zeit bildete Insultheim ein Dorf, in fränkischer Zeit bis zum 13. Jahrhundert einen Fronhof, ab dem 13. Jahrhunderts wieder ein Dorf, das um 1550 durch eine Hochwasserkatastrophe abermals zum Hof reduziert wurde.

Durch den 30jährigen Krieg verödete der Ort vollkommen, die Bewohner verließen den Hof und siedelten sich in den umliegenden Dörfern an. Ab 1654 wurde der Insultheimer Hof vom Domkapitel an Gisberth des Mares, einen Angehörigen der oberrheinischen Ritterschaft, und seine Nachkommen verpachtet. Das Landesarchiv hat dazu eine Urkunde, die auch den Pachtpreis angibt, nämlich »90 Gulden, 4 Maltern Korn, 2 Maltern Gerste, 42 Maltern Spelz und 42 Maltern Hafer«[6].

Im pfälzischen Erbfolgekrieg wurde der Hof wieder sehr in Mitleidenschaft gezogen und in der Folgezeit an verschiedene Pächter vergeben. Im Jahr 1736 brannte der Hof vollständig ab und wurde in etwa der heutigen Form wiederaufgebaut, mit dem barocken Portal am westlichen Hofeingang. Der Giebel des Portals ist reich mit Ornamenten geschmückt, die sich in der Mitte zu einem Wappenschild formen. Darin ist in Halbrelief

Historisches Foto des Hoftors von dem Hockenheimer Fotografen Franz Thüring und das Hoftor im Jahr 2018.

eine Madonna mit Kind ausgeführt, unter ihr eine Mondsichel, über ihr schwebt eine Krone. Im Hintergrund ist ein Kreuz zu erkennen. Es handelt sich um das Wappen des Domkapitels Speyer (nicht des Bistums), das ein silbernes Kreuz auf blauem Grund führt, belegt mit der Maria mit Kind, die aus einer liegenden Mondsichel erwächst.[7] Aus der Barockzeit ist auch noch das ehemalige Jäger- oder Schützenhaus erhalten, auch liebevoll »Schützenhäusel« genannt, ein Kulturdenkmal, von dem noch die Rede sein wird.

Im Zuge der Säkularisierung gelangte der Hof an das Land Baden und wurde 1804 als Fideikomiss den Reichsgrafen Leopold und Maximilian von Hochberg zur Nutznießung übergeben (1817 zu Markgrafen von Baden erhoben).

In der Umgebung finden sich noch heute Grenzsteine, wie die Beispiele in den Abbildungen zeigen. Die Inschrift links lautet »RG v HB 1808« und bezieht sich auf die erwähnten Reichsgrafen von Hochberg.[8] Beim rechten Stein handelt es sich um einen Grenz- oder Güterstein, der die Inschrift trägt D C / 1786 / OBLEY. Der Stein steht im Zusammenhang mit kirchlichem Besitz (Relief-Kreuz) des nahen Hochstifts Speyer in der Zeit zwischen 1786 und 1803. Die Inschrift deuten das Landesamt für Denkmalpflege und die Inschriften-Forschungsstelle der Universität Heidelberg als DC: Domcapitel; Jahreszahl: 1786; OBLEY: Pfründe, d. h. Einnahmen in Form von Abgaben zum Beispiel aus Landgütern eines Hochstifts (hier Speyer).[9] Das würde auch mit der Interpretation des Wappens am Hoftor übereinstimmen. Dieser Stein wurde 1989 östlich des Insultheimer Hofes in den Maximilianswiesen in unmittelbarer Nähe des Schnapsgrabens gefunden und wird heute von den Stadtwerken Hockenheim aufbewahrt.

Eine Ursache für die wechselhafte Geschichte des Ortes ist der Rhein, der immer wieder seinen Lauf änderte und das Land mit

Das Barocktor am Insultheimer Hof im Jahr 2018, Wappen

Grenzsteine im Bereich Insultheimer Hof.

Überschwemmungen überzog. Man hatte dagegen im 18. Jahrhundert den Damm weiträumig um den Hof herum errichtet. Bereits 1806 hatte sich dieser Damm, wie Zahn berichtet, als unzureichend erwiesen und wurde verstärkt. Danach geschah offenbar nicht mehr viel, so dass es 1819 zu einem verheerenden Dammbruch kam, bei dem das Wasser dem Insultheimer Hof »bis an die Türschwellen« stand. Der Schaden war beträchtlich, so dass die Gutsverwaltung noch einmal den gesamten Hofdamm verstärkte und verschiedene Schleusen anbrachte.[10] Reste dieses Dammes sind noch heute in der Gegend zu finden, wie die Abbildungen zeigen. In der Bevölkerung gibt es noch Berichte von einer Scheune, die einmal auf dem Damm gestanden hatte.

Nachdem die landwirtschaftlichen Verpachtungen auf Dauer zu wenig befriedigenden Ergebnissen führten, wurde schließlich 1863 der Insultheimer Hof an die badische Zuckerfabrikation Waghäusel verpachtet.[11] 1926 ging die Badische Gesellschaft für Zuckerfabrikation in der neu gegründeten Süddeutschen Zucker-Aktiengesellschaft mit Hauptsitz in Mannheim auf. Angebaut wurden unter der Aegide der Zuckerproduzenten mit modernsten Methoden neben Zuckerrüben auch Getreide, Hanf, Bohnen, Erbsen sowie Kartoffeln und Spritmais, der in einer eigenen Brennerei, die 1904 errichtet worden war, verarbeitet wurde.[12] Von dieser alten Brennerei soll noch die Rede sein.

Die Zuckerfabrik und eine Umweltgeschichte

Eine Dissertation aus dem Jahre 1914 von Friedrich Wendlin Zahn hebt die Modernisierungsleistungen der Zuckerfabrik ge-

Reste des Damms um den Insultheimer Hof

bührend hervor: »Die Hauptkulturarbeit der Pächterin bestand in der Trockenlegung aller Ackergewannen, in besserer Bodenbearbeitung, in einer ausgezeichneten Düngung mit künstlichen Düngemitteln, durch welche stellenweise der Boden bis auf Höchstleistungen gebracht wurde. (…) Ihre Bodenkultivierung setzt sie in dem östlichen und teilweise noch nassen und moorigen Gelände ständig fort.«[13]

Die Zuckerfabrikation war im 19. Jahrhundert ein wichtiger Industriezweig und Treiberin der Modernisierung. Im 18. Jahrhundert hatte man entdeckt, dass aus der Runkelrübe ebenso Zucker gewonnen werden kann wie aus dem bisher dominierenden Zuckerrohr. 1801 wurde in Schlesien die erste Rübenzuckerfabrik der Welt gegründet. 1834 hatten in Quedlinburg findige Unternehmer ein Zuckergewinnungsverfahren entwickelt und vermarktet, das in der Folge die Gründung von mehr als 100 Rübenzuckerfabriken in Deutschland herbeiführte. 1837 wurde dann die badische Gesellschaft für Zuckerfabrikation in Waghäusel gegründet. Hier wurde ein besonderes Verfahren eingesetzt, bei dem die Zuckerrüben vor der Zuckergewinnung durch Trocknen konserviert werden. Dadurch konnte ganzjährig und damit effizient Zucker produziert werden.[14]

Von den Abwässern aus der Brennerei der Zuckerfabrik auf dem Insultheimer Hof zeugt heute noch der sprechende Name des »Schnapsgrabens«, der als Entwässerungs-

Der Schnapsgraben. Umwelthistorische Besonderheit.

Arbeiten mit einem historischen Lanz-Traktor am Insultheimer Hof, ca. 1930.

graben und zur Ableitung des Abwassers der Brennerei diente. Der Graben ist seit Einstellung des Brennbetriebes nahezu das ganze Jahr über trocken und heute im Hofbereich von einer Hecke gesäumt.

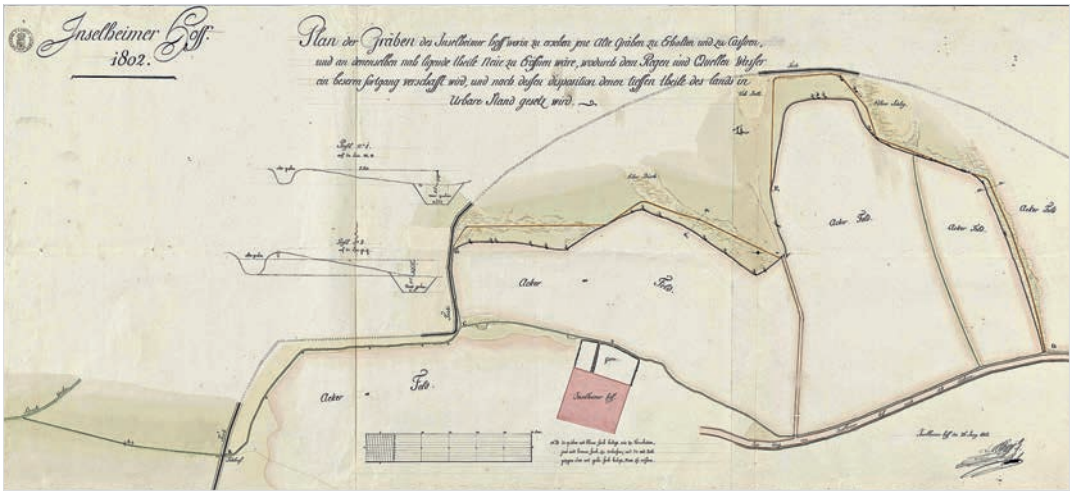
Heute ist die Alte Brennerei auf dem Insultheimer Hof stillgelegt und ein Refugium für Dutzende von Tieren geworden. Über 70 Mehlschwalbenpärchen nisten hier und der alte Dachboden bietet Eulen und Fledermäusen eine Zuflucht. Die Südzucker AG hat aus Naturschutzgründen auf einen Abriss des Gebäudes verzichtet und damit der Artenvielfalt einen Gefallen getan.

Das Grabensystem

Während Zahn im Jahr 1914 noch die Trockenlegung der Ackergewanne als besondere Modernisierungsleistung hervorhebt, ist heute der Blick auf diese Situation durch Umweltgeschichte und Klimawandel geschärft.

Das Grabensystem im Hockenheimer Rheinbogen, das um den Insultheimer Hof seine besondere Ausprägung erfuhr, ist in der Tat eine kulturhistorische und gleichermaßen umwelthistorische Besonderheit.

Man hat das 19. Jahrhundert auch als Zeitalter des künstlichen Wiesenbaus bezeichnet.[15] Zahlreiche Wiesenbauschulen und der Beruf des Wiesenbaumeisters entstanden. Dabei ging es vor allem um die kontrollierte Be- und Entwässerung mit dem Ziel, Ertrag und Futterwert der Wiesen zu steigern. Verschiedene Methoden, wie der Hang- oder Rückenbau oder der einfache Grabenstau wurden propagiert und erfolgreich eingesetzt. Vor dem Einsatz von Kunstdünger war der Dünger ein limitierender Faktor. Grünland konnte Futter für das Vieh produzieren, dessen Stallmist dann wiederum als Dünger fungierte.[16]



Plan von Gräben nördlich des Insultheimer Hofs aus dem Jahr 1802, Landesarchiv Baden-Württemberg

Ursprungsgebiet des Grabensystems im Hockenheimer Rheinbogen ist der Insultheimer Hof. Hier soll sich das älteste Grabennetz befinden. Die anderen Gräben sind offenbar im ausgehenden Mittelalter entstanden. Der älteste urkundlich erwähnte Graben im Hockenheimer Rheinbogen ist der Silzgraben. Er bestand schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts und wurde zur Bewässerung und Entwässerung der Insultheimer und Lußheimer Wiesen angelegt.[17]

Die Gräben existieren zum Teil noch heute und sind im Laufe der zunehmenden Intensivierung der Naturnutzung zu wichtigen Biotopvernetzungselementen geworden.

Viele der Gräben standen über ein geschickt konstruiertes System untereinander in Verbindung. Man konnte in diesem Falle mit Recht von einem Grabensystem sprechen, welches über verschiedene Schleusen und Schieber dafür sorgte, dass die Gräben Wasser untereinander auszutauschen konnten. Im Zuge der stetigen Fortentwicklung der Wiesenwirtschaft, der Entwässerungstechniken und der damit verbundenen Lernprozesse im Umgang mit den Gräben wurden Gesellschaften gegründet, die Gräben zur Be- und Entwässerung unterhielten. Im 19. Jahrhundert gab es im Hockenheimer Rheinbogen mehrere genossenschaftlich organisierte sogenannte Konkurrenzschaften, zum Beispiel auch eine solche für den Insultheimer Hof.[18]

Einen massiven Einschnitt in die Grabensysteme stellte das Zweckflurbereinigungsverfahren zum Neubau der Autobahn A 61 dar, begonnen 1968 und beendet 1990.[19] Ein Großteil der Gräben wurde eingeebnet oder neu verlegt, die ehemaligen Wiesenflächen wurden drainiert. An manchen Gräben wurde die Pflege aufgegeben und es entwickelten sich dichte Hecken. Verbindungen zwischen einzelnen Grabensystemen wurden unterbrochen. Insgesamt sind die Gräben permanent durch Verlandung und diverse Verschmutzungen bedroht. Problematisch ist auch die Wasserentnahme zur Beregnung der Felder vor dem Hintergrund des Klimawandels.

Da die Gräben nur noch entwässern, droht im Zuge der landwirtschaftlichen Nutzung das ganze Gebiet seinen Feuchtcharakter zu

verlieren. Nachdem der Wiesenbau immer weiter zurückgeht, tut sich ein Interessenkonflikt auf zwischen Bauern, die das Gelände für den Anbau von Mais, Zuckerrüben oder Getreide möglichst trocken haben möchten, und den Zielen des Naturschutzes, denn der Feuchtcharakter ist ja gerade das schützenswerte Gut. Daher wurden für das Grabensystem im Hockenheimer Rheinbogen ökologisch begleitete Pflegepläne entwickelt, die helfen sollen, den Landwirten entgegenzukommen, aber auch den Charakter der Landschaft zu wahren.[20]

Hinzu kommt jedoch der Klimawandel, der sich besonders in der Rheinebene bemerkbar macht. Die Niederschläge im Winter nehmen zu, die Sommer werden deutlich trockener, verbunden mit der Zunahme von Starkregen bzw. extremen Wetterschwankungen. Dies wird nicht ohne Folgen für den Wasserhaushalt bleiben.[21]

Natur- und Landschaftsschutz im Hockenheimer Rheinbogen

Der Insultheimer Hof ist eingebettet in das Natur-, Landschafts- sowie Vogel- und Wildschutzgebiet »Hockenheimer Rheinbogen«, das sich über die gesamte Auenniederung zwischen Hockenheim, Ketsch, Altlußheim und dem Rhein erstreckt. Im europäischen Naturschutzrecht ist das Gebiet als »Natura-2000-Gebiet« und »FFH-Gebiet« geschützt. Es umfasst insgesamt ca. 2500 Hektar, darin liegen 30 einzelne Naturschutzgebiete, die vom Landschaftsschutzgebiet umschlossen sind. Ein großer Teil dieser Niederung lag im natürlichen Überschwemmungsraum des Rheines und hat dabei einen spezifischen Charakter als Feuchtgebiet ausgebildet. Der Rhein arbeitete hier so ungestüm, dass der Heimatforscher Ernst Brauch vermutet, der Insultheimer Hof habe auch schon auf der Speyrer Seite des Rheins gelegen.[22]

Zwei große Einschnitte hat das Gebiet erfahren: Die Rheinkorrektion durch Johann Gottfried Tulla im 19. Jahrhundert sowie der Bau der Autobahn A 61 und die damit verbundene Flurneuordnung ab den 1970er Jahren haben die Struktur der Niederung grundlegend geändert. Auch der Anteil an Grünlandfläche nahm rapide ab. Das Gebiet, das ja nicht mehr regelmäßig vom Rhein durchflossen wurde, drohte seinen Feuchtgebietscharakter zu verlieren. Deshalb wurde in den 1980 Jahren ein übergreifendes Schutzgebietskonzept entwickelt, das dazu führte, dass der Hockenheimer Rheinbogen 1990 offiziell unter Schutz gestellt wurde.[23]

Schutzweck im Hockenheimer Rheinbogen ist laut Schutzgebietsverordnung die Erhaltung und Pflege der zahlreichen, biologisch vielfältigen, sekundären Feuchtgebiete, die sich zu Lebensräumen von hoher ökologischer Bedeutung in der Kulturlandschaft entwickelt haben. Dazu gehört vor allem die Erhaltung und Entwicklung der letzten Reste der früher ausgedehnten Grünlandflächen in der Rheinniederung als Lebensraum bestimmter spezialisierter Tier- und Pflanzenarten; ebenso die Erhaltung und Förderung der für die Rheinniederung typischen Vegetation der Gräben, Röhrichte, Riedreste, Wiesen, Gebüsche, Hecken und Wälder mit zahlreichen spezialisierten, gefährdeten bis vom Aussterben bedrohten Pflanzenarten; und schließlich die Erhaltung und Förderung der auf diese vielfältigen Biotope angewiesenen Tierwelt, deren Schutzwürdigkeit durch das Vorkommen zahlreicher vom Aussterben bedrohter Insekten-, Amphibien- und Vogelarten besonders hoch ist.[24]

Vor diesem Hintergrund ist festzuhalten dass die Fluren des Insultheimer Hofes und der Ketschau als Überwinterungsgebiet der Saatgans *(Anser fabalis)* internationale Bedeutung besitzen, wie die LUBW in ihrer Würdigung des Gebietes berichtet. Zum nachhaltigen Schutz der überwinternden Wildgänse vor Bejagung und Störungen ist das gesamte Natur- und Landschaftsschutzgebiet als Wildschutzgebiet ausgewiesen.[25] Heute ist der Anteil an Saatgänsen zurückgegangen. Es sind inzwischen Neozoa wie Kanadagänse und Ägyptische Nilgänse hinzugekommen.

Das Rebhuhn (© René Greiner, 2018)

Aufgrund seiner überragenden Bedeutung für den Natur- und Landschaftsschutz wurde das Gebiet Insultheimer Hof auch Gegenstand eines Modellprojekts zur Biotopvernetzung, das 1983 angestoßen wurde.[26] Das Modell sollte als Pilotprojekt für den gesamten Hockenheimer Rheinbogen gelten und wurde zum Teil auch umgesetzt. Ziel ist, durch kleine ökologisch wertvolle Inseln in der Agrarlandschaft – sogenannte ökologische Trittsteine – die für Tiere und Pflanzen lebenswichtigen Gebiete miteinander zu verbinden, um Rückzugsgebiete und Austauschmöglichkeiten zu schaffen. Das können Hecken, Feldgehölze und Ackerraine sein, oder eben auch die Gräben, die das Gebiet durchziehen. Für das Gebiet Insultheimer Hof fungiert dieses Grabensystem sogar als Gerüst des gesamten Biotopverbundes. Ab 2017 sind bereits wieder Änderungen der Konzeption in der Entwicklung, um vor allem die Rebhuhnvorkommen im Gebiet besser zu schützen. Dazu gehören auch stetige Eingriffe in die Heckenstrukturen. Sie werden in bestimmten Zeitabständen gepflegt, das heißt abschnittsweise beschnitten oder entfernt, um für Saatgans und Rebhuhn wichtige offene Geländetele zu erhalten und zu fördern.

Blühfläche für Rebhühner am Insultheimer Hof

2018 wurden um den Insultheimer Hof von der Südzucker AG sieben Blühflächen im Umfang zwischen 0,4 und einem Hektar groß angelegt, insgesamt sind das zwischen vier und fünf Hektar. Sie liegen fast alle abseits der Wege oder im Acker, um sie vor äußeren Einflüssen,

etwa durch Hunde, etwas zu schützen. Auf den Flächen ist eine Saatgutmischung ausgebracht worden, die auf die Lebensraumansprüche des Rebhuhnes ausgerichtet wurde. Die Saatgutmischung ist zudem für sandigere Böden geeignet, wie sie im Hockenheimer Rheinbogen stellenweise vorkommen. Außerdem wurden einige Schilder in der Nähe der Flächen angebracht. Die Südzucker AG möchte die Blühflächen bzw. die Beteiligung am Rebhuhnprojekt auch 2019 fortführen.[27]

Mehlschwalbennester an der Alten Brennerei

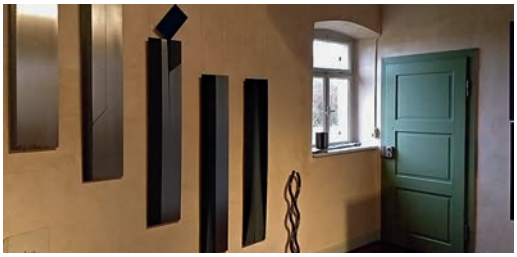
Kultur und Natur heute: »Schützenhäusel« und Alte Brennerei

Im südlichen Teil des Hofguts gelegen, verbindet die Alte Brennerei ein Stück Industriekultur mit einer naturschützerischen Besonderheit.

Das 1904 errichtete Gebäude wurde bis in die 1990er Jahre genutzt und steht heute leer. In den Innenräumen sind noch manche Überbleibsel des Brennereibetriebs zu finden. Eigentlich sollte das Gebäude abgerissen werden. Mittlerweile war das verlassene Gebäude jedoch zum Refugium unterschiedlicher, zum Teil geschützter Tierarten geworden. Eine entsprechende Untersuchung, die im Jahr 2017 von der Südzucker AG beauftragt wurde, erwies an der Außenfassade des Gebäudes rund 75 belegte Nester der Mehlschwalbe, mit Abstand der bedeutendste Nachweis im Bereich der Domäne. Die Mehlschwalbe ist besonders geschützt und wird in der Roten Liste Baden-Württemberg mit der Vorwarnstufe V geführt. Darüber hinaus wird das Gebäude von Eulen und Fledermäusen sowie verschiedenen Singvogelarten genutzt, wie Kohlmeise oder Hausrotschwanz. Das Gebäude wurde daraufhin nicht abgerissen und kann damit als wertvolles Habitat der Tiere erhalten bleiben. Zusätzlich wurden noch Nisthilfen angebracht: fünf für Mehlschwalben, fünf für Rauchschwalben und ebenfalls fünf Mauerseglerkästen. Wieder begegnen sich Kultur und Natur.

Das kulturhistorische Gegenstück zur Alten Brennerei bildet das alte Jäger- oder Schützenhaus. Im nordöstlichen Teil des Hofes gelegen, bietet das kleine »Schützenhäusel« mit seiner unregelmäßigen Fassade, dem gedrungenen Dach und dem Efeubewuchs heute noch einen adretten Anblick.

Der Ursprungsbau stammt wie das Hoftor aus der Barockphase des Ortes und konnte auf die Jahre 1732/33 datiert werden. Das als Wohnhaus konzipierte Gebäude hat Außenmauern aus Backstein, die Innenräume sind in Fachwerk ausgeführt. Beim Dachstuhl handelt es sich um ein »Krüppelwalmdach«, bei dem nur der obere Teil des Giebels abgewalmt ist. Etwa um 1773 wurde ein Erweiterungsbau angefügt. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde das Gebäude noch einmal umgebaut, in dieser Phase entstand dann die gegenwärtige Grundrissdisposi-



Links: Blick ins Atelier der Künstlerin Ilse Müller auf dem Insultheimer Hof mit Zeichnungen von Galloway-Rindern, die auf der Wiese gegenüber dem Atelierfenster standen. Reste der originalen Wandschablonenmalerei befinden sich über den beiden Fenstern innen auf der Südseite. Rechts oben Teil einer Installation »Baum«, darunter Blick in einen der Räume mit Installation aus Edelstahl, geschliffen und lackiert.

tion. Zweifellos handelt es sich hier um ein Kulturdenkmal, dessen ideeller Wert nicht zu beziffern ist. 1996 wurde das Gebäude vom Denkmalamt als erhaltenswert anerkannt und grundlegend saniert. Der dauerhafte Erhalt und die adäquate Nutzung solcher Gebäude, die außerhalb der großen Ereignisse der Weltgeschichte liegen, sind nicht immer einfach zu bewerkstelligen.[28] Umso wertvoller ist daher der Umstand, dass eine Künstlerin sich das barocke Kleinod zum Atelier erkoren hat.

Ilse Müller hat selbst noch viel Arbeit in die Renovierung des Gebäudes gesteckt. Die Umgebung, die sie hier geschaffen hat, gestaltet sich zusammen mit ihren künstlerischen Arbeiten zum Gesamtkunstobjekt. Ilse Müller experimentiert mit unterschiedlichen Materialien und Techniken, sie schweißt, baut, schleift und malt. Die Themen sind häufig umweltpolitisch inspiriert, von Sorge um die fortschreitende Naturzerstörung getragen und der Kommunikation zwischen Mensch und Natur gewidmet.

Das »Schützenhäusel« vor der Restaurierung im Jahr 1996 und danach im Jahr 2019.
(Foto links B. Kollia Crowell & R. Crowell Freie Architekten)

Zerstörung und Neubeginn, Verletzlichkeit und Schönheit der Natur sind immer wiederkehrende Motive in ihrem Werk.[29] Dazu bildet der Insultheimer Hof im Kern eine ganze Welt.

Danksagung

Für die Unterstützung bei den Nachforschungen rund um den Insultheimer Hof danken wir ganz herzlich: dem Büro »Crowell-Architekten«, Karlsruhe, Dr. Folke Damminger, Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Archäologische Denkmalpfleg, Dr. Isolde Dautel, Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Projekt Kleindenkmale, Dr. Harald Drös, Leiter der Inschriften-Forschungsstelle der Universität Heidelberg, Karl-Ludwig Fitterling, Reinhold Gottfried, Joachim Kresin, Sachgebietsleiter Stadtarchiv Schwetzingen, Ilse Müller, Künstlerin mit Atelier auf dem Insultheimer Hof, Richard Weber »Alles im Lot«, Vermessungsbüro Hockenheim, Dr. Klaus Wirth, Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, Leiter der Abteilung Archäologische Denkmalpflege.

Anmerkungen und Literatur

1 Vgl. Brauch, Ernst (1965), Hockenheim. Stadt im Auf- und Umbruch, Hockenheim, S. 298 ff., Zahn, Friedrich Wendelin (1914): Kultur- und Arrondierungswesen des Kraicher Niederungsgebietes und der markgräflich badischen Domäne Insultheim. Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen, Heft 24 sowie leobw unter: https://www.leo-bw.de/web/guest/detail-gis/-/Detail/details/ORT/labw_ortslexikon/6364/Insultheimerhof+-+Wohnplatz

2 Vgl. Brauch (1965), S. 7.

3 Karte in: Jacobs, Clemens (2002), Landschaftswandel im 19. Jahrhundert und rezente Druckwassergefährdung in den Auen des mittleren Oberrheins zwischen Philippsburg und Mannheim – Eine Auswertung historischer Karten im GIS – Diplomarbeit, Bruchsal.

4 Ein Grundriss der Kapelle unter: https://www.bildindex.de/document/obj20219358.
Zu den Daten vgl. Buchter, Kurt (2000), Der Raum Hockenheim an der Jahrtausendwende, Hamburg, S. 274 f.

5 Zahn (1914), S. 212.

6 Archivmaterial unter: https://www.leo-bw.de/web/guest/detail/-/Detail/details/DOKUMENT/labw_findmittel_02/labw-4-1837962/Originalrevers+des+Gisbert+Demares+gegen%C3%BCber+dem+Domkapitel+zu+Speyer+%C3%BCber+den+Insultheimer+Hof+samt+Zubeh%C3%B6r+mit+einer+j

7 Vgl. Brauch (1965) S. 6 f. sowie eine Beschreibung des Wappens des Domkapitels unter: http://www.welt-der-wappen.de/Heraldik/bi-speyer.htm

8 Vgl. Brauch, Ernst (1933), Aus zwölf Jahrhunderten Geschichte Hockenheims, Hockenheim, S. 181 und Brauch (1965), S. 285 sowie Zahn (1914), S. 19.

9 Mitteilung per Mail vom 10.1.2019 von Dr. Isolde Dautel, Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Referat 83.1 Inventarisation, Projekt Kleindenkmale. Mitteilung per

Mail vom 11.1. von Harald Drös, Inschriften-Forschungsstelle der Universität Heidelberg.

10 Vgl. Zahn (1914), S. 124 ff.

11 Vgl. Zahn (1914), S. 4 ff.

12 Vgl. Brauch (1965), S. 300, Zahn (1914), S. 150.

13 Zahn (1914), S. 152.

14 Vgl. Südzucker AG, Unternehmensgeschichte, unter: http://www.suedzucker.de/de/Unternehmen/Geschichte_1/Geschichte/

15 Zum Grabensystem vgl. auch die Darstellung in: Heidenreich/Heidenreich, Natur – Kultur – Wildnis. Ansätze für eine nachhaltige Entwicklung der Landschaft am Beispiel des Hockenheimer Rheinbogens, in: Heidenreich/Heidenreich/Kronemayer (2018, Hrsg.), Natur – Kultur – Wildnis. Naturschutz, Entwicklung der Kulturlandschaft und die Zukunft der Wildnis in Baden, Freiburg i. Br., S. 18 f.

16 Vgl. Poschlod, Peter (2015), Geschichte der Kulturlandschaft, Stuttgart, S. 144 f. sowie Leibundgut, Christian, Vonderstrass, Ingeborg (2016), Traditionelle Bewässerung – ein Kulturerbe Europas, Band 1 Grundlagen, Langenthal.

17 Vgl. Zahn (1914), S. 85, 86.

18 Zahn (1914), S. 90 ff.

19 Landratsamt Rhein-Neckar-Kreis, Amt für Flurneuordnung.

20 Heidenreich, Uwe (1996), Untersuchungen in den Grabensystemen des Hockenheimer Rheinbogens 1992–1996, unveröffentlicht.

21 Vgl. Ministerium für Umwelt, Klima und Energiewirtschaft Baden-Württemberg; LUBW Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg (2016, Hrsg.), Klimawandel in Baden-Württemberg, Karlsruhe.

22 Vgl. Brauch (1933), S. 10.

23 Vgl. Homepage der Gemeinde Hockenheim, unter: https://www.hockenheim.de/,Lde/startseite/leben/stadtentwicklung+und+-sanierung.html und Informationsseite des BUND, unter: http://hockenheimer-rheinebene.bund.net/themen_und_projekte/schutzgebiete/naturschutzgebiete/hockenheimer_rheinbogen/

24 Vgl. Schutzgebietsverordnung, unter http://www2.lubw.baden-wuerttemberg.de/public/abt2/dokablage/oac_12/vo/2/2128.htm

25 LUBW, Mahler, Ulrich (1988), Würdigung Hockenheimer Rheinbogen, unter: http://www2.lubw.baden-wuerttemberg.de/public/abt2/dokablage/oac_12/wuerdigung/2/2128.htm

26 Vgl. Biotopvernetzung. Modellvorhaben Insultheimer Hof und Kirschgartshausen (1983), in: Landschaft als Lebensraum.

27 Auskunft vom LEV Rhein-Neckar-Kreis, Mail v. 7.1.2019.

28 Vgl. Kollia-Crowell, B., Crowell, R. (1996), Ehem. Schützenhaus. Bauhistorische Kurzuntersuchung, Karlsruhe (unveröffentlicht).

29 Vgl. Pauli, Andrea, Im Barock-Häusel der Abstraktion frönen, in: Speyerer Tagespost v. 26.9.2001, unter: http://www.tagespost-speyer.de/index.php?c=18266&action=show&f=suchen&cn=0&search=speyerer sowie Herlo, Maria, Die Natur lebt in ihren Kunstwerken weiter, in: Schwetzinger Zeitung v. 3.7.2017.

Die Fotos stammen, soweit nicht anders gekennzeichnet von den Autor*innen.

Anschrift der Autor*innen:
Dr. Sybille und
Uwe Heidenreich
Tiefer Weg 2
68766 Hockenheim
bfuhr@t-online.de

Der Kraichbach auf Hockenheimer Gemarkung

Uwe Heidenreich, Erich Losert

Der Kraichbach, auch »die Kraich« genannt, prägt das Stadtbild Hockenheims und macht den Ort zu einer Stadt am Fluss. Dieser besondere Reiz wird in Zukunft noch hervorgehoben werden durch die Umgestaltung des Flusslaufes, die im Jahr 2019 abgeschlossen ist. Das »Hochwasser- und Ökologieprojekt« (HÖP) vereinbart den Hochwasserschutz mit einer naturnahen Gestaltung. Die Geschichte des Flusses ist eng mit der Geschichte Hockenheims verknüpft. Viele Erinnerungen der Bürgerinnen und Bürger verbinden sich mit dem Kraichbach.

Der Flusslauf, Alter und Neuer Kraichbach

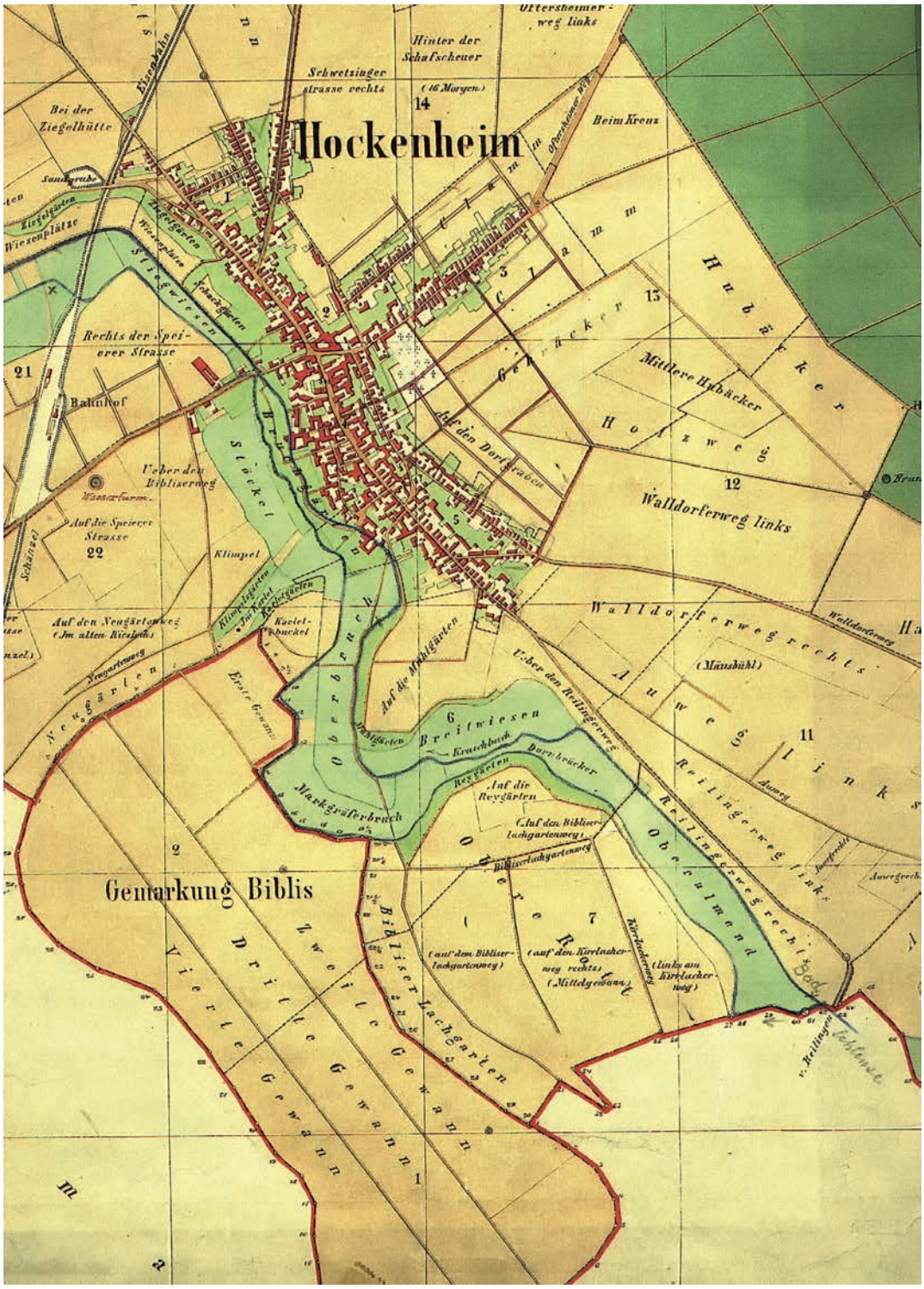
Der Kraichbach ist ein relativ kleiner Fluss von insgesamt 59,9 Kilometer Länge, der bei Sternenfels im Kraichgau entspringt und westlich von Ketsch in den Altrhein mündet. Die Bezeichnung »Kraich« ist keltischen Ursprungs und bedeutet so viel wie Schlamm oder Morast.[1] Der Name erinnert an die Bodenverhältnisse in der Kraichniederung, die sich im Fluss wiederfinden lassen: Die Kraichniederung ist charakterisiert durch verlandete Altwasserarme des Kraichbaches und die damit verbundenen nassen Bruch- und Flachmoorböden mit einem hohen organischen Anteil.[2]

Die Menschen griffen immer wieder regulierend in das Flusssystem ein, zum Teil zur Bewässerung der Wiesen oder auch um die Wasserkraft wirtschaftlich zu nutzen, etwa für den Betrieb von Mühlen oder als Transportwege auch für Holz. Schon für das 18. Jahrhundert ist eine Begradigung des Kraichbachs, der ursprünglich in Mäandern verlief, belegt.

Auf Hockenheimer Gemarkung verlief der Kraichbach nicht so wie heute. Es existiert noch der Name »Alter Kraichbach« sowohl oberhalb wie unterhalb der Stadt.[3] Der Alte Kraichbach oberhalb der Stadt verläuft in einem Bogen südlich vom Ortsrand Hockenheim[4]. Dieser historische Alte Kraichbach führte noch in den 1960er-Jahren regelmäßig Wasser. Der heutige Verlauf des Neuen Kraichbaches ab den Breitwiesen am südlichen Ortsrand von Hockenheim auf Hockenheimer Gemarkung kürzte den Flusslauf ab und begradigte so quasi den Bogen. Die Maßnahme diente der Erhöhung der Wasserkraft zur Betreibung der Mühlen im Ort.[5]

Der Alte Kraichbach unterhalb der Stadt Hockenheim verläuft – temporär wasserführend – westlich des Landeplatzes des Sportflieger Club Hockenheim e. V. durch den Hockenheimer Rheinbogen und mündet in den Kothlachgraben im Gewann Pfaffenwiesen.

Er floss im Hockenheimer Rheinbogen vor dem Angelhofer Rheindurchstich 1826 über



Verlauf des Alten Kraichbaches von den Breitwiesen über das Oberbruch im südlichen Stadtgebiet Hockenheims, 1871.[11]

den jetzt rechtsseitig gelegenen Angelhof bei Ketsch in den Rhein.[6]

Historische Entwicklung und Nutzung des Gewässers

Hockenheim liegt an einem schon seit alters her genutzten wichtigen Verkehrsweg. Bereits die Römer griffen in die Wasserläufe in unserer Gegend regulierend ein und verlegten viele Bäche wie den Kraichbach und den Kriegbach. In älteren Quellen findet sich die Vermutung, dass die Urbanisierung der Bäche neben der Wiesenwässerung und der Bereitstellung von Wasser im Allgemeinen auch Verteidigungszwecken diente.[7] Urkundlich belegt ist die Begradigung des vorher in Schlingen dahinfließenden Kraichbaches von 1772 an. Die Bemühungen um einen Ausgleich der einzelnen Interessen, um die Finanzierbarkeit und die eigentlichen Arbeiten zogen sich über mehrere Jahrzehnte hin. Die Anlage des Neuen Kraichbaches soll um 1790 mit dem Durchstich mehrerer Kraichbachschlingen erfolgt sein. Eine Karte von 1878 zeigt noch den alten Verlauf, obwohl zu dem damaligen Zeitpunkt die Begradigung schon fast hundert Jahre vollzogen war.

Im Jahre 1894 wurde unter Bürgermeister Zahn der Kraichbach wieder verlegt, diesmal parallel zu seiner jetzigen Laufrichtung zur rechten Seite hin. Hintergrund der Maßnahme war der Wunsch nach einer Erhöhung der Wasserkraft zur Betreibung der Mühlen im Ort.

In den Jahren 1973 bis 1976 wurde der Kraichbach nivelliert, dazu wurde er in mehrere Abschnitte unterhalb von Reilingen bis in die Stadt hinein unterteilt. Im Jahr 1973 floss dann auch vorläufig zum letzten Mal Wasser im Alten Kraichbach. Um in dem Abschnitt zwischen dem Abzweig Kraichbach/Alter Kraichbach bis zum Mühlkanal arbeiten zu können, wurde das Wasser des Kraichbaches über den Alten Kraichbach in den Mühlkanal abgeschlagen. Da der Alte Kraichbach damals schon nicht mehr durchflossen war und seine Verbindung zum Neuen Kraichbach auf Höhe des Mühlkanals unterbrochen war, wurde eine kurzfristige Verbindung zum Stöckettgraben geschaffen, über die das Kraichbachwasser abfloss.[8]

Beide Abschnitte des Alten Kraichbaches dienten noch bis in das 20. Jahrhundert hinein der Wiesenwässerung.[9] Netze von Be- und Entwässerungsgräben sorgten für die Wässerung der Wiesen und den anschließenden Ablauf des Wassers oberhalb und unterhalb der Stadt Hockenheim. Eine regelmäßige Wiesenwässerung wird schon seit den 1960er-Jahren nördlich und südlich von Hockenheim nicht mehr betrieben. Immer mehr Landwirte begannen mit dem Umbruch der ehemaligen Wiesenflächen, somit wurde die Wässerung überflüssig und schädigte nur die eingesäten Ackerflächen. In Folge dieser Entwicklung wurde dann auch die Auflösung des Wiesenwässerungsverbandes Bachwiesen 1996 beantragt.

Teilweise wurden die Gräben[10] aufgefüllt und teilweise wuchsen sie unter den aufkommenden Gehölzen zu. Insbesondere nach dem Südring in Richtung Mühlkanal sind manche Grabenabschnitte inzwischen zum Teil nur noch zu erahnen. Die Zäune der Kleingärten stehen zum Teil in der Böschung des ehemaligen Grabenlaufes oder direkt am Rande der Böschung.[11]

Im Zuge des Ausbaus der BAB A 61 und der damit einhergehenden Flurbereinigung wurde der Alte Kraichbach zum vorläufig letzten Male im Jahr 1973 auf einer Gesamtlänge von 3,6 km verlegt.[12] Nach Angaben

Historische Schließanlage am Oberlauf im Oberbruch/Markgräfer Bruch des Alten Kraichbaches/Seitengraben.

des Autobahnbetriebsamt Karlsruhe wurde der Alte Kraichbach in Höhe der Riedwiesen in den ehemaligen Schulwiesengraben zum neu angelegten Autobahnkleeblatt umgeleitet und bekam seine heutige Einmündung in den Kothlachgraben. Vorher endete der Alte Kraichbach nach der Dammunterquerung im Gewann Herrenteich im Rhein. Diese Maßnahme wurde in erster Linie zur Entwässerung der Autobahn durchgeführt, denn der Kraichbach nimmt an mehreren Stellen das abfließende Wasser der Autobahn auf.[13]

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass der Alte Kraichbach südlich und nördlich der Stadt Hockenheim, innerhalb der Gemarkungsgrenzen, mit der Aufgabe der Wiesenwässerung und der Verlegung infolge des Autobahnbaues seine praktische und wirtschaftliche Funktion verloren hatte.

Flora und Fauna

Der Alte Kraichbach zwischen Hockenheim und Reilingen ist weitgehend trockengefallen und wird nicht mehr durch Wasserpflanzen, sondern teilweise von feuchtigkeitsliebenden Pflanzen wie Pfennigkraut und teilweise auch Schilf besiedelt. In den trockeneren Abschnitten dringt die Brombeere füllend in das ehemalige Bachbett ein.

Der Alte Kraichbach im Hockenheimer Rheinbogen, in Richtung Kothlachgraben, ist in weiten Abschnitten temporär wasserführend. Die Vegetation ist von daher geprägt

Alter Kraichbach in den Breitwiesen/Markgräfer Bruch, trocken; am Rande Streuobstbäume, im Graben selbst Brombeere, Knoblauchsrauke.

durch Schilf, Wasserschwaden und Sumpfsegge sowie, je nach Wasserstand, teilweise auch Wasserpflanzen wie den Wasserstern oder die Brunnenkresse, aber immer nur, wenn er Wasser führt. Davon abhängig sind dann auch Wasserschnecken wie die Sumpfdeckelschnecke und die Spitzhornschnecke oder auch seltenere Muschelarten wie die Gemeine Kugelmuschel.[14] Bei Wasserführung gelangt auch der Stichling in Teilabschnitte des Alten Kraichbaches im Hockenheimer Rheinbogens.

Der neue Kraichbach ist durch die starke Verbauung auch in seiner ökologischen Wertigkeit stark beeinträchtigt worden. Belastungen aus angrenzenden landwirtschaftlichen Flächen, Kläranlagen, Zuflüssen haben dazu geführt, dass die Gewässerqualität, was Morphologie und chemische Belastung betrifft, nicht gut ist. Nach den Kriterien der Wasserrahmenrichtlinie ist der Kraichbach auf der Gemarkung Hockenheim in die Gewässerstrukturklassen 5 und 6 (stark verändert bis sehr stark verändert) einzustufen.[15]

Im Zuge der Landesgartenschau 1991 wurden dann schon einmal 500 Meter des Kraichbachs im Bereich von Stiegwiesenpark und Landesgartenschaugelände renaturiert. Dazu war das Betonbett entfernt worden; eine naturnahe Bepflanzung und die Integration in die Grünzone haben dafür gesorgt, dass hier heute geradezu eine Idylle mit dichtem Bewuchs der Böschung und vielen Vögeln wie Enten, Graureiher, Kormoran, Eisvogel und verschiedenen Singvögeln entstanden ist. Der Bereich gibt vielleicht einen Vorgeschmack auf die neue Renaturierungsphase im Zuge des Hochwasser- und Ökologieprojekts.[16]

Die »stoana Brick« zwischen Reilingen und Hockenheim

Die »Moadlbach« bei der Bachstraße

Treppe zum Mühlkanal

Der Hockenheimer Kraichbach

Nach der Unterquerung der Bundesstraße B 39 fließt der Bach ab der »stoana Brick« durch die Hockenheimer Gemarkung.

Für Menschen war das Wasser immer sehr wichtig, um eine Siedlung aufzubauen. So war der Kraichbach, der damals einen anderen Verlauf hatte, der Grund, hier eine Siedlung entstehen zu lassen. Das damalige Dorf entstand auf dem höheren Teil, um vor Überschwemmungen sicher zu sein. Daher wurden die ersten Häuser auf dem Hochgestade der heutigen Oberen und Unteren Hauptstraße gebaut. Heute teilt der Kraichbach die Stadt in einen Ost- und einen Westteil.

Über den Hockenheimer Kraichbach führen 27 Brücken. Die erste Brücke ist die bereits erwähnte »stoana Brick« und die letzte Brücke ist bei Talhof/Seehaus an der Gemarkungsgrenze.

Der Kraichbach brachte das nötige Wasser für die Hockenheimer Mühlen. Das waren die »Obere Mühle«, der Familie Seitz, die bis 1962 in Betrieb war, die »Mittlere Mühle«, die bis 1918 arbeitete, und die »Untere Mühle«, die bis 1906 bestand und aus der danach die Großwäscherei Schütz wurde. Alle Mühlen wurden abgerissen.

Wichtig war das Bachwasser auch als Löschwasser für die Feuerwehr. Von den beiden Hauptstraßen führten Feuergässchen zum Bach, um bei einem Brand schnell Löschwasser holen zu können. Das Feuergässchen von der Unteren Hauptstraße über den Kraichbach zur Kaiserstraße besteht heute noch.

Das Hockenheimer Schwimmbad wurde im Jahr 1961 eingeweiht. Zuvor wurde vor allem im Kraichbach gebadet. Die »Schließ«, die »Moadlbach« und die »Gaulsbach« bei der Oberen Mühle waren die beliebten Stellen, an denen man im Sommer schwimmen und sich abkühlen konnte.

Früher lagen viele Gärten zwischen Kraichbach und Mühlkanal. Hier konnte man über Treppen das benötigte Gießwasser für die Pflanzen holen.

Der Bach und der Kanal erhielten 1934 ein weitreichendes Betonufer, das im Rahmen der Landesgartenschau 1991 zwischen der Karlsruher Straße und der Bundesbahn wieder entfernt wurde.

Die Untere Mühlstraße führte früher an der Großwäscherei Schütz und an der Spargelhalle vorbei über den Kraichbach und über den Kanal zum Messplatz.

An der Brücke der Karlsruher Straße steht seit 1755 der Brückenheilige Nepomuk, der

Zwischen Karlsruher Straße und Kaiserstraße früher

Am Kraichbach im Sommer

zuerst bachabwärts schaute, aber später auf die andere Straßenseite umgesetzt wurde.

Von der Karlsruher Straße führt ein Uferweg bis zur Eisenbahnstraße entlang. An diesem Weg liegen viele Gärten, die bearbeitet und gepflegt werden. Dieser Weg ist bei Fußgängern und Radfahrer sehr beliebt.

Wenn man auf dem Uferweg weitergeht, dann überquert man das Feuergässchen, geht am Abwasserhebewerk vorbei und kommt zu einer kleinen Brücke, die zum Stiegwiesenpark mit der Seebühne führt.

Der Uferweg endet bei der Eisenbahnstraße. Hier können Fußgänger und Radfahrer über eine Brücke die Eisenbahnstraße, die Rheintalbahn und die Bundesstraße überqueren.

Auf der anderen Seite kann man den Kraichbach weiter verfolgen. Er fließt hier am Segelflugplatz vorbei und nimmt bei der Kläranlage das gereinigte Abwasser auf.

Der Kraichbach fließt unter der Landstraße, die nach Speyer führt, hindurch und gelangt beim Talhof/Seehaus an die Gemarkungsgrenze. – Bald endet der Bachlauf beim Ketscher Altrhein.

Das Hochwasser- und Ökologieprojekt (HÖP)

Nach langer Planung ging am 21. Juni 2017 unter prominenter Begleitung das HÖP an

Kraichbach mit Fuß- und Radfahrerbrücke

Die Kraichbachmündung

Eisvogel Im Winter
(Alle Abbildungen in diesem Beitrag stammen von den Autoren)

den Start. Der Staatssekretär im Ministerium für Umwelt, Klima und Energiewirtschaft Baden-Württemberg, Andre Baumann, hat gemeinsam mit Regierungspräsidentin Nicolette Kressl, Oberbürgermeister Dieter Gummer und dem Ersten Landesbeamten des Rhein-Neckar-Kreises, Joachim Bauer, den Startschuss für das Hochwasserschutz- und Ökologieprojekt Hockenheim gegeben.

Da der Kraichbach die Ziele der Wasserrahmenrichtlinie hinsichtlich Gewässermorphologie und der Gewässergüte nicht erreicht, ist das Hochwasser- und Ökologieprojekt nicht nur zur Verhinderung von Hochwasserschäden im Stadtgebiet wichtig. Die EU-Richtlinie bezieht sich nicht nur auf etwa chemische Einträge im Wasser, sondern möchte über die Strukturen der Gewässer Artenvielfalt fördern und die Durchlässigkeit besonders für Wanderfische herstellen.[17]

Auf einer Länge von ca. 800 Metern sollen der Kraichbach und der Mühlkanal zu einem neuen, strukturreichen Gewässerlauf zusammengelegt werde. Der neue Gewässerlauf soll einerseits Hockenheim vor Hochwasser schützen, weil er dem Wasser mehr Raum gibt, andererseits durch seine naturnahe Gestaltung heimischen Tieren und Pflanzen wieder Lebensraum geben. Naturschutz und Hochwasserschutz gehen so eine attraktive Verbindung ein. Die Verbesserung des Hochwasserschutzes stellt auch eine Anpassungsmaßnahme an den Klimawandel dar.

Für die Bürgerinnen und Bürger Hockenheims bedeutet das einerseits Abschied von der verwunschenen und verwilderten Kleingärten, die den Kraichbach früher zierten. Andererseits gewinnt die Gemeinde Erholungsraum am Fluss mit vielen Möglichkeiten, sich wohl zu fühlen. So ist eine Terrassenanlage an der Zehntscheune mit Sitzstufen im Uferbereich geplant. Ein Naturwäldchen mit Biotop, einen Naturgarten, die Neuanlage von Kleingärten und ein Zauneidechsenhabitat versprechen unter anderem die Planungsunterlagen. Dass der Fluss nun wieder in sanften Schwüngen fließt und ab und an durch kleine Totholzinseln in Ufernähe belebt wird, kann man jetzt schon sehen. Die neue Gestaltung der Flächen am Ufer soll eine Grünzone schaffen, die abwechslungsreich verschiedene Biotope enthält und im Laufe der Jahre die Natur wieder zu ihrem Recht kommen lässt.[18]

Immerhin hatte sich der bereits in den 1990er-Jahren umgebaute Kraichbachabschnitt unterhalb der Karlsruher Strasse sehr gut weiterentwickelt. Das bestätigt hier der Eisvogel, den man immer wieder das Bachbett entlangfliegen sieht.

Literatur

Brauch, E. (1933): Aus zwölf Jahrhunderten Geschichte Hockenheims. Selbstverlag, Hockenheim.

BUF (1997): Reaktivierung Alter Kraichbach zwischen den Breitwiesen und dem Oberbruch (Gemarkung Hockenheim). Reaktivierung Alter Kraichbach im Hockenheimer Rheinbogen. (Gemarkung Hockenheim). Büro für Umweltstudien und Fortbildung (BUF). Studie im Auftrag der Stadt Hockenheim.

Jacobs, Clemens (2002), Landschaftswandel im 19. Jahrhundert und rezente Druckwassergefährdung in den Auen des mittleren Oberrheins zwischen Philippsburg und Mannheim – Eine Auswertung historischer Karten im GIS – Diplomarbeit, Bruchsal.

Mone, F. J. (1845): Urgeschichte des badischen Landes bis zum Ende des siebten Jahrhunderts. Band I und II., Karlsruhe.

Schmithusen, J. (1952): Die naturräumlichen Einheiten auf Blatt 161 Karlsruhe. - Geographische Landesaufnahme 1 : 200 000, Naturräumliche Gliederung Deutschlands

Reise- und Verkehrsverlag, Stuttgart, 24 S. Zahn, F. W. (1914): Kultur- und Arrondierungswesen des Kraicher Niederungsgebietes und der markgräflich badischen Domäne Insultheim. Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen, Heft 21. G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe.

Anmerkungen

1 Vgl. LUBW unter: http://udo.lubw.baden-wuerttemberg.de/public/pages/map/default/index.xhtml
2 Schmithusen 1952.
3 Vgl. Karte 1856 in Jacobs 2002, Karten Anhang; Brauch 1933, Zahn 1914.
4 Vgl. Karte 1856 in Jacobs 2002.
5 Vgl. Brauch 1933.
6 Zahn 1914, S. 124.
7 Vgl. Mone 1845.
8 mdl. Mittl. Astor, Stadt Hockenheim; mndl. Mittl. Römer, GewDir. Rhein Bereich Heidelberg.
9 Vgl. Zahn 1913.
10 Quelle: Stadt Hockenheim; Ausschnitt Übersichts-Plan der Gemarkungen Hockenheim und Biblis, 1871.
11 Vgl. BUF 1997.
12 Drescher mdl. Mitt. und unter: http://udo.lubw.baden-wuerttemberg.de/public/pages/map/default/index.xhtml
13 Vgl. BUF 1997.
14 Beobachtungen Uwe Heidenreich seit 1984.
15 Eingestuft wird der Kraichbach auf Gemarkung Hockenheim als Typ 9.1: Karbonatische, fein- bis grobmaterialreiche Mittelgebirgsflüsse, unter: http://udo.lubw.baden-wuerttemberg.de/public/pages/map/default/index.xhtml, Bewirtschaftungsplan Oberrhein Aktualisierung 2015 (Baden-Württemberg) gemäß EG-Wasserrahmenrichtlinie (2000/60/EG). Regierungspräsidium Karlsruhe – Referat 52; Regierungspräsidium Freiburg; REDAKTION: Ministerium für Umwelt, Klima und Energiewirtschaft Baden-Württemberg Regierungspräsidien Stuttgart, Karlsruhe, Freiburg und Tübingen Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg. Stand: Dezember 2015, unter: https://um.baden-wuerttemberg.de/…/Anhang_Bearbeitungsgebiet_Oberrhein_2015.pdf.
16 Vgl. Förderverein Gartenschaupark, Die Geschichte des Gartenschauparks, unter: https://www.gartenschaupark.de/index.php?inhalt=geschichte
17 Vgl. Bewirtschaftungsplan Oberrhein.
18 Informationen zum HÖP siehe Regierungspräsidium Karlsruhe, Hochwasserschutz- und Ökologieprojekt Hockenheim, unter: https://rp.baden-wuerttemberg.de/rpk/abt5/ref532/seiten/hockenheim.aspx

Anschrift der Autoren:
Uwe Heidenreich
Tiefer Weg 2
68766 Hockenheim

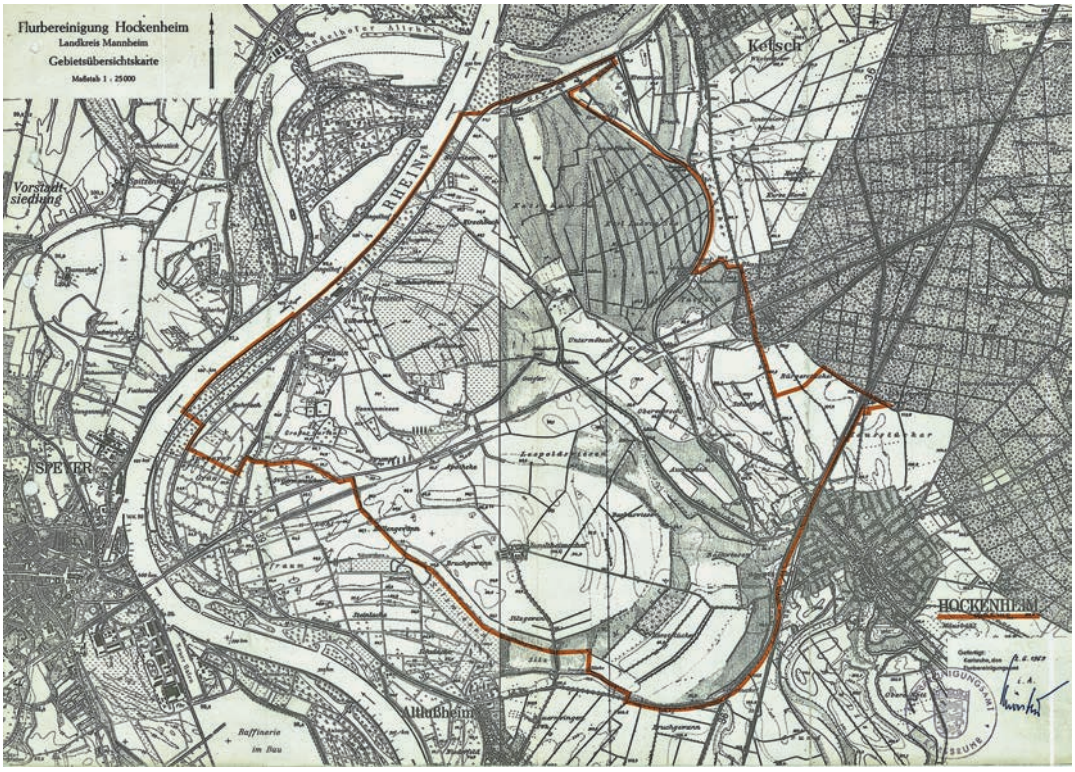
Erich Losert
Schützenstraße 70
68766 Hockenheim

Der Hockenheimer Rheinbogen

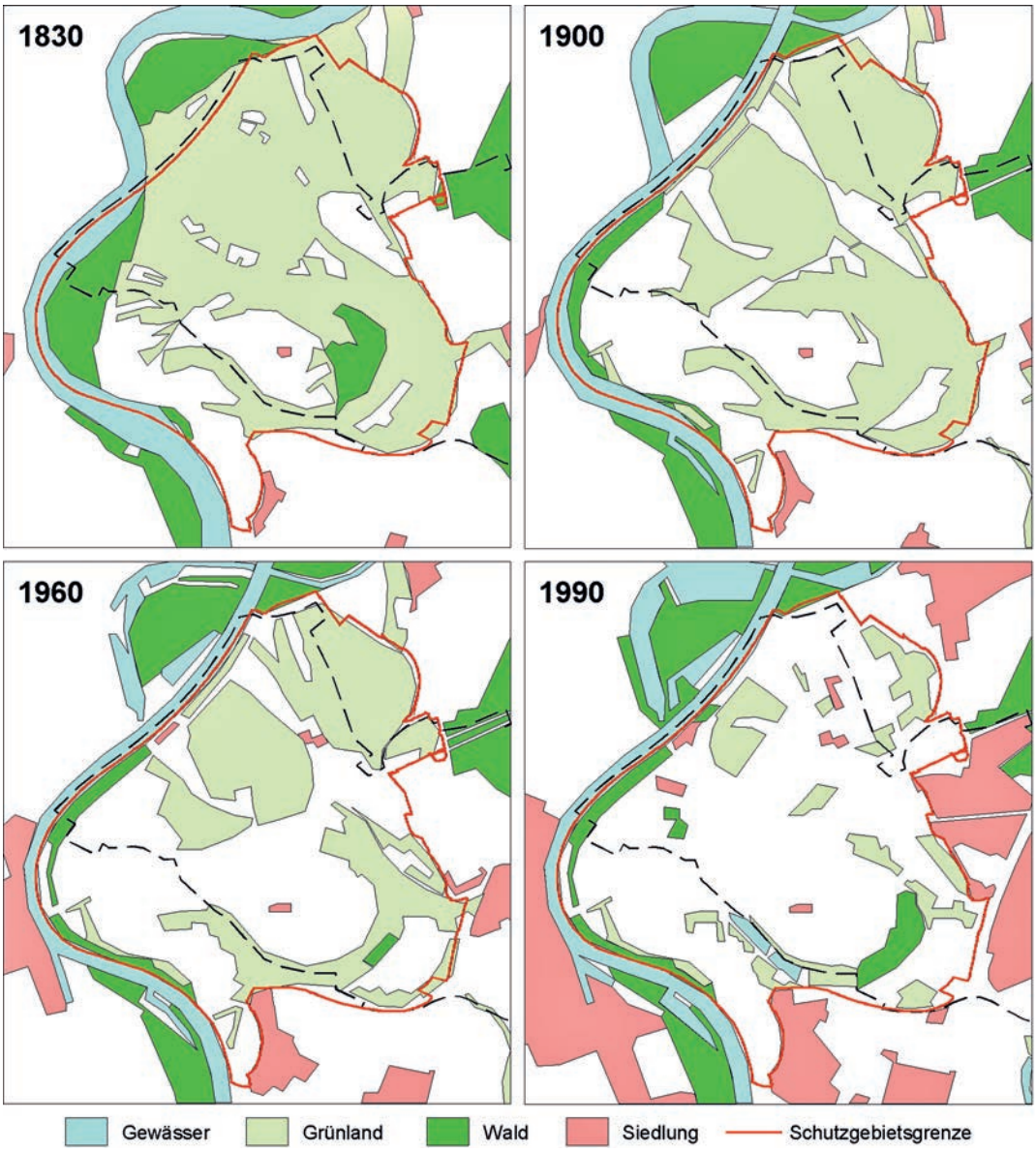
Uwe Heidenreich

Der Hockenheimer Rheinbogen, ein geschützter Landschaftsraum, mitten im dicht besiedelten Ballungsraum des Rhein-Neckar-Kreises. Hier sollten günstige Lebensbedingungen zum Beispiel für den seltenen und geschützten Großen Brachvogel (Numenius arquata) *geschaffen werden oder die Saatgans* (Anser fabalis) *auf der Durchreise. Das Gebiet, das früher zeitweise vom Rhein überschwemmt worden war, zeichnet sich durch vielfältige und ökologisch wertvolle Landschaftselemente aus.*[1]

Das 1990 unter Schutz gestellte Natur-, Landschafts-, Wildschutz- und Natura-2000-Gebiet Hockenheimer Rheinbogen hat eine Fläche von etwa 2500 ha. Das Landschaftsschutzgebiet umfasst davon 1847 ha, darin eingebettet liegen 30 einzelne Naturschutzgebiete von insgesamt 656 ha Fläche.[2] Durch die Ausweisung des Naturschutzgebietes sollte eine Übernutzung und

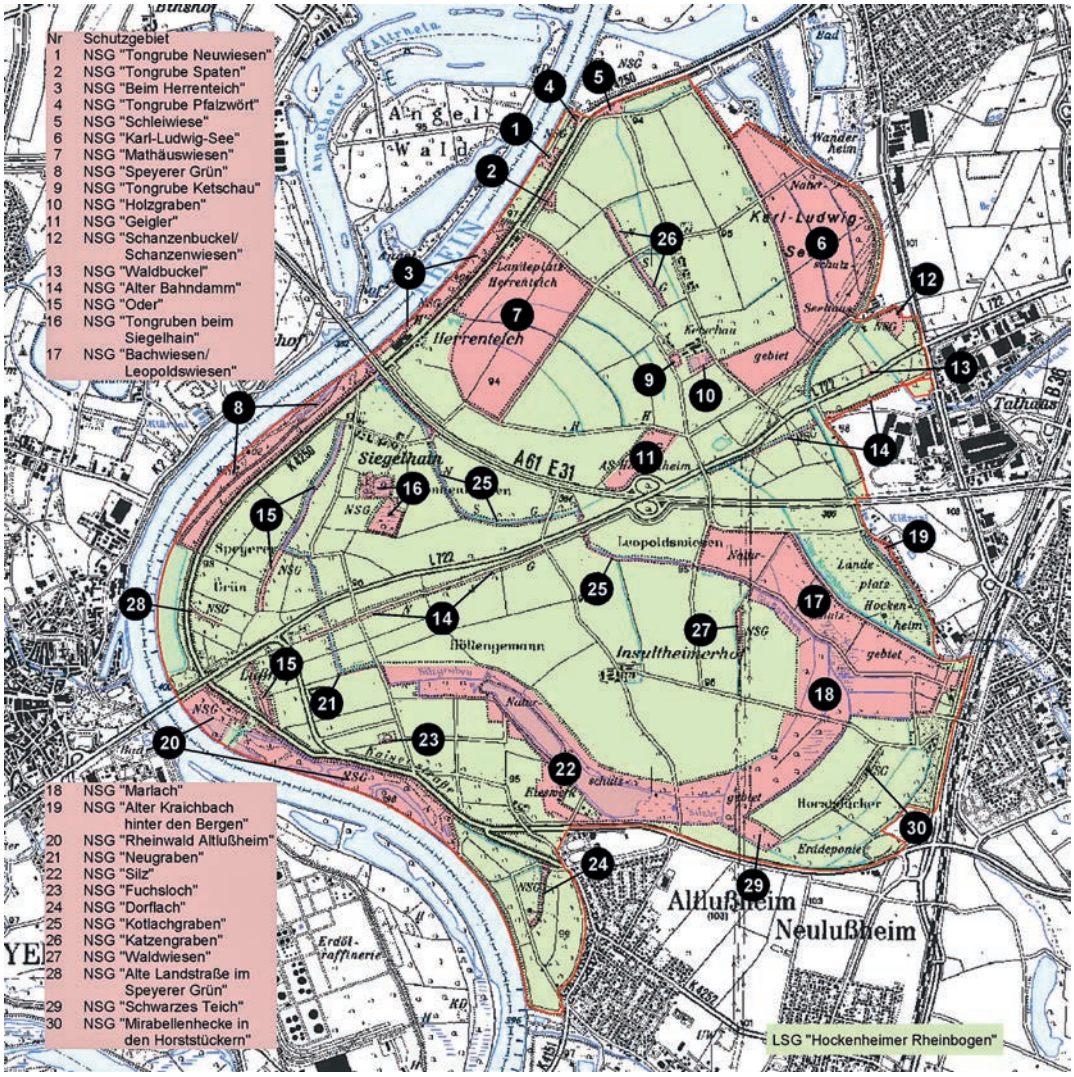


Der Hockenheimer Rheinbogen vor dem Bau der Autobahnbrücke A 61 im Jahr 1961.[3]



Entwicklung des Grünlandanteils im Hockenheimer Rheinbogen (Hanspeter Rausch).[6]

ökologische Belastung des Gebietes gestoppt werden. Denn 1968 war aufgrund des Ausbaus des Autobahnabschnittes A 61 Hockenheim in Richtung Speyer und des Baus einer Autobahnbrücke über den Rhein, nördlich des Gewannes Siegelhain, eine Flurbereinigung eingeleitet worden.[4] Die Folgen für den Hockenheimer Rheinbogen waren die Zerschneidung des Gebietes durch die neue Autobahnstrecke; Grabensysteme und Wege wurden neu angelegt, Wiesen-Be- und -Entwässerungssysteme sowie deren Wasser- und Bodenverbände wur-



Die Naturschutzgebiete im Hockenheimer Rheinbogen.
Karte mit freundlicher Genehmigung des Regierungspräsidiums Karlsruhe, Referat 56.

den aufgegeben und Wiesen umgebrochen, was insgesamt einschneidende Veränderungen im gesamten Hockenheimer Rheinbogen nach sich gezogen hatte. Deutlich wird dies am Rückgang des Grünlandes von 1830 bis 1990.[5]

Seit 1990 wurden ehemals umgebrochene Wiesen wieder neu angelegt, dennoch blieb ein Großteil der Fläche seit der Umnutzung Ackerfläche.[7]

Ein großer Teil der heutigen Naturschutzgebiete, die man dieser Entwicklung entziehen wollte, sind Wiesen und Feuchtgebiete, die den Charakter der Flussniederung bewahren sollen, denn weite Flächen lagen hier früher im natürlichen Überschwemmungsraum des Rheins. Bei Ausweisung der Naturschutzgebiete wurde für das Dauergrünland ein Umbruchverbot verordnet, damals eine

Ehemalige Tongruben beim Siegelhain, die Abbaufurchen sind temporär wasserführend.

von großen Hoffnungen begleitete Regelung, die nach neuester Gesetzeslage nun grundsätzlich auch außerhalb von Naturschutzgebieten gilt.[8]

Typisch für die vielfältige Landschaft, die sich bis heute entwickelt hat, sind Rebhuhn *(Perdix perdix)*, Weißstorch *(Ciconia ciconia)*, Laubfrosch *(Hyla arborea)*, viele Libellenarten, wie die Kleine Königslibelle *(Anax parthenope)*, und nicht zuletzt der Urzeitkrebs Triops *(Triops cancriformis)* und der Linsenkrebs *(Limnadia lenticularis)*, die auch als lebende Fossilien bekannt sind.[9] Ein wichtiges Schutzziel, nämlich die Erhaltung der Bestände des Großen Brachvogels, wurde aber nicht erreicht. Dieses Tier, das großflächige, gut überschaubare Moore und Feuchtwiesen braucht, brütet hier nicht mehr, sondern hält sich nur noch auf der Durchreise in den Wiesen auf. In den letzten Jahren ist jedoch bei feuchter Witterung und überschwemmten Feldern immer wieder der Kiebitz *(Vanellus vanellus)* beobachtet worden, auch beim Brüten. Dieser faszinierende Vogel, der auch im »Aktionsplan Biologische Vielfalt Baden-Württemberg« vertreten ist, schätzt die Mischung aus feuchten Wiesen und weiten Ackerflächen.[10] Allerdings kommt der Kiebitz *(Vanellus vanellus)* in trockeneren Jahren selten zum Bruterfolg.

Die Naturschutzgebiete im Hockenheimer Rheinbogen

Im Hockenheimer Rheinbogen wurden 1990 insgesamt 30 einzelne Naturschutzgebiete als ökologisch besonders wertvolle Biotope ausgewiesen. Dabei handelt es sich, so die Schutzgebietsverordnung, um »biologisch vielfältige sekundäre Feuchtbiotope (hauptsächlich Zie-

Das Naturschutzgebiet Kothlachgraben im Winter.

geleigruben und Baggerseen), die sich zu Lebensräumen von hoher ökologischer Bedeutung in der Kulturlandschaft entwickelt haben; Reste früher ausgedehnter Grünlandflächen; an unterschiedliche Feuchtigkeit angepaßte Vegetation der Sekundärgewässer, Gräben, Röhrichte, Riedreste, Wiesen, Gebüsche, Hecken und Wälder mit zahlreichen gefährdeten bis vom Aussterben bedrohten Pflanzenarten, Insekten-, Amphibien- und Vogelarten«.[11] Beispielhaft werden hier einige vorgestellt.

Im Gebiet wurde zum Beispiel Ton abgebaut, etwa für die nahe Ziegelei im Herrenteich. Aufgelassene Tongruben wurden als Naturschutzgebiete ausgewiesen, wie die Bezeichnungen erkennen lassen: Tongrube Ketschau, Tongrube Neuwiesen, Tongrube Pfalzwört, Tongruben beim Siegelhain. Die wechselfeuchten Gebiete sind Refugien u. a. für Amphibien und weitläufige Röhrichtgebiete. Lebensbedingungen für Rohrsänger *(Acrocephalus spec.)* und Blaukehlchen (*Luscinia* svecica) konnten sich so entwickeln.

Verschiedene Wiesen, wie die Matthäuswiesen oder die Bachwiesen, wurden ebenfalls unter Schutz gestellt. So sollten die typischen Wiesengesellschaften und die damit verbundene Flora und Fauna erhalten und gefördert werden. Außerdem wurde das älteste Naturschutzgebiet im Hockenheimer Rheinbogen, das Torfloch, das bereits seit 1936 bestand, zum Naturschutzgebiet »Marlach« erweitert.

Besonders interessant ist die Ausweisung eines anthropogen ausgebauten Gewässers, nämlich des Kothlachgrabens, als Naturschutzgebiet.[12, 13]

Naturschutzgebiet Kothlachgraben

Dieses Naturschutzgebiet Kothlachgraben verläuft über eine Fließstrecke von ca. 6540 m. Der Graben hat neben der entwässernden auch eine biotopvernetzende Funktion. Zur

Libelle am Kothlachgraben: Hufeisen-Azurjungfer *(Coenagrion puella).*

Entwässerung nimmt er als Vorfluter die verschiedenen Gräben aus den Gewannen vom südlich-östlichen Teil des Hockenheimer Rheinbogens und den nach der letzten Flurbereinigung neu verlegten Alten Kraichbach auf. Er verbindet vom Südrand des Hockenheimer Rheinbogens, vom Gewann Marlach bis zur Einmündung in den Rhein die verschiedenen Landschaftselemente, die teilweise vom Grundwasser des Kraichgaus und der Hardt sowie vom Rheingrundwasser entscheidend beeinflusst sind. Damit stellen sich sowohl im Grundwasser wie im Oberflächenwasser verschiedene Lebensgemeinschaften ein. Auch die unterschiedlichen Schutzgebietssysteme werden durch dieses interessante Gewässer verbunden, so dass ein Austausch der verschiedenen Lebensgemeinschaften stattfindet. Geprägt ist der Graben durch das anmoorige Gebiet zu Beginn, die Marlach, diesen nachgewachsenen Urwald im Hockenheimer Rheinbogen.

Der Kothlachgraben zieht an den intensiv genutzten Ackerflächen der Südzucker AG entlang und unterquert die L 722. Danach fließt er zwischen dem Aussiedlerhof Siegelhain und der A 61 unter der Kreisstraße K 4250 hindurch und mündet in den Rhein.[14] Wer an diesem Graben entlangwandert, hat den besten Überblick über den südlichen Teil der Schutzgebiete.

Naturschutzgebiet Bachwiesen.

Naturschutzgebiet Bach und Leopoldswiesen

Dieses ca. 108 ha große Schutzgebiet verläuft vom östlichen Rande des Hockenheimer Rheinbogens nach Westen. Der ehemalige Wasser- und Bodenverband Kraichbachwiesen war für die Unterhaltung der Gräben und der Wiesenwässerung zuständig.[15]

Die Wiesenwässerung erfolgte über ein Schließensystem, welches den Wasserzu- und -abfluss über ein Grabensystem verbunden mit dem Kraichbach regelte. Charakteristisch für dieses Gebiet sind seine Wiesen, die Druck- und Stauwasserflächen und die damit verbundene Flora und Fauna. Manchmal ist in feuchteren Jahren der seltene Kiebitz *(Vanellus vanellus)* beim Brüten, auch mit Bruterfolg, zu beobachten.

Druck- und Stauwasserflächen
im Naturschutzgebiet Bach- und Leopoldswiesen.

Deutlich zu erkennen ist in diesem Gebiet der anmoorige Boden, wenn zum Beispiel durch Maulwurfshügel Erde an die Oberfläche gelangt.

Naturschutzgebiet Marlach

Im Niedermoorgebiet Marlach oder »Moorloch«, wie eine historische Karte verzeichnet, das auf einen verlandeten Rheinarm zurückgeht, wurde bis nach dem Zweiten Weltkrieg im »Torfloch« von den Anwohnern Torf gestochen. Die Marlach hat eine bewegte Geschichte: Wie historische Karten zeigen, gab es hier bis etwa 1849 Bruchwaldbestände. Die Moorfläche war aber auch zeitweise unbewaldet, mit Schilf und Seggen bedeckt. In einer Karte von 1847 sieht man, dass es hier um diese Zeit auch Grünland und Streuwiesennutzung mit Entwässerungsgräben gab. Noch nach dem Kriege wurde das alte Naturschutzgebiet »Torfloch« zur Torfgewinnung genutzt. Der heutige Erlenbruchwald wurde erst 1955 bis 1959 angepflanzt.[16] Das Gebiet hat aber, anders als der Karl-Ludwig-See, seinen feuchten Charakter weitgehend erhalten und besitzt das Potenzial, wieder in natürlicher Sukzession einen feuchten Bruchwaldcharakter auszubilden. Die Marlach verdankt dies ihrem Widerstand gegen langjährige Nutzungs- und Entwässerungsversuche. Die Moorflächen des Mörschgebietes, zu dem die Marlach gehört, waren durch die Entwässerungen schließlich so weit abgesackt, dass auch der Bau eines Schöpfwerkes nicht mehr wirtschaftlich erschien. Das Wasserwirtschaftsamt Heidelberg hatte 1954 eine Untersuchung eingeleitet, die in das Fazit mündete: »Aufgrund dieser Verhältnisse sollte man nach Ansicht des Amtes davon ablassen, das gesamte Mörsch-

Weißstorch im Naturschutzgebiet
Bach- und Leopoldswiesen.

Torfloch, deutlich erkennbar der anmoorige Charakter.

gebiet unbedingt und um jeden Preis einer intensiven landwirtschaftlichen Nutzung zuführen zu wollen.« Empfohlen wird die »Anlage eines Auwaldes mit guten Hölzern«, was dann auch geschah.[17]

Bei Hochwasser im Rhein und hohen Grundwasserständen entstehen hier immer noch temporäre stehende Gewässer, was etwas vom Moorcharakter des Gebiets bewahren hilft. Das Gebiet ist ökologisch betrachtet äußerst wertvoll.

Die Niedermoorgebiete im Hockenheimer Rheinbogen verdienen vor diesem Hintergrund in Zukunft deutlich mehr Beachtung. Der Schutzstatus sollte ernst genommen und wo möglich sogar ausgeweitet werden, bis hin zu Wiederherstellung in Bereichen, wo die Moore umgenutzt wurden.

Naturschutzgebiet Karl-Ludwig-See

In einer Niedermoorsenke hatte der in der Bevölkerung wegen seiner patriarchalischen Tatkraft beliebte Kurfürst Karl-Ludwig von der Pfalz (1617 oder 1618 bis 1680) nach dem dreißigjährigen Krieg 1649 eine große Teich- und Fischzuchtanlage mit mehreren Becken eingerichtet, deren Gesamtfläche 1,75 Quadratkilometer betrug. Schon im 13. Jahrhundert hatten Mönche hier Fischteiche angelegt, die

dann im 16. Jahrhundert zu einem See zusammengelegt worden waren.[18]

Nachdem die Anlage nach dem Tode Karl-Ludwigs immer mehr verfiel, wurde der See 1730 trockengelegt und die Flächen großflächig als Grünland genutzt.[19] Die Wiesen wurden regelmäßig vom Rhein überschwemmt, der hier frei schweifend sein Bett hin und her verlagerte. Nach der Rheinkorrektion durch Johann Gottfried Tulla[20] im 19. Jahrhundert musste man feststellen, dass nun wegen des gefallenen Grundwasserspiegels die Wiesen zu trocken wurden. Es begann die Zeit des Kunstwiesenbaus nach dem sog. Siegener Modell.

Die Wässerwiesen im Hockenheimer Rheinbogen

Eine historische Dissertation berichtet, dass aufgrund der Rheinkorrektion viele Bauern eine empfindliche Schmälerung ihres Futterertrags verzeichneten. So drängte sich den Wiesenbesitzern ab den 1830er Jahren der Plan auf, »an Stelle der früher stattgehabten natürlichen Wässerung eine künstliche einzurichten«[21]. Vorhandene Gräben wurden nun zu einem Meisterwerk der Wasserbaukunst ausgebaut: dem Grabensystem im Hockenheimer Rheinbogen.

Im Zuge der stetigen Fortentwicklung der Wiesenwirtschaft, der Entwässerungstechniken und der damit verbundenen Lernprozesse im Umgang mit den Gräben wurden Gesellschaften gegründet, die Gräben zur Be- und Entwässerung unterhielten. Im 19. Jahrhundert gab es im Hockenheimer Rheinbogen mehrere genossenschaftlich organisierte sogenannte Verbände und Konkurrenzschaften.[22]

- Pfraumer Konkurrenzschaft, nur zur Entwässerung;
- Schacher- und Ketschaukonkurrenzschaft;
- Karl-Ludwig-Seegesellschaft;
- Hockenheimer Gemeindewiesen und Insultheimer Hof;[23]
- Hockenheim Wasser- und Bodenverband Kraichbachwiesen.

Manche wurden schon im 18. Jahrhundert teilweise aufgegeben und verändert, aber entscheidend war das Flurbereinigungsverfahren Hockenheim von 1968 bis 1993, in dessen Verlauf sich viele Konkurrenzschaften auflösten.[24] Eine Genossenschaft, der Wasser- und Bodenverband Karl-Ludwig-Seewiesen mit Sitz in Oftersheim, existiert noch heute und veranstaltet regelmäßige Treffen mit Akteuren, die sich um das Grabensystem Karl-Ludwig-See kümmern.

Die Gräben existieren zum Teil noch heute und sind im Laufe der zunehmenden Intensivierung der Naturnutzung zu wichtigen Biotopvernetzungselementen geworden. Sie bieten Rückzugsräume für die Flora und Fauna der Feuchtlebensräume, wie Stichling *(Gasterosteus aculeatus)* und Schleie *(Tinca tinca)*, Erbsenmuschel *(Pisidium spec.)* oder die Gemeine Kugelmuschel *(Sphaerium corneum)*. Während beispielsweise im Rhein heimische Tier- und Pflanzenarten schon durch Neobiota abgedrängt wurden, etwa durch die Dreikantmuschel *(Dreissena polymorpha)* oder Asiatische Körbchenmuschel *(Corbicula spec.)*, können in den Gräben noch viele heimische Tier- und Pflanzenarten bestehen. Das können bedrohte Arten sein, wie verschiedene Erbsenmuschelarten, die Ohrschlammschnecke und die Spitze Sumpfdeckelschnecke *(Viviparus contectus)* oder Knoblauchkröte *(Pelobates fuscus)*, Eisvogel *(Alcedo atthis)* und Schilfrohrsänger *(Acrocephalus schoenobaenus)*. Aber auch ganz »normale« Lebewesen, wie Wasserfrosch *(Pelophylax)*, Stockente

(Anas platyrhynchos) und Graureiher *(Ardea cinerea)* finden hier ihre Biotope und bereichern die Artenvielfalt.

Viele der Gräben hatten über ein geschickt konstruiertes System im Hockenheimer Rheinbogen untereinander Verbindung. Man konnte in diesem Falle mit Recht von einem Grabensystem sprechen, welches über verschiedene Schleusen und Schieber dafür sorgte, dass die Gräben Wasser untereinander auszutauschen konnten.

In den 1930er Jahren zeigte sich Unbehagen gegenüber dem ganzen Grabenwesen. Frühere Wässerwiesen wurden überbaut und in Ackerland verwandelt, Gräben verloren ihre Funktion und verlandeten. Überflutungen von Äckern und Wiesen wurden als Ärgernis betrachtet. Wie ein Vermerk des Wasserwirtschaftsamtes Heidelberg aus dem Jahr 1939 berichtet, möchte man nun großzügige Entwässerungs- und Grabenverbesserungsmaßnahmen einleiten.[25] In den 1960er-Jahren wurde dann aufgrund der Neuorientierung der Landwirtschaft die Wiesenwässerung ganz aufgegeben. Im Karl-Ludwig-See beispielsweise geschah dies 1961. Von da an dienten die Gräben nur noch der Entwässerung.[26]

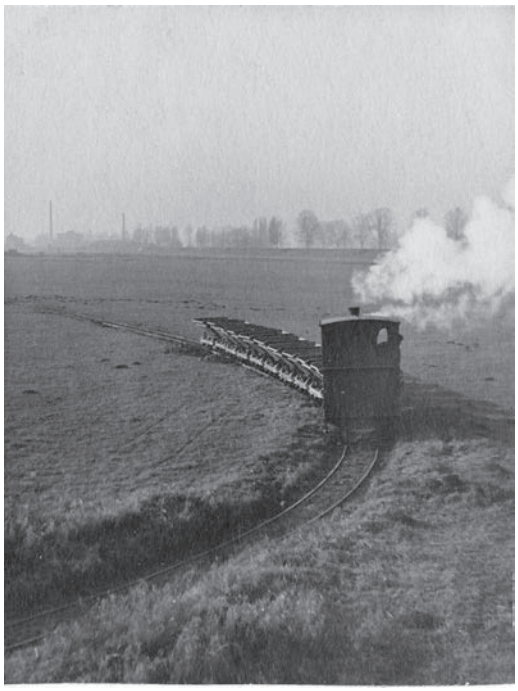
Einen massiven Einschnitt in die Grabensysteme stellte das Zweckflurbereinigungsverfahren zum Neubau der Autobahn A 61 dar, begonnen 1969 und beendet 1990.[27] Ein Großteil der Gräben wurde eingeebnet oder neu verlegt, die ehemaligen Wiesenflächen wurden drainiert. An manchen Gräben wurde die Pflege aufgegeben und es entwickelten sich dichte Hecken. Verbindungen zwischen einzelnen Grabensystemen wurden unterbrochen. Insgesamt sind die Gräben permanent durch Verlandung und diverse Verschmutzungen bedroht. Problematisch ist auch die Wasserentnahme zur Beregnung der Felder, die aufgrund der Klimaänderung und den extrem trockenen Sommermonaten zunimmt.

Da die Gräben nur noch entwässern, droht im Zuge der landwirtschaftlichen Nutzung das ganze Gebiet seinen Feuchtcharakter zu verlieren. Der Feuchtcharakter ist aber gerade das schützenswerte Gut. Um all dem zumindest partiell und auch im Sinne eines Interessenausgleichs zu entsprechen, wurden für das Grabensystem im Hockenheimer Rheinbogen ökologisch begleitete Pflegepläne entwickelt, die helfen sollen, den Landwirten entgegenzukommen, aber auch den Charakter der Landschaft zu wahren.[28]

Nutzungen der Landschaft

Die traditionelle Landwirtschaft im Hockenheimer Rheinbogen ändert sich wie vielerorts auch. Die Flächen der landwirtschaftlichen Betriebe werden größer und die Anzahl der Höfe geht zurück. Die biologische Landwirtschaft, die auf den Einsatz von herkömmlichen Pestiziden und Düngemitteln verzichtet, nimmt einen kleinen Teil der Fläche ein. Der Verkehr im Gebiet nimmt zu, denn zahlreiche Freizeithungrige suchen ihre Ziele mit dem Auto auf. Es gibt im Hockenheimer Rheinbogen immerhin drei Flugplätze für Segelflieger, Gleitschirmspringer und Modellflugzeuge, Reiterhöfe, zwei gastronomische Betriebe und ein Fitneßcenter. Ganz zu schweigen von den Großveranstaltungen im Hockenheimer Motodrom – »Music, Sports & More« –, die pro Jahr ca. 700 000 Besucher anziehen.[29] Es ist erfreulicherweise gelungen, die Schutzgebiete weitgehend von einer Nutzung als Parkflächen freizuhalten.

Ein Blick auf den Flugplatz Herrenteich gibt Aufschluss über die Geschichte des Ge-



Tonabbau Matthäuswiesen (links, ©Grein); ein ähnliches Modell der Feldbahn steht heute noch vor einem großen Möbelmarkt in Ketsch; rechts die gleiche Fläche heute.

bietes. Das Gelände liegt aufgrund des Tonabbaues im vorherigen Jahrhundert deutlich tiefer. In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde um die Matthäuswiesen im Herrenteich großflächig der oberflächennah zutage tretende Lettenboden abgetragen und in der nahen Ziegelei Herrenteich weiterverarbeitet. Damit entstand eine teilweise um einige Meter tiefer liegende Geländeformation um das Abbaugebiet.

Die kulturelle Dimension einer Landschaft lebt davon, dass sie genutzt und auch genossen wird. Wie wir am Beispiel des Grabensystems gesehen haben, kann die Kultivierung in hohem Maße zur Bereicherung der Artenvielfalt beitragen. Und auch der Erholungswert einer Landschaft für die Menschen ist einer Dienstleistung vergleichbar, die wertvoll ist – wie ja auch mittlerweile häufig von Ökosystemdienstleistungen gesprochen wird. Insofern ist der Erholungsraum im Hockenheimer Rheinbogen ein Gut, das die Bürger*innen gar nicht hoch genug einschätzen können.

Änderungen ergeben sich aufgrund der weltweiten Klimaerwärmung. In der Oberrheinebene haben sich aufgrund der Erwärmung die klimatischen Verhältnisse entscheidend verändert. Wurden 1953 vom Deutschen Wetterdienst 1953 mittlere Jahrestemperaturen für Mannheim mit 10,2 °C angegeben[30], so wird bis zum Jahr 2100 eine Erhöhung um bis zu 3,2 °C angenommen.[31] Auch am Hockenheimer Rheinbogen geht dies nicht ohne Veränderungen vorbei. So ist mittlerweile nur noch der Kothlachgraben weitgehend ganzjährig wasserführend, was seinen hohen ökologischen Wert ausmacht. Es sind zukünftig Veränderungen zu trockeneren Verhältnissen hin in den wechselfeuchten Gebieten wahrscheinlich. Gerade diese Areale wiesen in den feuchten Jahren immer wieder große Amphibienbestände von bedrohten Tierarten

Schwarzstorch in einer Stauwasserfläche.

auf, wie den Laubfrosch *(Hyla arborea)*, die Knoblauchkröte *(Pelobates fuscus)*, Kreuzkröte *(Bufo calamita)* oder auch den jungen Schwarzstorch *(Ciconia nigra)* auf einer Zwischenstation seiner Reise.

Biotopvernetzung

Viele Beispiele zeigen, dass einzelne Naturschutzgebiete es schwer haben, wenn sie wie Inseln in einer Umgebung liegen, die sich immer weiter vom Naturcharakter der Landschaft entfernt. Auch wenn die Naturschutzbestimmungen in den einzelnen Gebieten selbst eingehalten, geraten sie von den Rändern her unter Druck. Sie müssen aus ökologischer Sicht gut miteinander vernetzt sein. Die Isolierung einzelner Gebiete macht die Biotope instabil.

Neueste Erkenntnisse lassen auch darauf schließen, dass die Verinselung von Naturschutzgebieten in ausgeräumten Agrarmonokulturen mit starkem Chemieeinsatz eine wesentliche Ursache für das aktuelle Insektensterben darstellt.[32]

Das Dachkonzept aller Überlegungen und Planungen sollte die nachhaltige Entwicklung der Landschaft sein. Erfreulicherweise stellt auch die »Naturschutzstrategie Baden-Württemberg« den Naturschutz ausdrücklich in den Kontext nachhaltiger Entwicklung. Angestrebt ist eine »enge Verzahnung von Naturschutzstrategie und Nachhaltigkeitsstrategie«.[33]

Im Rahmen des Bundesprogramms »Blaues Band Deutschland« wird hier aktuell ein Modellprojekt zur »Uferrenaturierung Monsterloch« aufgesetzt, das der Gewässer- und Auenentwicklung gewidmet ist.[34] Dieses Projekt kann ein wichtiger Trittstein für die Biotopvernetzung im Hockenheimer Rheinbogen werden. Auch in die zurzeit in Arbeit befindlichen Planungen zur Biotopvernetzung HORAN wird der Hockenheimer Rheinbogen mit einbezogen.[35] Diese Entwicklungen lassen hoffen, dass der Hockenheimer Rheinbogen auch in Zukunft ein Ort der Natur, der Kulturlandschaft und ein Ort der Erholung bleiben wird.

Danksagung

Für die Unterstützung bei den Nachforschungen zum Hockenheimer Rheinbogen danke ich ganz herzlich: Herrn Johannes Bierer Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 56 »Naturschutz und Landschaftspflege« D-76247 Karlsruhe. Herrn Daniel Raddatz, Referatsleiter Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 56 »Naturschutz und Landschaftspflege« D-76247 Karlsruhe; Hanspeter Rausch Büro für ökologische Planungen und Gutachten.
Meiner Frau Sybille Heidenreich danke ich für das Lektorat des Beitrages.

Anmerkungen und Literatur

1 Zum Hockenheimer Rheinbogen wird verwiesen auf: Heidenreich, Sybille und Uwe (2018), Natur – Kultur – Wildnis. Ansätze für eine nachhaltige Entwicklung der Landschaft am Beispiel Hockenheimer Rheinbogen, in: Heidenreich/Heidenreich/Kronemayer (Hrsg., 2018), Natur – Kultur

– Wildnis. Naturschutz, Entwicklung der Kulturlandschaft und die Zukunft der Wildnis in Baden, Freiburg i. Br. S. 13 ff.

2 Verordnung des Regierungspräsidiums Karlsruhe über das Natur- und Landschaftsschutzgebiet »Hockenheimer Rheinbogen« sowie über das Wildschutzgebiet »Hockenheimer Rheinbogen I« vom 29. Januar 1990 (GBl. v. 20.4.1990, S. 111), unter: http://www2.lubw.baden-wuerttemberg.de/public/abt2/dokablage/oac_12/vo/2/2128.htm sowie Datenblatt unter: http://www4.lubw.baden-wuerttemberg.de/servlet/is/207455/6616_441.pdf?command=downloadContent&filename=6616_441.pdf

3 Flurbereinigung Hockenheimer Rheinbogen. Aus: Aktenvermerk: über den Vortermin am 20. August 1968 im Sachs-Haus (Motodrom) in Hockenheim. vom 28.8.1968.

4 Flurbereinigung Hockenheimer Rheinbogen. Aus: Aktenvermerk: über den Vortermin am 20. August 1968 im Sachs-Haus (Motodrom) in Hockenheim. vom 28.8.1968.

5 Rausch H. (2002): Nutzungs-, Pflege- und Entwicklungsplan für das Natur- und Landschaftsschutzgebiet »Hockenheimer Rheinbogen«. Büro für ökologische Planungen und Gutachten. Im Auftrag Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Karlsruhe BNL 2002. S. 25: Entwicklung des Hockenheimer Rheinbogens von 1830 bis 1990 (Grundlagen: Topografische Karten des Landesvermessungsamtes B.-W.).

6 Ebd.

7 Eigene Beobachtungen und Kartierungen seit 1984.

8 Verbot von »Umwandlung von Grünland in Ackerland« in: http://www.landesrecht-bw.de/jportal/?quelle=jlink&docid=MWRE170006773&psml=bsbawueprod.psml&max=true&doc.part=L&doc.norm=all

9 http://www.ag-urzeitkrebse.de/limnadia.html und Beck und Partner (2001): Erfassung von Urzeitkrebsen und Amphibien in der nordbadischen Rheinniederung zwischen Plittersdorf /Landkreis Rastatt und Schwetzingen / Rhein-Neckar-Kreis. Im Auftrag von Bezirkststelle für Natur- und Landschaftsschutz (BNL) Karlsruhe (2001).

10 Vgl. Aktionsplan Biologische Vielfalt Baden-Württemberg. Artensteckbrief für eine Art aus dem 111-Arten-Lorb. Der Kiebitz, unter: http://www.naturschutz.landbw.de/servlet/is/69354/Artensteckbriefe_Voegel.pdf

11 Sachdaten aus https://rips-dienste.lubw.baden-wuerttemberg.de/rips/ripsservices/apps/naturschutz/schutzgebiete/steckbrief.aspx?id=919001000156

12 Verordnung des Regierungspräsidiums Karlsruhe über das Natur- und Landschaftsschutzgebiet „Hockenheimer Rheinbogen" sowie über das Wildschutzgebiet »Hockenheimer Rheinbogen I« vom 29. Januar 1990 (GBl. v. 20.4.1990, S. 111). http://www2.lubw.baden-wuerttemberg.de

13 Rausch H. (2002): Nutzungs-, Pflege- und Entwicklungsplan für das Natur- und Landschaftsschutzgebiet »Hockenheimer Rheinbogen«. Büro für ökologische Planungen und Gutachten. Im Auftrag Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Karlsruhe BNL 2002.

14 Heidenreich U. & Rausch H. (2002): Pflege- und Entwicklungsplan (PEPL) des Grabensystems im Hockenheimer Rheinbogen auf der Gemarkung Hockenheim. Im Auftrag der Stadt Hockenheim. S. 33.

15 Mündliche Mitteilung von Ernst Pfisterer, ehemals Mitglied im Verband, zum Bestand und Auflösung des »Wasser- und Bodenverband Kraichbachwiesen Hockenheim« am 28.1.2019. Zum Kraichbach vgl. Heidenreich und Losert (2019): Der Kraichbach in Hockenheim, Aufsatz in diesem Band.

16 Vgl. Themenpark Umwelt, Niedermoor Marlach, unter: http://www.themenpark-umwelt.baden-wuerttemberg.de/servlet/is/30927/?path=4422;6319;7302 sowie Staatliches Forstamt Schwetzingen, Forsteinrichtungswerk 1962, Betriebsklasse II Auewald.

17 Wasserwirtschaftsamt Heidelberg, Bericht »Entwässerung des Mörschgebietes auf Gemarkung Hockenheim«, 20.8.1954.

18 Themenpark Umwelt, NSG Hockenheimer Rheinbogen, unter: http://www.themenpark-umwelt.baden-wuerttemberg.de/servlet/is/27196/?path=4422;6350;6706;&btID=2 sowie Zahn, Friedrich Wendelin (1914): Kultur- und Arrondierungswesen des Kraicher Niederungsgebietes und der markgräflich badischen Domäne Insultheim. Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen, Heft 24.

19 Vgl. Zahn (1914), S. 94.

20 Vgl. dazu Kuppinger, Thomas (2018), Die Rheinbegradigung. Beweggründe und Auswirkungen auf Natur und Landschaft, in: Heidenreich/Heidenreich/Kronemayer (Hrsg., 2018), Natur – Kultur – Wildnis. Naturschutz, Entwicklung der

Kulturlandschaft und die Zukunft der Wildnis in Baden, Freiburg i. Br., S. 109 ff.
21 Zahn (1914), S. 103.
22 Zahn (1914), S. 90 ff.
23 Zum Insultheimer Hof vgl. den Aufsatz von Heidenreich & Heidenreich in diesem Band.
24 Flurbereinigung Hockenheim 1968–1993. Schriftverkehr mit der oberen Flurbereinigungsbehörde, Bürgermeisterämtern. Landesamt. Landwirtschaftsamt und dem Wasserwirtschaftsamt. Hier: Einleitung der Flurbereinigung Hockenheim, Kreis Mannheim am 28.8.1968.
25 Wasserwirtschaftsamt Heidelberg (1939), Bewässerung auf Gemarkung Hockenheim.
26 Frei, Karl (1979), Der Karl-Ludwig-See. Ein Beitrag zu seiner Geschichte, in: Badische Heimat Heft 3, 1979, S. 503 ff.
27 Landratsamt Rhein-Neckar-Kreis, Amt für Flurneuordnung.
28 Heidenreich, Uwe (1996), Untersuchungen in den Grabensystemen des Hockenheimer Rheinbogens 1992–1996, unveröffentlicht.
29 http://www.hockenheimring.de/daten-und-fakten
30 Heidenreich U. (2000): Gewässerrenaturierungsmaßnahmen im Natur- und Landschaftsschutzgebiet »Hockenheimer Rheinbogen« (Gemarkung Hockenheim). Im Auftrag der Stadt Hockenheim. S. 8.
31 Baden-Württemberg: Mögliche mittlere Änderung der durchschnittlichen Temperatur im Jahresmittel bis Ende des 21. Jahrhunderts (2071–2100) im Vergleich zu heute (1961–1990): Zunahme der durchschnittlichen Jahrestemperatur. Aus: https://www.regionaler-klimaatlas.de/klimaatlas/2071-2100/jahr/durchschnittliche-temperatur/baden-wuerttemberg/mittlereanderung.html
32 Stuttgarter Nachrichten, unter: http://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.insektensterben-der-kuehlergrill-bleibt-sauber.06524a83-c217-4fd6-a049-ebd51129b551.html
33 Ministerium für Ländlichen Raum und Verbraucherschutz Baden-Württemberg (2014, Hrsg.), Naturschutzstrategie Baden-Württemberg. Biologische Vielfalt und naturverträgliches Wirtschaften – für die Zukunft unseres Landes, S. 73 f.
34 Vgl. Dazu Info-Flyer unter: https://www.blauesband.bund.de/Projektseiten/Blaues_Band/DE/07_Modellprojekte/Monsterloch.pdf?__blob=publicationFile&v=4
35 Hockenheimer Tageszeitung 19.10.2018: Auch mit kleinen Schritten etwas bewegen. Biotopvernetzung HORAN.

Die Fotos stammen, soweit nicht anders gekennzeichnet, vom Autor.

Anschrift des Autors:
Uwe Heidenreich
Tiefer Weg 2
68766 Hockenheim
bfuhr@t-online.de

Der Hockenheimring Baden-Württemberg

Vom Waldweg zur Multifunktionsarena

Der Hockenheimring Baden-Württemberg gehört zu den berühmtesten Rennstrecken der Welt und die Faszination, die von ihm ausgeht, ist auch nach über 85 Jahren ungebrochen. Als waghalsige Motorsportpioniere das erste Motorradrennen auf den damals notdürftig präparierten Waldwegen des Rings bestritten, lag ein noch langer Weg mit vielen Wendungen vor dem Hockenheimring, der ihn letztendlich zu der sicheren und modernen Rennstrecke mit internationalem Renommee machte, die wir heute kennen. Es ist die Mischung aus Tradition und Moderne, aus sportlichen Triumphen und Tragödien, aus unvergesslichen Motorsportevents und Highlights, die den badischen Kurs unverwechselbar macht.

Als am 29. Mai 1932 der Start zum »1. Motorradrennen« in Hockenheim erfolgte, ahnte keiner der damals Verantwortlichen, welche weltweite Bedeutung die Stadt mit ihrer Rennstrecke erlangen sollte. Viele herausragende Rennen, stolze Sieger, spektakuläre Konzerte mit Weltstars, aber auch Tragödien prägen die Geschichte der traditionsreichen Rennstrecke. Mittlerweile kann der Hockenheimring auf 87 spannungsgeladene und ereignisreiche Jahre zurückblicken. Doch gealtert ist er nicht, sondern vielmehr stetig gewachsen und

Luftaufnahme aus dem Jahr 2018

gereift. Das beweist die unglaubliche Multifunktionalität, mit der sich der Hockenheimring heutzutage jährlich bis zu 700 000 Besuchern präsentiert. Mit der Formel 1, der DTM, dem ADAC GT Masters und der NASCAR Whelen Euro Series wird internationaler Premium-Motorsport geboten. Heiße Dragster-Duelle gibt es bei den NitrOlympX zu sehen. Packender Motorradsport verspricht die Internationale Deutsche Motorradmeisterschaft. Und spannungsreiche Oldtimerrennen, wie die Bosch Hockenheim Historic – Das Jim-Clark-Revival oder die Hockenheim Classics, lassen die Herzen von Fans historischer Automobile und Motorräder höherschlagen. Aber auch Open-Air-Konzerte mit Top-Acts wie Michael Jackson, Robbie Williams, AC/DC, den Rolling Stones, Genesis, den Böhsen Onkelz, Andreas Gabalier oder Festivals wie Rock'n'Heim, gehören ins Event-Portfolio der vielseitigen Rennstrecke. Doch das war noch lange nicht alles. So finden auf dem Hockenheimring das ganze Jahr über Fahrtrainings, Testfahrten der Automobilindustrie, Produktpräsentationen und Fahrerlebnisse der Extraklasse statt. Adrenalinsüchtige können bei den Touristenfahrten oder den Public Race Days mit dem eigenen Fahrzeug einmal so richtig Gas geben. Aber auch auf zwei Beinen lässt es sich gut über den Ring bewegen. Tausende von Teilnehmer sind jedes Jahr dabei, wenn der BASF Firmencup im Sommer oder der ASG Triathlon Hockenheim 1968 e. V. im Herbst wieder zum Lauf über die Rennstrecke einladen. Es gibt viel zu erleben auf dem traditionsreichen Grand-Prix-Kurs. Der Hockenheimring Baden-Württemberg ist ganzjährig ausgebucht und bietet getreu dem Motto »More than Racing« mit seinen zahlreichen Möglichkeiten und Locations den perfekten Rahmen für jegliche Art von Veranstaltung. Er ist ein Aushängeschild für die Metropolregion Rhein-Neckar und das Automobilland Baden-Württemberg. Durch sein vielfältiges kulturelles Angebot und sein internationales Ansehen besitzt die badische Rennstrecke nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch identitätsstiftende Kraft für die ganze Region.

Doch wie kam Hockenheim eigentlich zu seiner Rennstrecke? In der folgenden Darstellung der wechselhaften Geschichte des Hockenheimrings werden wir uns auf wesentliche Stationen beschränken, denn eine alles umfassende Dokumentation würde an dieser Stelle den Rahmen sprengen.

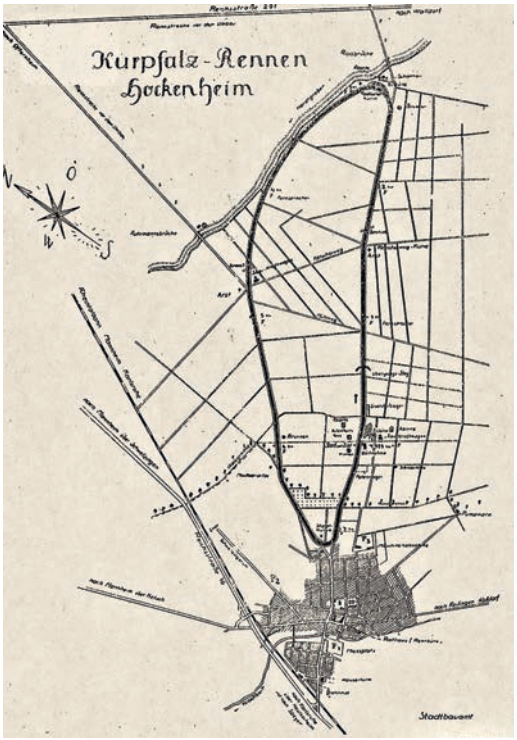
1932 bis 1938: Jahre des Aufstiegs

Hockenheim ist durch drei Dinge bekannt geworden: seine Zigarren, seinen Spargel, aber mehr noch durch seine Rennstrecke. Als der junge Hockenheimer Ernst Christ 1930 den Plan ins Auge fasste, in seiner Heimatstadt eine Rennstrecke zu gründen, konnte die spätere Bedeutung noch nicht einmal erahnt werden. Viele zweifelten, ob es überhaupt gelingen würde, den Gedanken in die Tat umzusetzen. Doch Christ ließ sich nicht beirren und kam Schritt für Schritt mit Unterstützung des damaligen Hockenheimer Bürgermeisters Philipp Klein der Verwirklichung seiner Idee näher: Im Herbst 1931 bekundete auch der Deutsche Motorradfahrer Verband (DMV) mit Sitz in Berlin in einem Schreiben das Interesse des Verbandes an dem Bau einer permanenten Rennstrecke und stellte damit die »Geburtsurkunde« für den Hockenheimring aus und beauftragte gleichzeitig den Verband, die Landesgruppe Südwest, mit der Durchführung des ersten Rennens. Am 25.12.1931 billigte auch der Gemeinderat von Hockenheim die Rennstrecken-Vorlage einstimmig.

1. Motorradrennen in Hockenheim 1932

Bereits im März 1932 begannen 100 arbeitslose Hockenheimer Familienväter, ausgestattet mit Pickeln und Schottergabeln, den 12 Kilometer langen Dreieckskurs zu bauen. Kosten hierfür: 50 000 Reichsmark, die mit 42 000 Mark aus Mitteln der wertschaffenden Arbeitslosenfürsorge vom Mannheimer Arbeitsamt bezahlt wurden. 8000 Mark betrug der Anteil der Stadt Hockenheim. Da sich die Stadt jedoch für drei Monate die Kosten der Sozialfürsorge für 100 ausgesteuerte Familienväter ersparte, wurde der Rennstreckenbau auf Anhieb ein Geschäft. Auf eine Teerung der Streckenoberfläche hatte man allerdings verzichten müssen; die dazu notwendigen 3500 Mark waren einfach nicht vorhanden. Nach gerade einmal zweimonatiger Bauzeit donnerten am 29. Mai 1932 die Zweiräder beim »1. Motorradrennen« über die teils unbefestigte Wald-Strecke. 60 000 Zuschauer säumten an diesem denkwürdigen Tag die neue Dreieckspiste, als der Rennleiter zum ersten Mal die Startflagge senkte. Damit ging nicht nur ein Traum in Erfüllung, auch für die Kleinstadt begann ein Aufstieg, der ihren Namen in der ganzen Welt bekannt machen sollte.

Zu Fuß, in der Hauptsache aber mit Fahr- und Motorrädern, waren die Rennfans aus allen Richtungen gekommen, um den großen Tag in Hockenheim mitzuerleben, um Spitzenfahrer wie Tom Bullus und Arthur Geiss zu feiern, um bei der Feuertaufe des Hockenheimrings dabei gewesen zu sein. Auch die Hockenheimer fieberten der Rennstreckenpremiere entgegen. Weit über 300 Familien hatten ihre Schlafzimmer geräumt, um den Mangel an Fremdenzimmern auszugleichen und den obligaten Sonntagskuchen mit ihren Gästen geteilt, denen solche Herzlichkeitsbe-



Der Kurpfalzring

weise noch lange in dankbarer Erinnerung blieben.[1]

Vom Dreieckskurs zum Kurpfalzring

Der Anfang war gemacht und das erste Rennen wurde ein großer Erfolg. Doch schon bald stellte man fest, dass der Kurs

- um wirtschaftlich zu sein, zu lang
- um alle Fahrerwünsche zu befriedigen, zu kurvenarm
- um Seitenwagen- und Autorennen durchzuführen, zu schmal
- ohne Makadambelag ein Provisorium

war und das vorläufig unentbehrliche Kreisstraßenstück einen Risikofaktor darstellte.

Diese Erkenntnis schmerzte, führte aber auch zu der frühen Einsicht, dass Abhilfe nur im Rahmen einer mittelfristigen Neubaulösung möglich war, die für Motorrad- und Wagenrennen ebenso wie für den industriellen Testbetrieb geeignet sein musste.

Bevor dann am 16. Oktober 1938 der Startschuss zum letzten Rennen vor dem Krieg fiel, sorgten Baumaschinen dafür, dass die Gesamtanlage ein neues Gesicht bekam. Hauptmerkmal dieser Neugestaltung war eine Streckenverkürzung von 12 auf 7,725 Kilometer. Die Verbreiterung der gesamten Fahrbahn und ein zusätzlicher Sicherheitsstreifen hatten den neuen Kurpfalzring erstmals auch für Wagenveranstaltungen zugänglich gemacht. Aus dem 1932 gebauten Dreieckskurs entstand in weiten Teilen die bis Ende 2001 genutzte Strecke. Durch den Einbau der Ostkurve erhielt der Hockenheimring seine bekannte ovale Form und wurde in Verbindung mit der Streckenverbreiterung zu einem Hochgeschwindigkeitskurs. In puncto Sicherheit galt der neue »Kurpfalzring« für seine Zeit als besonders vorbildlich.[2]

1947 bis 1963: Der Hockenheimring – ein Begriff im Motorsport

Der Zustand des Rings sowie die Lage des deutschen Motorsports im Jahre 1945 ähnelten sich in auffallender Weise. Beide waren durch den Krieg schwer angeschlagen, und es war fraglich, ob es in absehbarer Zeit überhaupt wieder Motorsport auf dem Hockenheimring, wie die Strecke nun endgültig getauft wurde, geben würde.

Doch bereits zwei Jahre später donnerten erneut die Motoren. Ein schweres Stück Arbeit war bewältigt:

– die Instandsetzung der durch Kettenfahrzeuge stark beschädigten Fahrbahn
– die Wiederherstellung der abgetragenen Holzbauten
– das Zusammenstellen eines neuen Funktionärsstabs
– die Neugründung des Badischen Motorsportclubs (BMC) mit Ernst Christ an der Spitze
– die Gründung der Hockenheim-Ring GmbH zur betriebswirtschaftlichen Nutzung der Rennstrecke

Die Nachkriegspremiere am 11. Mai 1947 lohnte dann alle Mühen, die ein engagierter Mitarbeiterkreis auf sich genommen hatte, um unter unsagbar schweren Umständen die erste sportliche Großveranstaltung nach dem zweiten Weltkrieg durchzuführen. 200 000 Zuschauer fanden sich rings um die leidlich renovierte Rennstrecke ein. Alle, die einmal in irgendeiner Weise mit dem Motorsport zu tun und den Krieg überlebt hatten, wollten bei dieser großartigen Wiedersehensfeier dabei sein. Die Parkplätze waren überfüllt. 14 ellenlange Sonderzüge luden ganze Zuschauerbrigaden aus und dies alles zwei Jahre nach dem Waffenstillstand.

Bürgermeister Franz Hund, Ernst Christ und ihre Mitarbeiter hatten neue Grundlagen gelegt. Von nun an stand der Sport wieder im Vordergrund.

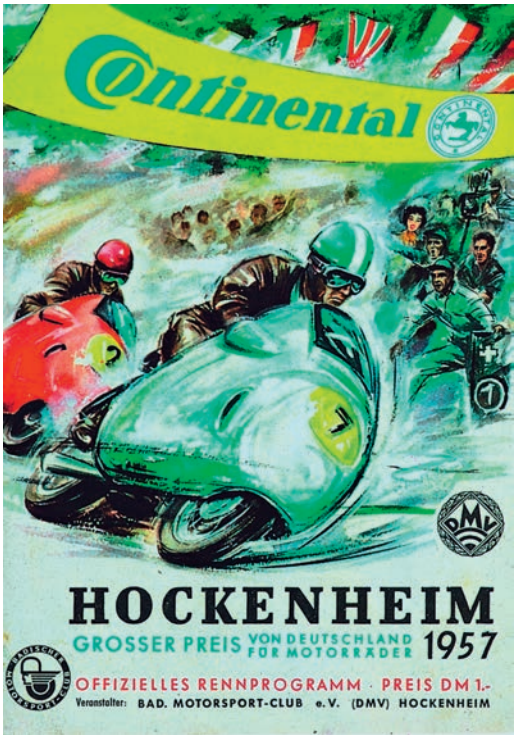
Zuschauerrekord

In der Geschichte des Hockenheimrings nimmt das Jahr 1948 insofern eine Sonderstellung ein, als sich zum Meisterschaftslauf am 9. Mai mehr als 350 000 Zuschauer eingefunden hatten. Allein 310 000 Renngäste hatten die offiziellen Kassen passiert. Weder vor- noch nachher hat es am Hockenheimring einen solchen olympischen Ansturm gegeben.

Wilhelm Herz für Ernst Christ

Auf der Jahreshauptversammlung des Badischen Motorsport Clubs, Anfang Januar 1954, übertrug Ernst Christ seine Ämter als BMC-Präsident, Geschäftsführer der Hockenheim-Ring GmbH und Gesamtleiter der Hockenheimer Rennen an Wilhelm Herz. Gesundheitliche, aber besonders berufliche Gründe zwangen ihn dazu. Der neue Präsident war mit der Materie wohl vertraut. Seit 1932 im Rennsattel, Werksfahrer von DKW und NSU, deutscher Meister der 350 ccm Soloklasse von 1948 und Inhaber des absoluten Geschwindigkeitsweltrekords für Motorräder, war er aufgrund seiner Laufbahn und Erfahrung für die Nachfolge prädestiniert.

Zwei Jahre nach Kriegsende fanden in Hockenheim wieder Motorsportveranstaltungen statt



Das offizielle Rennprogramm zum »Großen Preis von Deutschland für Motorräder« im Jahr 1957

1. Weltmeisterschaftslauf für Motorräder

»Wenn sich am heutigen Rennsonntag die Startflagge senkt und der ›Große Preis‹ auf dem Hockenheimring seine Premiere feiert, so wollen wir all denen danken, die in 25 Jahren dieser Rennstrecke und dem Motorsport die Treue bewiesen haben.« Als Wilhelm Herz diese Zeilen des offiziellen Grußworts schrieb, lag bereits ein schweres Stück Arbeit hinter ihm. Allerdings hatte sich diese ausgezahlt. Erstmals war Hockenheim mit der Durchführung des Großen Preises von Deutschland beauftragt worden und stand nun auf einer Ebene mit Berlin, dem Nürburgring, Hohenstein-Ernstthal und Stuttgart, die vorher Austragungsstätte des deutschen Grand Prix gewesen waren.

Ein hervorragendes Fahrerfeld mit allen Spitzenleuten jener Jahre hatte die Startzusage gegeben. 100 000 Zuschauer säumten die Strecke und erlebten das schnellste Rennen, das es je gegeben hatte.[3]

1964/65: Das Motodrom entsteht

Gründe für die Neukonzeptionierung des alten Hockenheimrings Anfang der 1960er-Jahre gab es genug: So erkannte Wilhelm Herz bereits nach der ersten Motorradweltmeisterschaft im Jahr 1957, dass der unmittelbare Kontakt des Rings, der in die Stadt Hockenheim ragte, mit Wohnhäusern keine Dauerlösung sein konnte. Außerdem gab es konkrete Pläne, das hohe Verkehrsaufkommen auf der Autobahn Mannheim–Heidelberg durch eine Eckverbindung Mannheim–Walldorf zu entlasten. Die neue Trasse würde den Hockenheimring durchqueren. Somit war eine Veränderung der alten Streckenführung unumgänglich. Ernst Christ erarbeitete 1961 eine »Motodrom«-Konzeption, die den Ansprüchen von Fahrern, Zuschauern und Veranstaltern gleichermaßen Rechnung trug. Arenaartige Vorbilder in den USA standen Pate, als Christ den Entwurf für das Motodrom präsentierte: Ein einzigartiges Stadion für Motorsportbegeisterte, nicht mehr und nicht weniger.

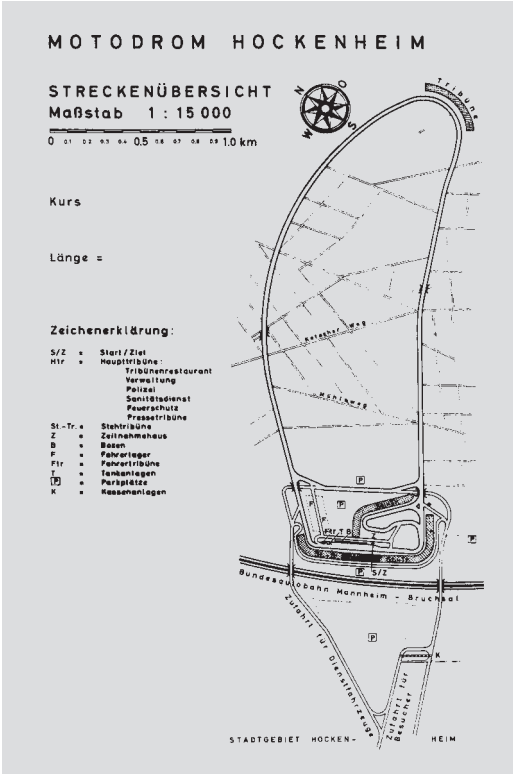
Dr. Kurt Buchter, Bürgermeister der Stadt Hockenheim von 1958 bis 1978, führte die recht schwierigen und zähen Verhandlungen mit dem Bund, dem Land Baden-Württemberg, der Kraftfahrzeugindustrie und der Markenartikelbrache und erreichte schließlich eine zufriedenstellende Lösung der Baufinanzierung ohne Einsatz städtischer Mittel, unter anderem durch Schadenersatzforderungen gegen die Autobahnbauer, Spenden und

Das Motodrom wird gebaut

Werbeverträge. Mehr als die Hälfte der anfallenden Baukosten in Millionenhöhe wurden von der Hockenheim-Ring GmbH getragen.

Anfang 1964 konnte mit den umfangreichen Bauarbeiten begonnen werden. Riesige amerikanische Baumaschinen verwandelten 900 000 Kubikmeter Waldboden in ein gigantisches Dammsystem, aus dem die Tribünen entstehen sollten. Nach knapp zehn Wochen war die eigentliche Dammaufschüttung bereits beendet. Als Nächstes wurden die Straßenneubauten im Motodrom und in der Ostkurve in Angriff genommen. Inzwischen waren auch die Hochbau- und Kanalisationsarbeiten angelaufen und im Frühjahr 1965 kennzeichnete eine Vielzahl von Kränen die Standorte der verschiedenen Bauobjekte wie Ernst-Wilhelm-Sachs-Haus, Conti-Boxenanlage, Continental-Turmhaus und Dunlop-Turm. Die Anlage zeigte nach und nach ihr endgültiges Profil.

140 000 Zuschauer bildeten am 22. Mai 1966 den glanzvollen Rahmen für eines der eindrucksvollsten Feste, das der deutsche Motorsport je erlebt hatte – das Motodrom am Hockenheimring wurde mit dem Großen Preis von Deutschland für Motorräder eingeweiht. Mit den Worten des damaligen Bundesverkehrsministers Dr. Hans-Christoph Seebohm: »Hiermit gebe ich das neue Hockenheimer Motodrom für den ersten Start frei und erkläre die Anlage als offiziell eröffnet«, begann ein neues Kapitel Hockenheimer Renngeschichte. Mit dem Bau des Motodroms waren alle Voraussetzungen geschaffen worden, um den Hockenheimring verstärkt auch dem Automobilsport zugänglich zu machen. Streckenbreite und Sicherheitsmaßnahmen galten als optimal. Bis zum 7. April 1968, als der zu dieser Zeit beste Rennfahrer der Welt, der zweimalige, schottische Weltmeis-



Skizze des Hockenheimrings ab 1966

Start zum ersten Formel-1-Grand-Prix in Hockenheim im Jahr 1970

ter Jim Clark, bei einem Formel-2-Rennen tödlich verunglückte. Dieser Unfall führte zu umfangreichen Sicherheitsmaßnahmen an der Strecke. Es wurden zahlreiche Bäume gefällt und die Sicherheitsstreifen dadurch von zwei auf acht Meter verbreitert. Fortan galt der Hockenheimring als eine der sichersten Rennstrecken der Welt. Und daran hat sich auch bis heute nichts geändert.[4]

1970: Der Anfang der Formel-1-Geschichte auf dem Hockenheimring

Am Sonntag, den 2. August 1970 begann die Geschichte der Formel 1 auf dem Hockenheimring. Dieses Rennen zählt auch heute noch zu den spannendsten und spektakulärsten, die je auf dem badischen Hochgeschwindigkeitskurs stattgefunden haben. Trotz brütender Hitze drängten sich hunderttausend Fans auf die Betontribünen. Jene, welche keine Karten mehr für das ausverkaufte Rennen ergattern konnten, kletterten trotz mehrfacher Warnung des Streckensprechers auf die Tribünendächer und erklommen sogar die große Stadion-Uhr. Was damals geboten wurde, war Grand-Prix-Sport der Extraklasse. Jochen Rindt gewann das Rennen auf einem Lotus gegen Jacky Ickx im Ferrari. Dieses Duell begeisterte die Fans. Die Zeitschrift »auto, motor und sport« schrieb damals: »Die Zuschauer grölten: Was hier geboten wurde, war Grand-Prix-Sport in höchster Vollendung, da fuhr niemand sein einsames Rennen wie am Nürburgring. Die Charakteristik der Hockenheimring-Arena bringt es mit sich, dass Mann gegen Mann, Rad an Rad

Michael Schumacher sorgte für Formel-1-Euphorie im Motodrom

gekämpft wird. Die Piste liegt den Zuschauern wie eine Slot-Racing-Bahn zu Füßen.«

1995 schlug die Stunde des siebenfachen Weltmeisters Michael Schumacher. Als erster Deutscher konnte er seinen Heim-Grand-Prix gewinnen. Der Kerpener sorgte mit seinem Einstieg in die Formel 1 seit 1991 für ausverkaufte Rennen auf dem Hockenheimring. Ganze vier Mal konnte sich Michael Schumacher zwischen 1992 und 2006 in die Siegerliste in Hockenheim eintragen.

Zwei Brasilianer fühlten sich in Hockenheim ebenfalls immer sehr wohl und gewannen den Großen Preis von Deutschland jeweils drei Mal: Nelson Piquet (1981, 1986, 1987) und Ayrton Senna (1988, 1989, 1990). »Ich fühle mich auf keiner Rennstrecke der Welt so glücklich und so frei wie in Hockenheim. Wenn ich aus dem Motodrom heraus in den Wald fahre, dann ist das ein berauschendes Gefühl: Wie in einem Tunnel – man ist ganz alleine mit sich selbst. Genauso die Schikane in der Ostkurve: Sie fordert einen Fahrer aufs Äußerste heraus, während frische Waldluft ins Cockpit strömt. Dann bin ich lange genug im Leeren gefahren, kehre zurück – und im Motodrom herrscht eine Euphorie wie in einem überfüllten Stadion«, so der McLaren-Honda-Pilot Ayrton Senna 1990 nach seinem dritten Triumph in Folge.

1986: Drag Racing am Hockenheimring

1986 begann die erfolgreiche Geschichte des Dragster-Sports auf dem Hockenheimring. Damals fanden die Beschleunigungsrennen,

Seit 1989 finden die Dragster-Rennen auf der Quartermile vor der Südtribüne statt

die aus den USA nach Europa kamen, noch auf der Start- und Zielgeraden statt. Seit 1989 wird auf einer speziell für diese Art des Rennsports gebauten Strecke, der Quartermile, gefahren. Diese entspricht der klassischen Viertelmeile. Mittlerweile messen sich bei den NitrOlympX jährlich rund 300 internationale Teilnehmer bei offiziellen FIA- und FIM-Meisterschaftsläufen, aber auch in zahlreichen ambitionierten Sportsman-Klassen. Über 40 000 Zuschauer kommen zum Beschleunigungswochenende an die legendäre Rico Anthes Quartermile ins Motodrom, die ihren Namen einem der Gründerväter der NitrOlympX und Top-Fuel-Europameister (1997) Rico Anthes verdankt. Damit sind die NitrOlympX nicht nur die größte Veranstaltung dieser Art auf dem europäischen Kontinent, sondern auch außerhalb der USA.

1988: Open-Air-Konzerte – von Michael Jackson bis Andreas Gabalier

Am 10. Juli 1988 begann die Open-Air-Geschichte des Hockenheimrings. Kein Geringerer als »The King of Pop«, Michael Jackson, war der Erste, der in der Arena des Motodroms die Fans begeisterte. Bis zu 100 000 Zuschauer haben bei einem Open-Air-Kon-

Das erste Open Air am Hockenheimring mit Superstar Michael Jackson

Luftbild 2000

zert auf dem Hockenheimring nicht nur eine gute Sicht, sondern auch eine ansprechende Akustik. Mit der Gruppe Genesis gab es 1992 einen besonderen Höhepunkt in der Open-Air-Geschichte des Hockenheimrings: Der Andrang war damals so groß, dass die Besucher teilweise auf dem von der Polizei gesicherten Standstreifen der Autobahn parken mussten.

Die Liste der Künstler, die bis heute am Hockenheimring aufgetreten sind, liest sich wie das »Who-is-Who« der Musikbranche: Tina Turner, Gianna Nannini, Gary Moore, Peter Maffay, Simple Minds, Pink Floyd, Rolling Stones, AC/DC, Robbie Williams, Metallica, DJ Hardwell, Andreas Gabalier u. v. m. Nach neun Jahren Pause spielten die Böhsen Onkelz 2014 ihre ersten beiden gemeinsamen Konzerte vor knapp 100 000 Fans pro Auftritt im Motodrom. Nach diesem überwältigenden Erfolg legten sie ein Jahr später mit vier Konzerttagen nach. Insgesamt 320 000 begeisterte Fans rockten an zwei Wochenenden vor der größten Konzertbühne der Welt. Das bewegliche Hightech-Konstrukt im Infield der Rennstrecke war 102 Meter breit und unglaubliche 37 Meter hoch – also fast so hoch wie ein neunstöckiges Hochhaus.

Auch Musik-Festivals wie Sonisphere, Rock'n'Heim und Matapaloz sorgten dafür, dass der Hockenheimring seinen Ruf als erstklassige Location für Mega-Events festigen konnte.

2002: Baubeginn der Umbau- und Modernisierungsmaßnahmen am Hockenheimring

Mit dem Fällen des ersten Baumes begann am 2. Januar 2002 das Projekt »Zukunftssicherung Hockenheimring« unter der Federfüh-

Luftbild 2008, man kann die alte Streckenführung durch den Wald noch erkennen

rung von Oberbürgermeister Gustav Schrank, der nach Bürgermeister Dr. Kurt Buchter 26 Jahre richtungsweisend als Stadtoberhaupt und Vorsitzender der Hockenheimring Gesellschafterversammlung für die Geschicke der Rennstrecke verantwortlich war. Vorausgegangen waren Gespräche mit Formel-1-Chef Bernie Ecclestone, die bei einer geforderten Streckenmodifikation eine 10-jährige Bindung der Formel 1 an den Hockenheimring in Aussicht stellte. Das Projekt hatte ein Investitionsvolumen von rund 65 Mio. €, 15 Mio. € der Gesamtsumme bezuschusste das Land Baden-Württemberg, dessen Namen die Anlage seither als Zusatz trägt. Des Weiteren war vorgesehen, dass sich die Region Rhein-Neckar ebenfalls mit einer Summe von 15 Mio. € am Projekt beteiligen sollte. Der ehemalige baden-württembergische Landwirtschaftsminister Dr. h.c. Gerhard Weiser wollte sich hierfür einsetzen; durch seinen überraschenden Tod kam diese in der Finanzierung kalkulierte Zahlung jedoch nie zustande. Der Ring und seine Gesellschafter mussten den vorgesehen Anteil der Region selbst tragen, was bis heute eine finanzielle Belastung darstellt und die Hockenheim-Ring GmbH in ihrem Investitionsspielraum einschränkt.

Umbauarbeiten an der Strecke

Start zum Formula 1 Emirates Großer Preis von Deutschland 2018

Dieter Herz (allzu früh im Jahre 2004 verstorben), seinerzeit BMC-Präsident, und Geschäftsführerkollege Georg Seiler holten sich bei der Modernisierung des Hockenheimrings mit Hermann Tilke einen versierten Architekten an die Seite. Unter seiner Regie wurde die Strecke den Anforderungen der modernen Formel 1 angepasst. Ziel war es, bessere Überholmöglichkeiten zu schaffen und die Rundenzeiten bzw. Streckenlänge so zu verkürzen, dass die Formel-1-Fahrzeuge Rundenzeiten zwischen 1 min:10 sec und 1 min:30 sec bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von ca. 200 km/h pro Runde fahren können. Die Streckenlänge änderte sich von 6815 m auf 4574 m.

Außerdem wurden eine vergrößerte Südtribüne mit eleganten Lounges, die Mercedes-Tribüne sowie das den Ring überragende Baden-Württemberg Center gebaut. Im Frühjahr 2004 wurde zusätzlich auf rund elf Hektar Fläche inmitten der Rennstrecke ein hochmodernes ADAC Fahrsicherheits-Zentrum eröffnet. Hier wurden bis Ende 2018 auf sechs Übungsmodulen 42 Trainingseinheiten für fast alle Arten von Kraftfahrzeugen angeboten.

2009 – Schicksalsjahr für die Formel 1 auf dem Hockenheimring

Aufgrund der hohen und stetig wachsenden Verluste durch das Formel-Rennen, so wurde nach dem bisherigen Vertrag 2010 mit einem Fehlbetrag von mindestens 6 Mio. € gerechnet, hatte der Hockenheimer Gemeinderat im Juni 2009 mit einem Doppelbeschluss den Ausstieg aus dem bisherigen Formel-1-Vertrag angestrebt, aber zugleich den seit 2004 amtierenden Oberbürgermeister Dieter Gummer und die Geschäftsführung, Georg Seiler und Karl-Josef

Schmidt, beauftragt, über mögliche Alternativen weiter zu verhandeln, um die Formel 1 doch noch auf dem Hockenheimring Baden-Württemberg zu halten. Nach langen Gesprächen mit Formel-1-Chef Bernie Ecclestone konnte im September 2009 eine alternierende Austragung mit dem Nürburgring vereinbart werden. Damit wurde die Austragung der Formel-1-Rennen auf dem Hockenheimring von 2010 bis 2018 in zweijährigem Rhythmus gesichert. Entsprechend konnte 2010 das Jubiläum »40 Jahre Formel 1 auf dem Hockenheimring« gefeiert werden. Jüngst gelang es dem Ring-Geschäftsführer Georg Seiler, einen Vertrag mit den neuen Formel-1-Rechteinhabern Liberty Media für die Durchführung des deutschen GP 2019 zu schließen. Aus wirtschaftlichen Gründen ist die Zukunft der Formel 1 in Deutschland allerdings ungewiss.

2018/2019: Neues Porsche Experience Center entsteht

Der Startschuss für das Porsche Experience Center am Hockenheimring fiel am 25. April 2018 als der Hockenheimer Gemeinderat grünes Licht für das Projekt gab: An der Rennstrecke entsteht das weltweit siebte Kundenerlebniszentrum des Sportwagenherstellers. Auf einem rund 176 000 Quadratmeter großen Teilstück im Herzen der traditionsreichen GP-Strecke werden ein moderner Gebäudekomplex, eine Handlingstrecke, vielfältige Fahrdynamikflächen und ein Offroadparcours realisiert. Der Baubeginn war bereits Ende Juli 2018, im Herbst 2019 soll das Experience Center den Betrieb aufnehmen. Porsche setzt dieses Projekt gemeinsam mit der emodromgroup um, die die strategische Weiterentwicklung des Hockenheimrings mitverantwortet.

Grundsteinlegung für das Porsche Experience Center
(alle Abbildungen in diesem Aufsatz: Hockenheim-Ring GmbH)

Architektonisch trägt das künftige Kundenerlebniszentrum, für welches ein Teil der Innentribüne sowie das ADAC Fahrsicherheits-Zentrum weichen, die Handschrift der bereits existierenden Porsche Experience Center. Verteilt auf drei Stockwerke entstehen auf einer Fläche von 4500 Quadratmetern Eventflächen, Veranstaltungs- und Meetingräume, ein Porsche Selection Shop, eine Porsche Classic Lounge sowie ein Restaurant und Café. Außerdem sind Werkstätten sowie Ausstellungsflächen für Fahrzeuge vorgesehen. Das Porsche Experience Center Hockenheim wird – ähnlich wie die bereits bestehenden Standorte in Leipzig, Le Mans, Silverstone, Atlanta, Los Angeles und Shanghai – ein umfassendes Fahrangebot ermöglichen. Die Hockenheim-Ring GmbH sowie die Kommune, die für das 35-Millionen-Großprojekt weder Grundstücke verkaufte noch Bürgschaften übernahm, partizipieren durch langfristige Pacht- und Marketingverträge.

Ring-Geschäftsführer Georg Seiler, der nach 41 Jahren an der Rennstrecke ab dem 1.9.2019 zusammen mit Oberbürgermeister Dieter Gummer in den Ruhestand tritt, sieht das PEC als wegweisenden Schritt für eine sichere wirtschaftliche Zukunft des Hockenheimringes. Es eröffne für den Ring neue Potenziale. Das PEC beziehungsweise Porsche als »Ankermieter« werden weitere Wirtschaftsunternehmen an den Hockenheimring locken, wo man sich den Herausforderungen der Zeit stellt: Zusammen mit der emodrom-group werden so in den nächsten Jahren umfangreiche strategische und innovative Mobilitätslösungen umgesetzt.

Gesellschafter der Hockenheim-Ring GmbH sind die Stadt Hockenheim (94 %) und der Badische Motorsport-Club (6 %). Teil der Unternehmensgruppe ist die Hockenheim-Ring Hotel und Gastronomie GmbH (100 % Stadt) und anteilig (50 %) die emodrom GmbH.

Anmerkungen

1 Ernst Christ, Dr. Kurt Buchter, Wilhelm Herz, Dieter Herz: Hockenheimring – Biographie einer Rennstrecke, Sportchronik 1932–1981, Herausgeber: Hockenheim-Ring GmbH, 1982.
2 Ernst Christ, Dr. Kurt Buchter, Wilhelm Herz, Dieter Herz: Hockenheimring – Biographie einer Rennstrecke, Sportchronik 1932–1981, Herausgeber: Hockenheim-Ring GmbH, 1982.
3 Ernst Christ, Dr. Kurt Buchter, Wilhelm Herz, Dieter Herz: Hockenheimring – Biographie einer Rennstrecke, Sportchronik 1932–1981, Herausgeber: Hockenheim-Ring GmbH, 1982.
4 Ernst Christ, Dr. Kurt Buchter, Wilhelm Herz, Dieter Herz: Hockenheimring – Biographie einer Rennstrecke, Sportchronik 1932–1981, Herausgeber: Hockenheim-Ring GmbH, 1982.

Ansprechpartnerin:
Kerstin Nieradt
Hockenheim-Ring GmbH
Postfach 1106
68766 Hockenheim
kerstin.nieradt@hockenheimring.de

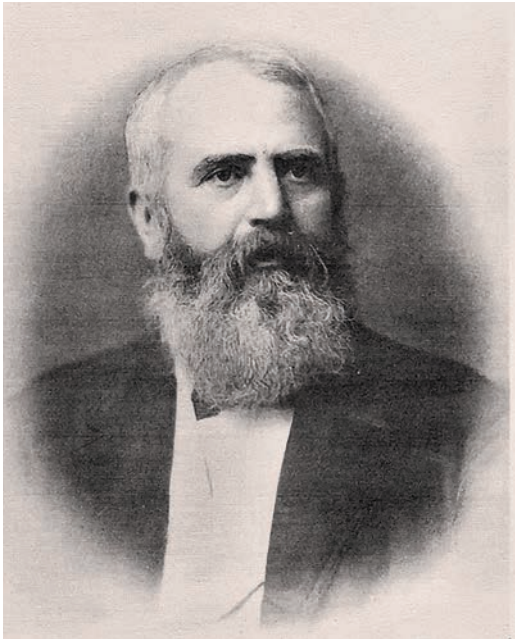
Friedrich Engelhorn – Gründer der BASF und seine Hockenheimer Abstammung

Vortrag von Josef Diller am 13. Nov. 2018, Stadthalle Hockenheim (Auszug)

Josef Diller

Das Haus »Zum Güldenen Engel« und Friedrich Engelhorn sind für Hockenheims historisches Selbstverständnis wichtige Eckpfeiler. Das Gasthaus war ein Meilenstein in der wirtschaftlichen Entwicklung der Familie Engelhorn, obgleich es bereits 1721 an eine andere Hockenheimer Familie überging. Die ältere sowie jüngere Linie der Familie Engelhorn verzogen schon bald nach Mannheim. Aus ihnen ging Friedrich Engelhorn als eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt hervor.

Friedrich Engelhorn war eine der bedeutendsten Unternehmerpersönlichkeiten des 19. Jahrhunderts. Er zählt zu den überragenden Industriemagnaten der kurpfälzischen Region, ja man kann zurecht sagen, nicht nur in der Kurpfalz, sondern im damaligen Deutschen Reich. Sein Name ist verbunden mit der Gründung zahlloser Unternehmen der Energie- und Chemiebranche, darunter die BASF und Boehringer. Darüber hinaus war er an zahlreichen Unternehmen beteiligt. Ich möchte Ihnen heute Abend das spannende Leben eines Mannes aus der Gründerzeit vorstellen, der es schaffte aus relativ kleinen Verhältnissen zu Reichtum und Anerkennung zu kommen.



Friedrich Engelhorn (Foto um 1870)

Neben seinem Engagement in der Wirtschaft seiner Heimatstadt Mannheim, wird auch Engelhorns Einbindung in die politische und soziale Landschaft des 19. Jahrhunderts mit ihren gewaltigen Umwälzungen und Fortschritten auf wissenschaftlichem, sozialem, weltanschaulichem und politischem Gebiet verdeutlicht. Dabei wird auch eine kleine Geschichte kurpfälzisch-pfälzischer Wirtschafts- und Sozialgeschichte von den unruhigen Tagen des Vormärz, des Hambacher Festes bis

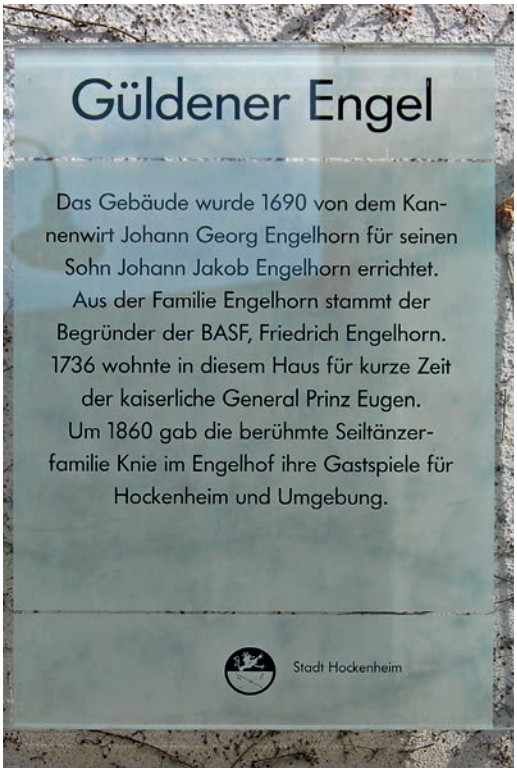
Das Gasthaus »Zum Güldenen Engel« vor dem Umbau zum heutigen Restaurant.

zur Bismarck'schen Reichsgründung und dem wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands aufgezeigt.

Die Wurzeln der Familie Engelhorn lassen sich bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts zurückverfolgen. Sie liegen in Hockenheim. Hier begann ihr Aufstieg zu einem der bedeutendsten Bürgergeschlechter des Rhein-Neckar-Raums. Der älteste bekanntee Träger des Namens ist Markus (Marx) Engelhorn der Ältere, der seit 1610 mehrfach als Schöffe, also Beisitzer des örtlichen Gerichts, nachgewiesen werden kann. Einer familiären Überlieferung zufolge soll er einer Leinenweberfamilie entstammen, die aus dem Schwäbischen einwanderte. 1622 ließ er in Hockenheim an der heutigen Karlsruher Straße den Gasthof »Zur silbernen Kanne« erbauen und betrieb neben Landwirtschaft eine Schankstube und eine Herberge.

Die Bedeutung der »Kanne« lässt sich an der Verleihung des Schildrechts ablesen. Nur größeren, besser ausgestatteten Gasthöfen war es erlaubt, Wirtshausschilder anzubringen. Meistens – wie auch in diesem Fall – handelte es sich bei dieser Schildgerechtigkeit um eine Realkonzesion, die mit dem betreffenden Haus verknüpft war und an den jeweiligen Besitzer überging. Die »Kanne« war außerdem ein sogenannter »Freihof«. Darunter versteht man Anwesen, die sich zwar innerhalb der Stadtmauern bzw. des Gemeindebezirks befanden, nicht aber dem Ortsrecht unterstanden. Ihre Besitzer waren von den örtlichen Steuern befreit und landesunmittelbar – d. h. sie hatten ihren Gerichtsstand vor dem Landesgericht. Die Gastwirtsfamilie zählte also seit ihrer urkundlichen Nachweisbarkeit zur bürgerlichen Führungsschicht, deren Mitglieder zahlreiche Ämter begleiteten. Als Schöffen übten sie selbst eine juristische Funktion aus, die nur zuverlässigen und vermögenden Männern anvertraut wurde. In kleineren Gemeinden waren dies oftmals Wirte, weil das Gasthaus in Verbindung mit Küferei, Bierbrauerei, Weinhandel und amtlichen Funktionen auf Gemeindeebene ein Mittelpunkt des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens war.

Das Besitztum von Markus Engelhorn ging auf seinen ältesten gleichnamigen Sohn über. Er mußte das Schildwirtshaus nach den Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg 1644 wieder aufbauen und vererbte es an seinen Sohn Johann Georg Engelhorn, der als Schöffe und kurpfälzischer Zöllner eine angesehene Persönlichkeit war. Dessen älterer, wiederum gleichnamiger Nachkomme führte die Kanne weiter und war von 1711 bis 1742 als Schultheiß Gemeindeoberhaupt und Ge-



Der »Güldene Engel« heute.
Infotafel am heutigen Gebäude
(beide Fotos stammen von Volker Kronemayer)

Die Leistung von Friedrich Engelhorn ist in mehrfacher Hinsicht höchst bemerkenswert. Er schrieb das erste Kapitel der bis heute noch andauernden Erfolgsgeschichte der weltweit operierenden BASF. Außerdem betätigte er sich im 19. Jahrhundert in verschiedenen Wirtschaftsfeldern, weshalb er zur Gruppe der »Allround-Unternehmer« zu rechnen ist. Er hat in zahlreiche neuartige Industriezweige investiert. Zutreffend ist zweifelsohne die beeindruckende Vielseitigkeit. Er zeigte soziale Verantwortung und Fürsorge auch im Hinblick auf die Mitarbeiter in den Fabriken, an denen er beteiligt war. Er errichtete 1897 für die Stadt Mannheim die »Friedrich und Marie Engelhorn Stiftung«. Er unterstützte immer wieder verschiedene soziale Projekte. Dabei blieb er bei seiner persönlichen Lebensführung auffallend anspruchslos und pflegte einen schlichten Lebensstil. Friedrich Engelhorn starb am 11. März 1902. Seine letzte Ruhestätte fand er im Familiengrab auf dem Mannheimer Hauptfriedhof.

richtsvorsitzender von Hockenheim. Für seinen jüngeren Sohn Johann Jakob Engelhorn (1671–1720) errichtete er nur wenige Schritte entfernt an der heutigen Heidelberger Straße ein eigenes, stattliches Anwesen, das Gasthaus »Zum Güldenen Engel«, das ebenfalls das Schildrecht besaß.

Obwohl sich das Gasthaus »Zur Kanne« – wenn auch stark verändert – bis heute erhalten hat, bezeichnen Historiker den Güldenen Engel als das Stammhaus der Familie Engelhorn. Dies ist insofern richtig, weil der jüngere Zweig in eben jenem Anwesen seinen Ausgang genommen hat und sich zu dem Geschlecht entwickeln sollte, dem Friedrich Engelhorn entstammt. Zumindest war das Gasthaus ein Meilenstein in der wirtschaftlichen Entwicklung der Familie. Der »Güldene Engel« ging schon nach dem Tode von Johann Jakob Engelhorn durch die Verheiratung seiner Witwe Maria 1721 an die Familie Heylmann über und gelangte danach nie wieder in den Besitz der Familie Engelhorn. Die ältere Linie, die Nachkommen seines jüngeren Bruders Johann Georg Engelhorn des Dritten, wanderte später wie die des jüngeren Bruders nach Mannheim aus. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts gibt es zwischen den beiden, in Mannheim wegen ihres Namens oft verwechselten Familien, keine Verbindungen mehr.

Ernst Brauch schreibt dazu:
Die oft gestellte Frage nach dem Familienzusammenhang der Inhaber des Bekleidungshauses Engelhorn (früher Engelhorn u. Sturm) in Mannheim mit dem BASF Gründer läßt sich nicht mit Sicherheit beantworten. Da beide Familien von Hockenheim stammen sind sie gewiß verwandt. (Die Kirchenbücher in Hockenheim wurden nicht immer so geführt, daß sie als einwandfreie Zeugnisse für die Familienforschung verwendet werden können. Es ist davon auszugehen, dass die auf Markus Engelhorn zurückgehende Familie einen gemeinsamen Ahnherrn haben. Der Gründer der Fa. Modehaus Engelhorn, Georg Engelhorn (1861–1946) wurde in Hockenheim im Gasthaus »Zum schwarzen Lamm« geboren.

Der Güldene Engel setzte sich als typische fremde Hofanlage aus einem quer zur Straße stehenden Haupthaus und einem parallel dazu angeordneten Nebengebäude zusammen, die durch einen hohen Torbogen miteinander verbunden waren. Eine große Scheune schloß den Hof nach hinten ab. Während das kleinere Nebenhaus, das als »Altgedinge« (also Altenteil) oder Gesindehaus diente, in der Nachkriegszeit sich stark verändert hatte und abgerissen wurde, hat sich das stattliche Hauptgebäude sehr gut erhalten. Besonders reich ist das Zierfachwerk im ersten Obergeschoss, das von einem über den hohen Giebeln abgewalmten, steilen Satteldach abgeschlossen wird.

Anschrift des Autors:
Josef Diller
Dreisamweg 1a
68766 Hockenheim

Zur Definition der Regionalsprache des Elsass

Eine Frage der historischen und kulturellen Identität

Pierre Klein

Was versteht man im Elsass unter Regionalsprache? Darauf gibt es unterschiedliche und widersprüchliche Antworten. Auffallend ist, dass es in den heute gängigen Definitionen üblich geworden ist, die deutsche Herkunftssprache nicht mehr beim Namen zu nennen. So wurde z. B. die traditionelle Bezeichnung Elsasserditsch durch elsässisch ersetzt. Diese Vermeidungsstrategie hat historische, kulturelle und sozialpsychologische Hintergründe, die im Folgenden analysiert werden. Im Gegensatz hierzu plädiert der Autor für eine Definition von Regionalsprache, die sich aus zwei sprachlichen Komponenten zusammensetzt, die er als Einheit betrachtet: Aus der gesprochenen elsässischen Mundart und dem Standartdeutschen als Referenzsprache.

Wenn es um die Bezeichnung der Sprache im Elsass geht, wird heutzutage immer häufiger für die hiesige Regionalsprache der Begriff »Elsässisch« verwendet. Aber diese begriffliche Bezeichnung ist im Grunde eine unvollständige und somit unzutreffende. Sie suggeriert nämlich die Existenz einer einheitlichen und kodifizierten Sprache, sowohl in einem räumlichen wie zeitlichen Sinne. Näher und wörtlich betrachtet bezieht sich diese Bezeichnung aber nur auf einen Dialekt und blendet so die linguistische, historische und kulturelle Dimension der Verbindungen zwischen den elsässischen Dialekten und der deutschen Standardsprache aus. Man sagt »Elsässisch« seit, oder weil, man »alsacien«[1] auf Französisch sagt. Kurzum, es handelt sich lediglich um eine Übersetzung, die eine komplexe sprachliche Realität unangemessen verkürzt.

Der begriffliche Wirrwarr und die Beliebigkeit in den Bezeichnungen sind groß. So spricht man hierzulande auch von *dialektophonie*, d. h. von Dialektsprachigkeit. Einige wiederum gehen sogar einen Schritt weiter und behaupten allen Ernstes die Existenz einer eigenen elsässischen Sprache *(la langue alsacienne)*. Außerdem gebraucht man auch noch, und bezeichnenderweise viel mehr als in den anderen Regionen Frankreichs, den Ausdruck »Regionalsprache« *(langue régionale)*. In den anderen Regionen ist eine solche Bezeichnung weitgehend unüblich. In der Bretagne spricht man beispielsweise von Bretonisch, in Okzitanien von Okzitanisch, im Baskenland von Baskisch und in Katalonien von Katalonisch, um die Sprache in den jeweiligen Landstrichen zu bezeichnen. Eine Beschränkung oder eine Reduktion auf die Dia-

In "Notre avenir est bilingue", Cercle Schickele

Die Sprachengrenze in Elsass-Lothringen

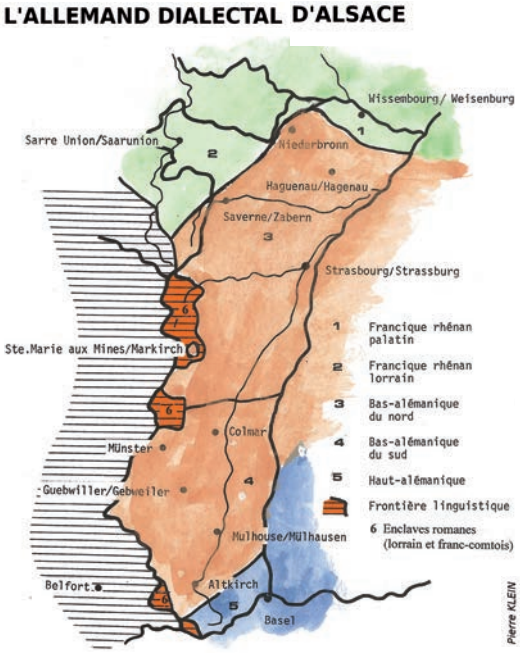
lektophonie gibt es in diesen Regionen nicht. Hier prägen übergreifende Sprachbegriffe das sprachliche Erscheinungsbild. Unter Bretonisch, Okzitanisch, Baskisch versteht man die Standardsprache sowie die Dialekte, das heißt die kodifizierte Schriftsprache wie auch die mündlichen Varianten der Sprache. Das Gleiche gilt übrigens für jede Sprache, auch für Französisch und Deutsch. Bretonisch, Okzitanisch, Katalanisch, Baskisch, Französisch und Deutsch sind somit übergeordnete, d. h. allgemeine Sprachbegriffe, in der Terminologie der Linguisten sogenannte Hyperonymen. Im Elsass dagegen ist es anders.

Hier dient der Ausdruck »Regionalsprache« vor allem dazu, die tatsächliche Herkunftssprache nicht beim Namen zu nennen, das heißt konkret, die Bezeichnung Deutsch zu vermeiden. Hinter dieser Vermeidungsstrategie verbergen sich historisch und kulturell bedingte Verdrängungsmechanismen wie auch sozialpsychologische Identitätsprobleme. Die Begriffe »regional«, »Dialekt«, »*Dialektophonie*« stehen für diese Flucht in die Namenlosigkeit, für das Verleugnen der deutschen Wurzeln und damit auch für das Vergessen der eigenen Sprachgeschichte. Es ist also dahin gekommen, dass man heute aus verschiedenen Gründen von der elsässischen Deutschsprachigkeit*(germanophonie)* nicht sprechen will oder kann bzw. von dieser nichts wissen will oder auch nicht darf. Dies war nicht immer so.

Das Nichtbenennen ist auf negative Voreingenommenheiten und kulturell verfestigte Abwehrmechanismen zurückzuführen, die sich im Laufe unserer neueren Geschichte entwickelt haben. Sie sind gekoppelt mit einer latent oder auch manifest vorhandenen Germanophobie, die sich in den zurückliegenden Epochen fast schon zu einem kollektiven Phänomen verdichtet hatte. Ein linguistischer Sachverhalt, eine objektiv gegebene sprachliche Realität konnte in diesem Kontext geradezu selbstverständlich geleugnet und so in das Reich des Irrealen verwiesen werden: Eine geradezu unglaubliche Verzerrung der Wirklichkeit, eine Form von kollektivem Selbstbetrug. Es ist daher wichtig, sich den wahren Sachverhalt zu vergegenwärtigen, um so die sprachlichen Zusammenhänge in aller Deutlichkeit auch bei ihrem richtigen Namen, dem Namen Deutsch, zu benennen.

Doch was beinhaltet der Begriff Deutsch? Linguistisch gesehen ist er ein verallgemeinernder Oberbegriff. Er umfasst die gemeinschaftliche Sprache, die sogenannte Koine, die auch als Standardsprache bezeichnet wird, aber auch die niederdeutschen, mitteldeutschen und oberdeutschen Sprachvarianten. Die eine erwuchs aus den anderen, alle befruchteten und befruchten sich gegenseitig. Infolgedessen werden Standardsprache und Dialekte durch gegenseitige Austauschbeziehungen und wechselseitige Abhängigkeiten geprägt. Alles, was innerhalb dieses umfassenden Sprachkomplexes gesprochen und geschrieben wird, ist deutsch. Deutsch bedeutet somit gleichzeitig eine Sprache wie auch eine Gruppe von Sprachen, bzw. Dialekten. Diese Feststellung hat nichts mit »Deutschtümelei« zu tun, vielmehr geht es hier ausschliesslich um Linguistik.

Die deutsche Sprache, bzw. die alemannischen und fränkischen Dialekte, werden im Elsass seit mehr als 1500 Jahren gesprochen, das heißt in der Tat, seitdem das Elsass als solches besteht. Die deutsche Sprache, näherhin das Althochdeutsch, das Mittelhochdeutsch, das modernes Hochdeutsch, werden im Elsass geschrieben, seit diese als Schriftsprache existiert, also seit dem 9. Jahrhundert. Die deutsche Sprache bzw. das Standarddeutsch wurde der gesamten elsässischen Schulbevölkerung vermittelt, seitdem man diese Sprache in den Schulen lehrt. Dieser Unterricht existierte



Deutschsprachige Dialekte im Elsass

jahrhundertelang und ohne Unterbrechung bis zum Jahr 1945. Die Beherrschung der Standardsprache vermittelte uns Elsässern über diesen ganzen Zeitraum nicht nur den Zugang zu einer hoch entwickelten Schriftsprache, sondern auch die Teilhabe und Mitgestaltung an der germanisch geprägten Kultur, d. h. an einer Kultur von universaler Bedeutung.

Noch Anfang der 1960er-Jahre lasen Elsässer häufiger die Zeitungen auf Deutsch als auf Französisch, schauten sie mehr deutschsprachige Filme und deutschsprachige Sendungen im Fernsehen an, hörten sie häufiger die deutschsprachigen Radiosender, beteten sie und sangen sie in den Gottesdiensten häufiger auf Deutsch als auf Französisch. Goethe, Kant, Luther, Freud, Marx, Einstein, Schweitzer und andere Autoren im Originaltext lesen zu können, dieses Privileg erschloss einen enormen kulturellen Reichtum, ermöglichte eine große humanistische Weitung und Öffnung des geistigen Horizontes. Der größte Teil unserer Geschichte, unserer Kultur und unserer Traditionen ist über viele Jahrhunderte und Generationen ganz überwiegend durch das Medium der deutschen Schriftsprache überliefert worden.

Es besteht kein Zweifel, die deutsche Sprache, die gesprochene wie die geschriebene, war jahrhundertelang eine Volkssprache im Elsass – und sie ist es auch heute noch. Sie ist nicht von außen nach hier importiert worden, sie ist vielmehr ein bodenständiges kulturelles Eigengewächs und man kann mit Fug und Recht behaupten, dass die deutsche Schriftsprache nicht zuletzt im Elsass ihre kräftigsten Wurzeln und wesentliche Prägungen erfahren hat. Es sei nur daran erinnert, dass das erste Gedicht, das erste Kinderbuch, das erste Geschichtsbuch, die erste gedruckte Bibel, der erste Roman wie auch die erste Zeitung in der deutschen Sprache im Elsass entstanden sind und das Elsass so prägend und richtungsweisend für den gesamten deutschen Sprachraum gewirkt hat.

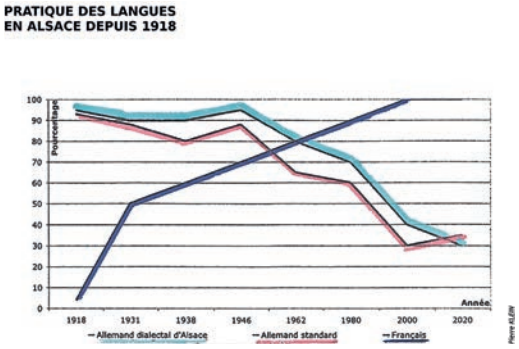
Die Sprachpraxis im Elsass war eindeutig, man sprach die Mundarten und man schrieb auf Hochdeutsch, so wie das in allen Ländern deutscher Sprache seit jeher üblich ist. Es ist eine Binsenwahrheit, dass somit zwei Komponenten ein und derselben Sprache, eben der deutschen Sprache, als untrennbare Einheit betrachtet wurden und im Lebensalltag auch wie eine naturwüchsige Symbiose praktiziert wurden. Eigentlich eine banale Selbstverständlichkeit, die aber in der aktuellen Sprachsituation des Elsass der besonderen Erwähnung bedarf, da nur vor diesem Hintergrund die heutige Problematik der elsässischen Sprachfrage in ihrer Komplexität angemessen zu verstehen ist.

Einst waren die Elsässer Deutsche und fühlten sich als solche. Und sprachlich-kul-

turell gesehen gab es überhaupt keine Unterschiede zwischen dem Elsass und den deutschen Ländern wie Baden, Bayern oder auch der Pfalz, höchstens eben auf der dialektalen Ebene. Die Annexion des Elsass durch Frankreich nach dem Westfälischen Frieden von 1648 bedeutete so zwar eine staatspolitische Zäsur, die deutsche Sprache wurde aber bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts von den neuen politischen Autoritäten weithin als Volkssprache respektiert und geachtet. Deutsch war so zu einer Sprache Frankreichs geworden, wenn auch nun – neben anderen – zur Sprache einer ethnischen Minderheit.

Als die Franzosen ins Elsass kamen und ihre Souveränitätsanspruche allmählich durchsetzen konnten, sprachen der König und seine Verwaltung von der Eroberung eines deutschen Landes *(les conquêtes du roy en Allemagne),* wie auch von der deutschen Bevölkerung des Elsass *(les populations allemandes d'Alsace)* und von den deutschsprachigen Elsässern *(la langue commune de la région est l'allemand).* Die letztere Auffassung wurde, über die Revolution und das napoleonische Kaiserreich hinaus, bis Anfang des 19. Jahrhunderts in Paris als sprachpolitische Maxime akzeptiert. Erst recht galt dies für die Elsässer selbst. Noch 1838 war die berühmt gewordene Behauptung des Straßburger Theologen Eduard Reuss »*Wir reden deutsch*« im Elsass allgemein anerkannt und akzeptiert. So konnte Albert Schweitzer sogar noch im 20. Jahrhundert mit Überzeugung feststellen: »Deutsch ist mir Muttersprache, weil der Dialekt, in dem ich sprachlich wurzle, deutsch ist.«

Bezüglich der Erstsprache der Elsässer wird man in Frankreich erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts den Versuch unternehmen, die gesprochenen Sprachen von der geschriebenen zu unterscheiden und so die Mundarten von der Schriftsprache zu trennen. Ausgehend von der Idee der einen und unteilbaren Republik wird nun von Paris aus der Prozess der sprachlichen und kulturellen Assimilation, der Uniformisierung der Sprachlandschaft im Sinne eines Monolinguismus vorangetrieben. Nach der nun vorherrschenden Ideologie sollen die beiden Sprachkomponenten nun nicht mehr zusammengehören, sondern fortan getrennt werden. Was in anderen nichtdeutschen Ländern, in denen deutschsprachige Gemeinschaften auch heute noch bestehen, also in der Schweiz, in Österreich, in Belgien, in Italien oder in Polen als sprachkulturelle Selbstverständlichkeit gilt, verlor im Elsass nun seine Gültigkeit. Diese künstlich oktroyierte Trennung hatte ein einziges Ziel, nämlich Deutsch in einer rein frankophonen Umgebung zu einer Fremdsprache zu machen. Damit wollte man erstens das enge Band zwischen dem Elsass und dem deutschen Sprachraum, der *Germanophonie* und der damit gekoppelten deutschen Kultur zerschneiden. Entsprechend sollte fortan nur noch von den gesprochenen Ausdrucksformen der Elsässer die Rede sein und nicht mehr von den geschriebenen. Zweitens stand dahinter die Überzeugung, dass getrennt von der kulturellen Bezugssprache oder Dachsprache, auch die Mundarten keine reelle Überlebenschance mehr haben würden. Vielmehr stand zu erwarten, dass sie aufgrund dieser Abnabelung rasch verarmen würden. Drittens versuchte man die deutsche Schriftsprache weitestgehend aus der öffentlichen Wahrnehmung zu eliminieren, um dadurch die ungebremste Dominanz der französischen Sprache, entsprechend der monistischen Konzeption der Nation, zu gewährleisten. Auf diese Weise konnten die Mundarten wirksam an den Rand und somit ins soziale Abseits abgeschoben werden und sukzessive ihre Bedeutung und Präsenz in der Alltagswelt ver-



Sprachenpraxis im Elsass seit 1918

lieren. Und schließlich, um die sprachpolitische tabula rasa perfekt zu machen, konnte man noch einen fulminanten Schlusspunkt setzen, indem man in einem vierten Schritt der Sprache noch ihre angestammte Namenbezeichnung entzog.

Im Ergebnis dieses sprachpolitischen Entmündigungsprozesses sind die Elsässer somit heute »dialektsprachig« *(dialectophones)* geworden. Wie eingangs bereits erwähnt, soll ihre Sprache künftig ausschließlich als »Dialekt« angesehen und auch als solcher bezeichnet werden. Die Sprache der Elsässer ist so auf einen Restposten geschrumpft, auf »alsacien«, auf das aus dem Französischen übersetzte Idiom »elsässisch«, das mit dem Begriff Deutsch mehr als nur fremdelt. Auch die authentische Sprachbezeichnung »Elsässerdeutsch«, ist so in den letzten Jahrzehnten nach und nach aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden. Somit konnte (Hoch-) Deutsch zu einer Fremdsprache, zur Sprache der Nachbarn werden, eine Begrifflichkeit, die sich auch im Sprachgebrauch der grenzüberschreitenden politischen Gremien in einer fast schon selbstverständlichen Weise etabliert hat.

Diese sprachliche Mutation, vor allem in den letzten Jahrzehnten, kann aber nicht nur der politischen Zentrale in Paris angelastet werden, auch die Elsässer selbst tragen dafür ein hohes Maß an Verantwortung. Sie haben sich der von Paris aus gesteuerten Abwendung von der deutschen Sprache nicht nur mehr oder minder bereitwillig gefügt, sondern diese zu einem erheblichen Teil auch selbst mitgetragen und gefördert. Dahinter wird eine kollektive Identitätskrise sichtbar, die vor allem nach der traumatischen NS-Zeit sich sichtbar verstärkt hatte. Nicht wenige Elsässer entwickelten seinerzeit eine gewisse Germanophobie und entfremdeten sich so den eigenen Traditionen. Im Elsass galt es seitdem als chic, Französisch zu sprechen, Deutsch wurde hierzulande nicht mehr als die Sprache Goethes, sondern als die Sprache der Nazis bezeichnet. Um sich das Wohlwollen und die Wertschätzung der französischen Republik zu verdienen, wetteiferten die Elsässer fortan in dem Bemühen, in allen Belangen möglichst gute Franzosen, echte citoyens français, zu werden. Folglich distanzierte man sich nun in einem Akt der psychologischen Selbstentäußerung von der eigenen Sprache, Geschichte und Regionalkultur, kurzum von allem, was als Ausdruck eines irgendwie gearteten Deutschseins gedeutet werden konnte. Diese Stimmungslage hat das zentralistische Frankreich sehr wirkungsvoll zu nutzen verstanden, um die sprachliche und kulturelle Assimilation der elsässischen Bevölkerung im Sinne einer umfassenden Französisierung konsequent voranzutreiben. Insbesondere über die Verwaltung, das Bildungswesen, die Medienpolitik, zuletzt auch über die Territorialreform, wurden hier alle politisch verfügbaren Hebel, Verbotsmaßnahmen und Kontrollmechanismen zum Einsatz gebracht.

Aber wie sollen die Elsässer auf die desolate heutige Sprachsituation eine geeignete Antwort finden? Ein Blick in die eigene Ver-

gangenheit kann hier hilfreich sein. Wenn es darum ging, ihre gesprochenen Ausdrucksformen zu bezeichnen, dann sprachen die Elsässer früher von *Ditsch* oder *Elsasserditsch,* und meinten damit das Deutsch, wie man es im Elsass spricht. Übrigens ganz so wie die Schweizer *Schwitzerdütsch* sagen. Das Wort *dialektsprochig* war ihnen unbekannt. Ganz einfach, weil es nicht existierte. Alle bekannten sich als deutschsprachig bzw. *ditschsprochig*. Nie bezeichneten sie ihre Sprache als Dialekt und noch weniger als *patois*, ganz einfach deshalb, weil diese Begriffe nichts anderes evozieren als eine nachgeordnete Sprachebene innerhalb einer Hochsprache. Alles was sich spricht, ist für sich genommen auch Sprache. Die heute fast ausschließlich gebräuchliche Bezeichnung »Elsässisch« konnte sich erst etablieren, nachdem sich zuvor die französische Sprache im Elsass durchgesetzt hatte. Von dieser wurde der Sprachbegriff *alsacien* geprägt, der mit »elsässisch« übersetzt wird. Man muss daher als Fazit festhalten, dass die sprachliche Assimilationspolitik der Jakobiner in Paris im Elsass einen durchschlagenden Erfolg erzielen konnte.

So wie man heute von elsässisch spricht, so spricht man auch von »Dialekt« und *dialectophone*, dies jedoch immer auch in der Absicht, nicht Deutsch oder deutschsprachig sagen zu müssen. Die Bezeichnung *alsacien* (Elsässisch) suggeriert zudem die Existenz einer einheitlichen Sprache, die so natürlich nicht existiert. Der Wirrwarr wird noch größer, wenn man sich vergegenwärtigt, dass wenigstens vier Formen der deutschen Sprache im Elsass gesprochen werden, nämlich Rheinfränkisch, Südrheinfränkisch, Niederalemannisch und Oberalemannisch.

Wie kann man mit dieser vertrackten Situation umgehen? Wäre es nicht richtiger und angemessener, wenn es um die Benennung der Dialekte geht, den Begriff *Elsasserditsch (allemand dialectal d'Alsace)* zu verwenden? Dies würde für begriffliche Klarheit sorgen und wäre zudem auch linguistisch absolut korrekt. Ebenso wäre es angemessen, den nichtssagenden Begriff *dialectophone* durch den aussagekräftigen Begriff deutschsprachig *(germanophone)* zu ersetzen.

Außerdem scheint es mir von höchster Wichtigkeit und Notwendigkeit, gerade auch im Blick auf die Zukunft, das Hochdeutsche bzw. Standarddeutsche im Elsass zu bewahren. Es stützt und erhält nicht nur die Dialekte, sondern eröffnet uns auch den Zugang zu einer bedeutsamen Kultur und deren Errungenschaften. Die Kenntnis der deutschen Hochsprache eröffnet uns zudem vielfältige Möglichkeiten einer Zusammenarbeit mit den deutschen Nachbarregionen in kultureller, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht. Hier gilt es an die positiven Erfahrungen unserer gemeinsamen Geschichte anzuknüpfen un diese in einem zusammenwachsenden Europa mit neuem Leben zu erfüllen. Nicht zuletzt können so wir so auch Teil einer Sprachgemeinschaft in Europa bleiben, die insgesamt mehr als 100 Millionen Sprecher umfasst.

Es ist ein absolutes Unding, wenn manche im Elsass ihre Germanophobie soweit treiben, dass sie postulieren, man solle und könne eine eigene einheitliche elsässische Schrift- und Standardsprache kreieren, die sich auf diese Weise von der deutschsprachigen Sprachwelt komplett absondern könne. Wollte man dies ernstlich tun, so müsste man den ganzen Beitrag des Elsass zur deutschen Sprache und Literatur, dazu aber noch die ganze weltweite Literatur und alles sonstige Schrifttum in dieses ex-nihilo entstandene Sprachgebilde übertragen und übersetzen. Man denke nur an die lange Liste bedeutender elsässischer Schriftsteller wie Arp, Balde, Brant, Bucer, Closener,

Zweisprachigkeit – Zeichnung von Tomi Ungerer

Fischart, Flacke, Goll, Gottfried, Gleissener, Murner, Otfried, Pauli, Reinmar, Schickele, Schweitzer, Stadler, Tauler oder Wickram. Ließe sich dieses aberwitzige Projekt verwirklichen, so wäre die neu geschaffene elsässische Standardsprache dennoch zu 90 Prozent deutscher Herkunft, gefüllt eben mit deutschen Inhalten. Außerdem würde ein solches »Standardelsässisch« ein höchst künstliches Gebilde sein, das die Elsässer nie akzeptieren würden, zumal es auch die dialektische Vielfalt beseitigen würde. Und nicht zuletzt würde die Abkapselung von der deutschsprachigen Welt unweigerlich den Absturz in den Provinzialismus nach sich ziehen.

Das alles sind verquerte Denkmuster, die den Elsässern in früheren geschichtlichen Epochen wie auch ihren Nachbarn, den deutschsprachigen Schweizern, den Badenern oder Pfälzern, zu keinem Zeitpunkt auch nur ansatzweise in den Sinn gekommen sind. Auch im Elsass muss daher die deutsche Standardsprache allen Anfechtungen und Diskriminierungen zum Trotz auch künftig die schriftliche Ausdrucksform der Regionalsprache bleiben, ganz so wie dies seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist. Auch Bei allen Ressentiments, die sich in den Köpfen festgesetzt haben, darf man nicht übersehen, dass es nicht irgendeine eine bestimmte Sprache war, die in einer bestimmten historischen Phase Unglück über das Elsass gebracht hat. Vielmehr war es immer ein aggressiver Nationalismus, gleichgültig von welcher Seite oder Richtung er seinen Weg ins Elsass fand.

Aus all diesen Gründen kann man nur dafür plädieren, als Regionalsprache diejenige zu bezeichnen, die aus den mündlichen Ausdrucksformen, dem *Elsasserditsch* mit seinen dialektalen Varianten und einer geschriebenen kulturellen Referenzsprache, dem Standarddeutschen, gebildet wird. Wie man auch nur dafür plädieren kann, diese Regionalsprache in voller Klarheit und Absicht bei ihrem wahren Namen zu nennen, sie also expressis verbis auch als deutsch zu bezeichnen. So hätten die Elsässer die reelle Chance und den eminenten Vorteil zugleich französischsprachig und deutschsprachig *(germanophones)*, also zweisprachig zu werden, womit zugleich ein deutliches und befreiendes Signal in Richtung Europa gesetzt würde.

Anmerkungen

1 Der Begriff »alsacien«, Name und Adjektiv, ist erst um 1752 in der französischen Sprache aufgetaucht.

Anschrift des Autors:
Pierre Klein
3, rue du Hohwald
67230 Huttenheim
www.ica2010.fr
e-mail: ica.2010@orange.fr

Der Rückschritt

Hans Herkommer und sein Kirchenbau in Mosbach

Johannes Werner

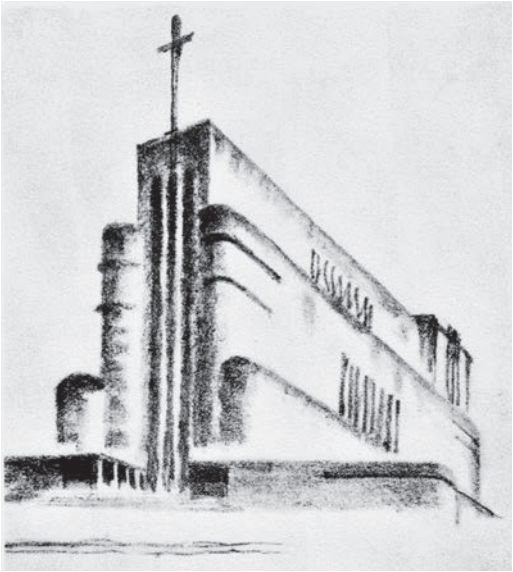
Die – vielfach verschwiegenen – Vorgänge um den Bau der katholischen Kirche St. Cäcilia in Mosbach waren die Auswirkungen einer politischen und kirchenpolitischen Wende, der nicht nur ein kühner Entwurf, sondern letzten Endes auch sein Urheber, der renommierte Architekt Hans Herkommer, zum Opfer fiel. Das Ganze war, wie er selber fand, »mehr eine Leidensgeschichte«; und keineswegs nur seine eigene.

»Hans Herkommer gehört in einem ganz besonderen Sinne zu den Führern auf dem Gebiete der modernen Baukunst. Er gehört nämlich nicht nur zu jener kleinen Schar von Künstlern, die auch den Kirchenbau von überlieferten Formen befreien will, soweit die Weiterverwendung und Nachahmung derartiger alter Formen unseren modernen Bauweisen nicht mehr entspricht, sondern Herkommer hatte obendrein die Kraft, seine Kirchenbauherren von der Berechtigung unserer modernen Forderungen und von der Notwendigkeit neuer Formen zu überzeugen. Nirgends ist das schwerer als auf dem Gebiete der Kirchenbaukunst, die vielleicht mehr als irgendein anderes Gebiet künstlerischen Schaffens aufs innigste mit überlieferten Empfindungen und Herzensbedürfnissen und mit kultischen Vorstellungen urältester Art verbunden ist.«[1]

Mit diesen Sätzen fing das Vorwort zu einem aufwendig gestalteten Buch an, das im Jahre 1929 dem bisherigen Werk eines noch recht jungen Architekten gewidmet wurde; und geschrieben hatte diese Sätze kein Geringerer als Werner Hegemann, einer der bedeutendsten Architekturkritiker (und Stadtplaner, und Schriftsteller) seiner Zeit.

Ein Meister der Moderne

In der Tat: Was Herkommer, der am 24. Mai 1887 in Schwäbisch Gmünd geboren worden war und von 1906 bis 1910 in Stuttgart bei Paul Bonatz, Theodor Fischer und Martin Elsaesser studiert hatte, damals vorweisen konnte, konnte sich sehen lassen. Mit kleineren, noch durchaus traditionellen Kirchen im Umkreis der Heimatstadt fing er an; es folgten die Augustinuskirche in Heilbronn (1924), die Suso-Gedächtniskirche in Ulm (1926), die Kreuzkirche in Neuenbürg (1927), die Herz-Jesu-Kirche in Ratingen (1927) und, als sein größter Wurf, die Frauenfriedenskirche in Frankfurt a. M. (1927); danach noch die St.-Josephs-Kirche in Schömberg (1928), die St.-Anna-Kirche in St. Wendel (1929) und die St.-Antonius-Kirche in Schneidemühl (1929). Daneben entstanden das Lagerhaus einer Zuckerfabrik in Stuttgart (1920), eine Silberwarenfabrik in Schwäbisch Gmünd (1921), das



Vorentwurf, 1929 (Schnell, Kirchenbau S. 252)

Heimbach-Kraftwerk bei Dornhan (1921), das Paulusheim der Pallottiner in Bruchsal (1921), das Gebäude der Landeszeitung in Saarbrücken (1925), das Sudhaus der Brauerei Becker in St. Ingbert (1925), das Rathaus in Schwenningen (1926), die Villa Glaeser in Kaiserslautern (1927), ein Entbindungsheim in Ellwangen (1930) und manches mehr.[2] Ein bloßer Kirchenbaumeister war er jedenfalls nicht – was für die Kirchen, die er schuf, nicht ohne Folgen blieb.

Herkommer sah nämlich keinen wesentlichen Unterschied zwischen profanen und sakralen Bauten; auch keinen stilistischen. Er sah nicht ein, dass sich die einen die modernsten Materialien und Techniken zunutze machen durften, während die anderen längst vergangene Vorbilder nachahmen mussten; dergleichen war in der gesamten Baugeschichte noch nie vorgekommen. »Es schadet also heute weder dem Ansehen noch der Weihe der kirchlichen Kunst, wenn sie sich von der weltlichen beeinflussen läßt; ihre letzte Prägung erhält sie doch vom Geist und von der Seele, welche ihr die Religion einhauchen.«[3] So lauteten die – im Druck deutlich hervorgehobenen – Kernsätze eines Vortrags, den Herkommer im Jahre 1930 vor dem Katholischen Akademikerverband in Stuttgart hielt und mit dem er eine von ihm herausgegebene, vielbeachtete Veröffentlichung einleitete; und in dem er sich auch gegen »die oftgehörte Forderung nach ›Bodenständigkeit‹«[4] wehrte, soweit sich in ihr nur eine Rückwärtsgewandtheit verbarg, wobei er zugleich das »flache Dach« verteidigte.

Da hatte er sich selber schon von den Vorbildern gelöst, oder sie vielmehr weiterentwickelt. Bei der stilbildenden Kirche in Ratingen setzte er, statt der überlieferten Querbinder, zwei weitgespannte Gitterträger als Längsbinder ein, wodurch ein langgestreckter, ungeteilter, stützenfreier, quasi basilikaler Raum mit einem hohen Hauptschiff und zwei niedrigeren Seitenschiffen entstand; an seinem Ende erhob sich, für alle sichtbar, der schlichte Altar. Auf diese Weise sollte, ganz im Sinne der »liturgischen Bewegung«, der Gemeinde die tätige Teilnahme am gottesdienstlichen Geschehen ermöglicht werden.[5] (Nur Rudolf Schwarz fand, fast im selben Jahr, mit seiner Fronleichnamskirche in Aachen eine ähnliche, noch radikalere Lösung.) Der Außenbau stellte sich, wie andernorts auch, als ein blockhaftes Gefüge von klaren, kantigen Kuben dar.[6]

Mosbach: der erste Entwurf …

Im badischen Mosbach mussten sich die beiden Konfessionen seit langem die altehrwürdige Stiftskirche St. Juliana teilen; den Katholiken gehörte der Chor, den Protestanten

das Schiff, und eine auf gemeinsame Kosten errichtete Scheidemauer trennte sie. Die anwachsende katholische Kirchengemeinde wollte sich mit diesem Zustand immer weniger zufriedengeben und wünschte sich einen eigenen Bau, dessen Verwirklichung, vielfach verzögert, nach dem Ersten Weltkrieg endlich näherzurücken schien. Es ergab sich, dass man sich an Hans Herkommer wandte, der 1929 einen ersten Vorentwurf lieferte.

Kirche von Norden (zeitgenössische Postkarte; Archiv d. Verf.)

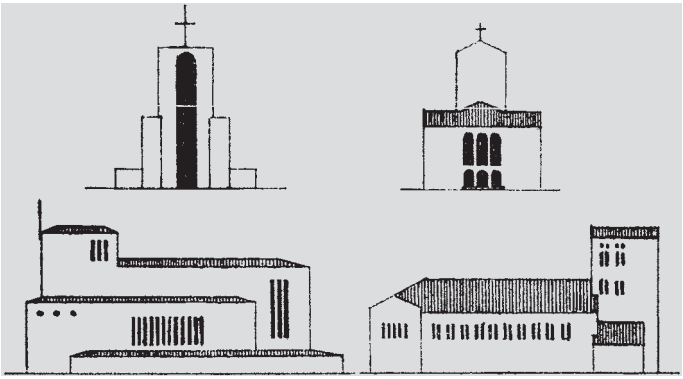
»Die moderne Stahlskelettbauweise, die stark reduzierte Gesamtform des Baukörpers, der dynamische Schwung der Architektur und die ungewöhnliche Höhenentwicklung des Mittelbaus mit einer pathetischen Geste der Eingangsfassade weisen diesen Kirchenentwurf als einen der kühnsten jener Zeit aus.«[7] Erst aus dem Folgenden wird verständlich, warum er dann verschwiegen und vergessen wurde – so sehr, dass er in einer der wohl wichtigsten Darstellungen des neuzeitlichen deutschen Kirchenbaus nur erscheint als: »Kath. Kirche. Unveröffentlichter Plan, ohne Auftrag. Unausgeführt. H. Herkommer, um 1927/28.«[8]

Dass es sich dabei aber um den Vorentwurf für Mosbach handelt, geht aus einer versteckten Bemerkung von Herkommer hervor, wonach er »doch gebaut« wurde. »Nur nicht von mir. Ein Mannheimer Gotteshaus läßt ahnen, was baukörperlich und räumlich beabsichtigt war.«[9] Herkommer verwahrte sich gegen diese »unfreiwillige Patenschaft«[10], indem er den Architekten Hermann Otto Künkel am 9. April 1930 brieflich beschuldigte, durch den Bau von St. Nikolaus in Mannheim ein Plagiat zu begehen.[11]

... und wie er scheiterte

Künkel konnte sein Projekt von 1930 bis 1932 realisieren, obwohl man es als »bolschewistische Baukunst«[12] diffamierte. Aber Herkommer, der seinen Entwurf 1932 überarbeitete und 1933 zur Genehmigung einreichte, musste erfahren, dass inzwischen ein anderer Wind wehte. Denn die Deutsche Bischofskonferenz hatte sich 1932 ausführlich mit der modernen kirchlichen Kunst beschäftigt, die ihr missfiel, und das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg hatte noch im selben Jahr einen diesbezüglichen Erlass veröffentlicht, wonach »die durch die christliche Tradition überkommenen Formen« und »das seelische Empfinden des Volkes« zu berücksichtigen seien.[13] Hegemann hatte recht behalten, hatte den Widerstand der Kirchenleitung und des Kirchenvolks richtig eingeschätzt; nur zu bald war auch für ihn und seinesgleichen kein Platz mehr, und so ging er 1933 ins Exil.

Der erwähnte Erlass trägt unübersehbar die Handschrift des neuernannten Freiburger Erzbischofs Conrad Gröber, der zugleich als Kunstbeauftragter des deutschen Episkopats



Entwurf und Ausführung im Vergleich, jeweils von Westen und von Süden (Roser 1935, S. 27)

fungierte.[14] (Dabei war Gröber als Seminarist in Rom für künstlerische Entwicklungen noch durchaus aufgeschlossen gewesen und hatte angesichts einer eben vollendeten Kirche die Kraft vermisst, »das Übernommene durch die Zugabe des Eigenen zu einem großen Neuen zu entwickeln. Ein Geschlecht von Epigonen!«[15]) Jedenfalls gab es für den bisherigen Entwurf nun keine Chance mehr; er wurde mit der Begründung abgelehnt, dass er zu teuer und, vor allem, zu modern sei.[16]

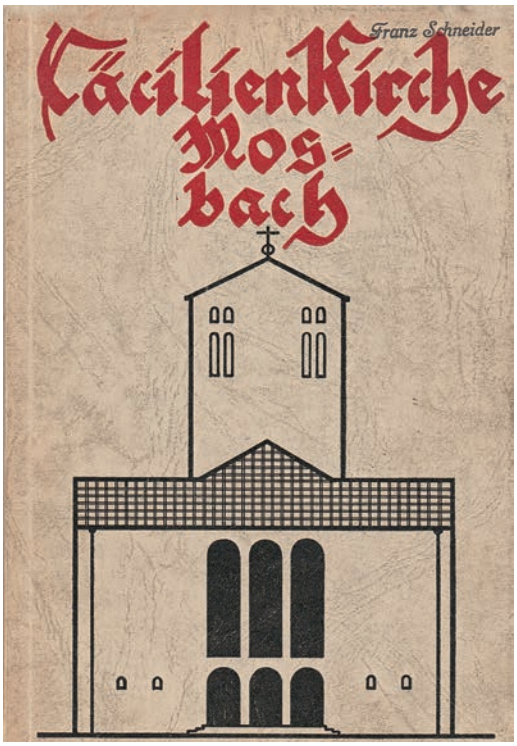
Zu dieser Entscheidung schrieb Herkommer selber: »Nachdem Jahr um Jahr zuvor zwar manch guter Kirchenneubau im Geist der Neuzeit entstand, daneben aber auch durch manch Unausgegorenes, Übersteigertes und Mißglücktes vieles ins Feld gegen den Geist der Neuzeit zu führen war, so war die Zeit reif dafür geworden, vom Kirchenbau grundsätzlich stärkere Verbundenheit mit der Tradition zu verlangen. […] Die politische Wende im Jahre 1933 verstärkte und besiegelte allgemeinhin diesen Standpunkt.«[17] Also auch daher wehte der Wind.

Herkommer gab nicht nur klein bei, sondern verleugnete sogar die Positionen, die er noch vor kurzem vertreten hatte. Die Architektur zerfiel für ihn nunmehr in eine »Gruppe betonter Traditionsverbundenheit«, zu der er die Kirchen zählte, und eine »Gruppe abgeklärter Gegenwartsverbundenheit«, zu der die Bauten der Industrie, der Technik und des Verkehrs gehörten.[18] Auch das Schlagwort von der »Bodenständigkeit« tauchte nun wieder auf und erschien in neuem, d. h. altem Licht. Dabei komme es darauf an, dass »das Bauwerk mit der Scholle verwachse«[19]. Herkommer hatte sich angepasst, »arrangiert«[20]. Aus dem Avantgardisten, dem Vorläufer, war ein Mit- und Überläufer geworden.

»Von volkhafter … Haltung durchdrungen«[21]

Der neue Entwurf und die, die ihn verantworteten, befanden sich durchaus im Einklang mit der neuen Zeit. So nannte das in den Grundstein eingeschlossene Dokument mit Nachdruck den Führer Adolf Hitler, »der mit energischem Willen das Riesenproblem des Aufbaues des Dritten Reiches der Deutschen zu lösen bestrebt ist«[22]. Und die Glocken wurden mit Inschriften versehen, die »das deutsche, das heilige Reich« und »das deutsche, das heldische Herz« priesen; gegossen hatte sie »Meister Grüningers deutsche Hand«.[23] (Als Dichterin tat sich die in katholischen Kreisen beliebte Enrica von Handel-Mazetti hervor.) An der Seitenwand der Krypta waren vier deutsche Heilige dargestellt.

Und wie sah der 1934 neuerlich überarbeitete, 1935 verwirklichte Entwurf aus? Der aufragenden Fassade mit den hochgezoge-



Umschlagzeichnung von Hans Herkommer (Roser 1935)

nen Bögen war ein quergelagerter, geduckter Vorbau gewichen; den gestaffelten Schiffen ein einziges, niedriges; die Dächer wurden in flacher Neigung mit Ziegeln aufgeführt, und der gesamte Bau ausschließlich mit Sandsteinen aus nahegelegenen Brüchen.[24] Selbst die Längsbinder bestanden statt aus Stahl aus heimischem Holz (was sich aber rächte, da sie an den Auflagern verfaulten und 1954 ersetzt werden mussten). Der Chorturm, wie auch die Ausformung der durchweg rundbogigen Türen und Fenster, muteten romanisch an.[25] Herkommer sprach sich, ohne es zu wissen und zu wollen, sein Urteil selbst, wenn er befand: »Die ›Traditionsgebundenheit‹ ist offenkundig, so daß man fast glauben könnte, die Kirche stände schon seit 1000 Jahren da.«[26] Kommentar überflüssig.

Ein Abbruch

Die Anpassung zahlte sich für Herkommer nicht aus. Anders als andere – etwa der Bildhauer Emil Sutor, der in Frankfurt und in Mosbach mit ihm zusammengearbeitet hatte und jetzt, und später noch einmal, Karriere machte[27] – hatte er im neuen Reich kaum zu tun; erst danach konnte er zusammen mit seinem Sohn Jörg, außer belanglosen Wohnblöcken, im Umkreis von Stuttgart (Weilimdorf, Sillenbuch, Giebel) wieder Kirchen bauen, über die aber kaum etwas zu sagen ist.[28] Am 15. November 1956 ist er in Stuttgart gestorben.

Anmerkungen

1 Werner Hegemann, Einleitung. In: Hans Herkommer. Berlin/Leipzig/Wien 1929, S. VII–XXII; hier S. VII.
2 Vgl. Matthias Schirren (Hrsg.), Moderne Architektur exemplarisch. Hans Herkommer (= Ausstellungskatalog). Kaiserslautern 2010.
3 Hans Herkommer (Hrsg.), Kirchliche Kunst der Gegenwart (= Ausstellungskatalog/Zeitschrift für neuzeitliche Städte-Architektur 6,7/Deutsche Bauten 1930). Stuttgart 1930, S. 6–10; hier S. 8.
4 Ebd. S. 9.
5 Vgl. dazu Herbert Muck, Sakralbau heute (= Der Christ in der Welt XV. Reihe, Bd. 5). Aschaffenburg 1961, S. 47–49.
6 Über Herkommer im Kontext seiner Zeit vgl. vor allem Marina Lahmann, Das Werk des Architekten Hans Herkommer (1887–1956) und sein Bezug zu den Strömungen der deutschen Architektur in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Bd. 1, 2. [Diss. phil.] Mainz 1990; sowie Barbara Kahle, Deutsche Kirchenbaukunst des 20. Jahrhunderts. Darmstadt 1990, passim.
7 Werner Wolf-Holzäpfel, Kirchenbau und religiöse Kunst. Die historische und künstlerische Entwicklung von den Anfängen des Erzbistums bis in die Gegenwart. In: Heribert Smolinsky (Hrsg.), Geschichte der Erzdiözese Freiburg. Bd. 1 (= Von der Gründung bis 1918). Freiburg/Basel/Wien 2008, S. 493–598; hier S. 528 f.

8 Hugo Schnell, Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Dokumentation, Darstellung, Deutung. München/Zürich 1973, S. 252 (Abb. 65). – »Der abgebildete Entwurf dürfte mit dem Projekt Herkommers für Mosbach identisch oder zumindest sehr verwandt sein« (Wolf-Holzäpfel, a. a. O. S. 594).

9 Franz Roser (Hrsg.), Sankt Cäcilien auf dem Berge. Die neue katholische Pfarrkirche in Mosbach (Baden). Zu ihrer feierlichen Weihe, Michaeli 1935. Mosbach o.J. [1935], S. 26.

10 Ebd.

11 Vgl. Wolf-Holzäpfel, a. a. O. S. 594.

12 Zit. n. Helga Purm, Kirchen und Schulen während der Weimarer Republik. In: Monika Ryll (Bearb.), Architektur in Mannheim. 1918–1939. Mannheim 1994, S. 94–123; hier S. 104. – Daneben wäre allenfalls noch die Kirche zu erwähnen, mit der Carl August Meckel, sonst ein Traditionalist, 1928 über seinen Schatten sprang und Anschluss an die Moderne fand; vgl. Johannes Werner, St. Konrad in Freiburg. Ein Meilenstein des neuen Kirchenbaus. In: Freiburger Almanach 55 (2004), S. 25–32.

13 Anzeigeblatt für die Erzdiözese Freiburg 29/1932, S. 344.

14 Vgl. Holger Brülls, Neue Dome. Wiederaufnahme romanischer Bauformen und antimoderne Kulturkritik im Kirchenbau der Weimarer Republik und der NS-Zeit. Berlin/München 1994, S. 212–215.

15 Conrad Gröber, Römisches Tagebuch. Hrsg. von Johannes Werner. Freiburg/Basel/Wien 2012, S. 247.

16 Vgl. St. Cäcilia in Mosbach. 1935–1985. Kirchliches Leben in Vergangenheit und Gegenwart. Elztal-Dallau o. J., S. 72.

17 Roser, a. a. O. S. 24 f.

18 Ebd.

19 Vgl. ebd. S. 29.

20 Wolf-Holzäpfel, a. a. O. S. 530.

21 Hugo Schnell, Zäzilienkirche Mosbach in Baden (= Kleine Kunstführer, Reihe Süddeutschland Nr. S 409/410). München 1939, S. 15.

22 Roser, a. a. O. S. 43.

23 Ebd. S. 49.

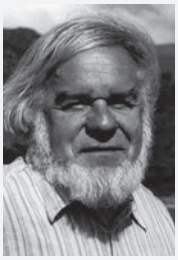
24 Angesichts dessen (und auch angesichts der überaus reichhaltigen künstlerischen Ausstattung) ist es zweifelhaft, ob der Bau tatsächlich weniger kostete als der vorige, angeblich zu teure und auch deshalb abgelehnte Entwurf gekostet hätte.

25 Dazu, sehr umfassend: Brülls, a. a. O.

26 Roser, a. a. O. S. 30. – Dagegen erblickte Hugo Schnell »ein traditionsgebundenes u. zugleich in sich modernes Werk, wie es Herkommer in dieser gesunden Synthese vorher nicht gelungen war«, ja sogar »eine [!] der reinsten modernen Kirchenbauten des 20. Jahrh. in Deutschland« (Zäzilienkirche Mosbach S. 15 bzw. 14), wo doch etwa Rudolf Schwarz, Dominikus Böhm, Clemens Holzmeister, Otto Bartning ganz andere Maßstäbe gesetzt hatten. In einem Nachruf auf den Bauherrn, Pfarrer Franz Roser, heißt es, St. Cäcilia habe, »wie nicht leicht wieder eine neuzeitliche Kirche unserer Diözese, unendlich viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen, allerdings auch – und das nicht unberechtigt – kritischer Art« (Necrologium Friburgense 1945, in: Freiburger Diözesan-Archiv 70 [1950], S. 251–252; hier S. 251).

27 Vgl. Johannes Werner, Der badische Bildhauer Emil Sutor. In: Badische Heimat 2/2010, S. 526–534; ders., Emil Sutor. In: Baden-Württembergische Biographien. Bd. V. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hrsg. von Fred Ludwig Sepaintner. Stuttgart 2013, S. 420–423.

28 Das Südwestdeutsche Archiv für Architektur und Ingenieurbau (saai) im Karlsruher Institut für Technologie (KIT) verwahrt 9854 Pläne sowohl vom Vater als auch vom Sohn.



Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

STANDPUNKT oder Geschichtsrevision?

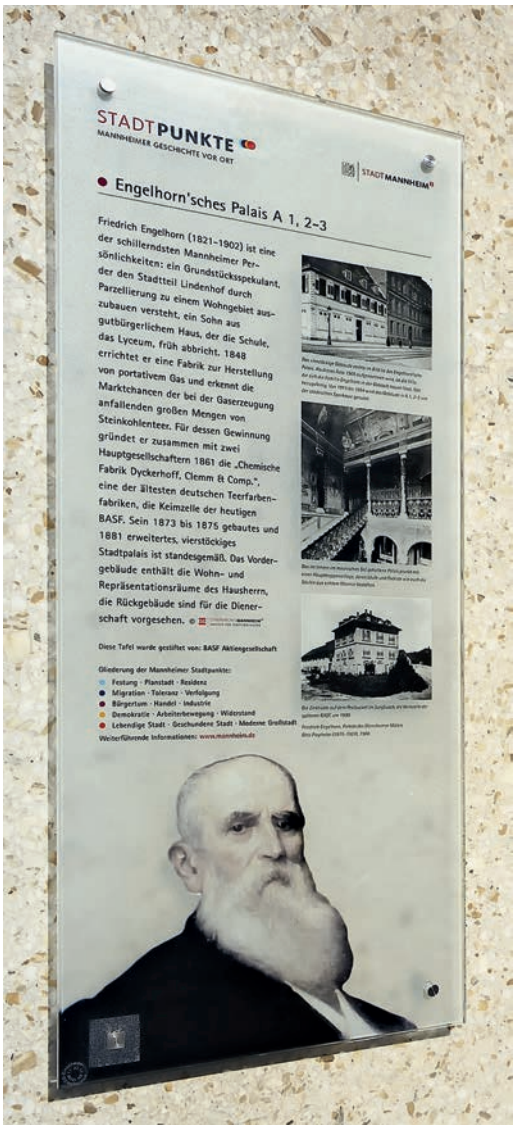
Eine Entgegnung auf Hans-Otto Brinkkötter

Ulrich Nieß (unter Mitarbeit von Anja Gillen)

In Heft 4/2018 der Badischen Heimat erschien der Aufsatz »Ein Standpunkt zur ›Stadtpunkte‹-Tafel in Mannheim« A 1, 2-3 von Hans-Otto Brinkkötter (S. 584–589). Der folgende Text ist eine Replik des Leiters des Mannheimer MARCHIVUM Ulrich Nieß auf die Kritik des Autors an Textformulierungen und Bildern auf der Stadtpunkte-Tafel zu Friedrich Engelhorn.

In der jüngsten Ausgabe der Badischen Heimat (4/2018), S. 584 ff. veröffentlichte Hans-Otto Brinkkötter einen Beitrag zur STADTPUNKTE-Tafel am Mannheimer Landgericht in A 1, 2-3.[1] Auf der Tafel wird über das Vorgängergebäude, das Palais Engelhorn und dessen Bauherrn Friedrich Engelhorn in Wort und Bild berichtet. Herr Brinkkötter kritisiert »eine generell maliziöse Darstellung« (S. 587) bzw. »eher hämische Formulierungen« (S. 586) und schlägt einen neuen Text mit teilweise neuen Bildern vor. Er beklagt vehement, dass die Stadt Mannheim nicht auf seine Kritik und Vorschläge eingegangen sei. Vielmehr vermittelt der Autor dem unbefangenen Leser seines Aufsatzes den Eindruck, als habe sich das für die STADTPUNKTE-Tafeln zuständige MARCHIVUM (vormals Stadtarchiv Mannheim – Institut für Stadtgeschichte) bzw. die Stadt Mannheim nie dialogbereit gezeigt. Getreu dem Motto »Quod scripsi, scripsi« (= »Was ich geschrieben habe, bleibt geschrieben«, S. 588) habe man ihn auflaufen lassen, zum Teil mit Bemerkungen wie »Da könne ja jeder kommen«.

Insofern ist es an dieser Stelle geboten, getreu dem Motto »Audiatur et altera pars«, die Gegenposition der Verantwortlichen zu erläutern. Hierbei ist ein Rückblick auf Intention und Prozess jenes STADTPUNKTE-Projekts von vor über zehn Jahren erforderlich. Weiterhin soll auch der versuchte Dialog mit Herrn Dr. Brinkkötter aufgezeigt werden. Dabei basieren die Unterschiede in den Meinungen vor allem auf der stadthistorischen Bewertung der Person Friedrich Engelhorns. Dessen Name – und der seines gleichnamigen Sohns – steht auch für das Familienarchiv in der Villa Engelhorn, Werderstraße 44, bzw. für den gemeinnützigen Verein Friedrich Engelhorn-Archiv e. V.[2] Im Dienste dieses Vereins ist Hans-Otto Brinkkötter nun seit vielen Jahren rührig als Vorstandsmitglied tätig, was er in seinem Artikel aber nicht für erwähnenswert hält. Auch lässt er außen vor, dass das Friedrich Engelhorn-Archiv eine ganze Reihe von Publikationen zu Person und Umfeld der Familie beauftragt und herausgegeben hat, darunter eine zweibändige Biografie zu Friedrich Engelhorn aus der Feder von Sebastian Parzer, die 2011 bzw. 2014 erschienen ist.[3] Sie dient dem Autor als zentraler Beleg für seine Bewertung der Persönlichkeit Engelhorns. Andere, frühere Studien, die bei einzelnen The-



Der Stein des Anstoßes: Die STADTPUNKTE-Tafel in A 1, 2-3 über das Engelhorn´sche Palais. Aufnahme 2014. Fotograf Roland Behrmann. Vorlage: MARCHIVUM, Bildslg. Album 3934-1-49 d (Ausschnitt).

menaspekten durchaus differierende Positionen vertreten, bleiben im Aufsatz von Herrn Brinkkötter unberücksichtigt.

Doch bevor wir ins Detail gehen, seien noch drei grundsätzliche Bemerkungen vorausgeschickt.

1) Was sind die STADTPUNKTE?
Wer in Mannheim durch die Stadt wandelt, begegnet ihnen an vielen Stellen. Sie wurden, im Auftrag des Gemeinderats und flankiert von einem Fachbeirat mit namhaften Historikerinnen und Historikern, rechtzeitig vor dem 400-jährigen Stadtjubiläum 2007 in der Mannheimer Innenstadt realisiert.[4] Die Texte wie die Bildauswahl stammen allesamt von einem mehrköpfigen wissenschaftlichen Redaktionsteam des MARCHIVUM und nicht, wie Herr Brinkkötter (S. 587) annimmt, vom historischen Fachbeirat. Ein Copyright-Vermerk unterhalb des Textes weist die Urheberschaft klar aus. Ebenso irrt er, wenn er behauptet, Texte seien dem Sponsor einer Tafel vorab vorgelegt und von diesem abgesegnet worden. Das Grundprinzip war bei allen Tafeln gleich. Die Stadt bzw. das MARCHIVUM fragte gezielt an, ob eine Person, Institution oder ein Unternehmen bereit wäre, eine so aufwändig gestaltete Tafel aus Sicherheitsglas mit Siebdruck, mitunter noch auf einer eigenen Stele angebracht, zu stiften. Einfluss auf Text- und Bildauswahl wurden dem Stifter dabei grundsätzlich nicht gewährt. Es handelte sich also um reines Sponsoring und nicht um eine (angediente) Auftragsarbeit – anders kann und soll es bei einer unabhängigen städtischen Institution auch nicht sein. Die alle Erwartungen übertreffende Sponsorenquote von fast 70 Prozent und die positive Resonanz der STADTPUNKTE haben schließlich dazu geführt, dass weitere Tafeln ab 2009 in allen Stadtteilen aufgestellt und eine App zum kostenfreien Download realisiert werden konnten.[5] Sie ermöglicht zum Beispiel Besuchern der Stadt, den Text in Englisch oder Französisch via Smartphone zu lesen

Stets ein Publikumsrenner bei Führungen: die STADTPUNKTE-Tafeln. Aufnahme 2015. Fotografin Kathrin Schwab. Vorlage: MARCHIVUM, Bildslg. Album 1700-3-49b.

bzw. in Englisch auch zu hören. Die hohen Downloadzahlen belegen ein enormes Interesse an diesem Geschichtsangebot.

2) Obwohl es zahlreiche Tafeln gibt, wurde deren Gesamtzahl schon aus Kostengründen mit Blick auf die weiteren Unterhaltungskosten, z. B. regelmäßige Reinigungen, bewusst limitiert. Das System wird von städtischer Seite nicht erweitert. Der Grundgedanke der STADTPUNKTE ist es nicht, zu allen Gebäuden, Plätzen und Persönlichkeiten, die für Mannheims Stadtgeschichte von Bedeutung waren, eine Tafel zu bieten. Vielmehr wurden im Benehmen mit dem Fachbeirat fünf historische Profile erstellt und auf jeder Tafel aufgeführt.[6] Für jedes Profil sollte nur eine bestimmte Zahl an Tafeln erstellt werden, um Redundanzen zu vermeiden. Um nun offen für Geschichtsthemen zu sein, die der Bürgerschaft am Herzen liegen, wurde die Möglichkeit eröffnet, dass Privatpersonen an ihren Häusern eigene Glastafeln auf eigene Kosten anbringen können. Diese dürfen sich im Design an die STADTPUNKTE-Tafeln anlehnen, nur nicht das Logo der STADTPUNKTE und das Copyright verwenden. Das MARCHIVUM bietet hierbei seine inhaltliche Unterstützung bei Texterstellung und Bildauswahl an. Von dieser Möglichkeit wurde inzwischen mehrfach Gebrauch gemacht. Leider konnte Herr Brinkkötter nicht dafür gewonnen werden, an der Villa Engelhorn in der Werderstraße 44, wo er und das Archiv residieren, eine eigene Tafel zu realisieren.

3) Reklamationen zu einzelnen Texten oder Textpassagen bei den offiziellen STADTPUNKTE-Tafeln gab es sehr selten. Kritik an der Bildauswahl war ebenfalls fast nie zu vermerken – sehen wir von der Fundamentalkritik Herrn Brinkkötters einmal ab.

Mit einer App sind alle STADTPUNKTE-Tafeln auch in anderen Sprachen les- und hörbar. Aufnahme 2019. Vorlage: Privat.

Gerade die Texte, im historischen Präsenz gehalten und ebenso pointiert wie lebendig geschrieben, fanden großen Zuspruch. Natürlich ist niemand – auch nicht ein sorgfältig arbeitendes Redaktionsteam – vor sachlichen Fehlern oder sprachlichen Ungenauigkeiten gefeit. Wo mit vertretbarem Aufwand kleine Korrekturen, beispielsweise eine Jahreszahl, zu ändern war, fanden sich kostengünstige Lösungen zu Lasten der Stadt. Allerdings gilt auch hier stets das Prinzip der Unabhängigkeit, d. h. es obliegt der Verantwortung des MARCHIVUM, ob redaktionelle Korrekturen vorgenommen werden oder nicht. Auch wird niemand erwarten können, dass bei einem solchen Mammutunternehmen neue Forschungsthesen oder -arbeiten nachträglich eingearbeitet werden. Die Texte spiegeln den Kenntnisstand von 2007 wider. Sie wurden mit viel Aufwand erstellt; die Bildauswahl erfolgte sehr sorgfältig, um den Haupttext zu visualisieren sowie Nebenaspekte in den Bildunterschriften zu thematisieren.

Es wäre so gesehen ein leichtes Unterfangen gewesen, die von Herrn Brinkkötter völlig zu Recht kritisierten Ungenauigkeiten – zwei, statt richtig drei weitere Teilhaber bei der Gründung der »Chemischen Fabrik Dyckerhoff, Clemm & Comp.« (S. 588) oder die Jahreszahl 1881, statt richtig »ab 1882« für den Erweiterungsbau des Palais oder das Wort »Gewinnung« durch »Verarbeitung« – zu korrigieren.[7] Doch Einzelkorrekturen lehnte Herr Brinkkötter rundweg ab. Ihn stört seit Jahren der Gesamttext, vor allem reibt er sich am pointierten Einstiegssatz der Tafel:

Friedrich Engelhorn (1821–1902) ist eine der schillerndsten Mannheimer Persönlichkeiten: ein Grundstücksspekulant, der den Stadtteil Lindenhof durch Parzellierung zu einem Wohngebiet auszubauen versteht, ein Sohn aus gutbürgerlichem Haus, der die Schule, das Lyceum, früh abbricht.

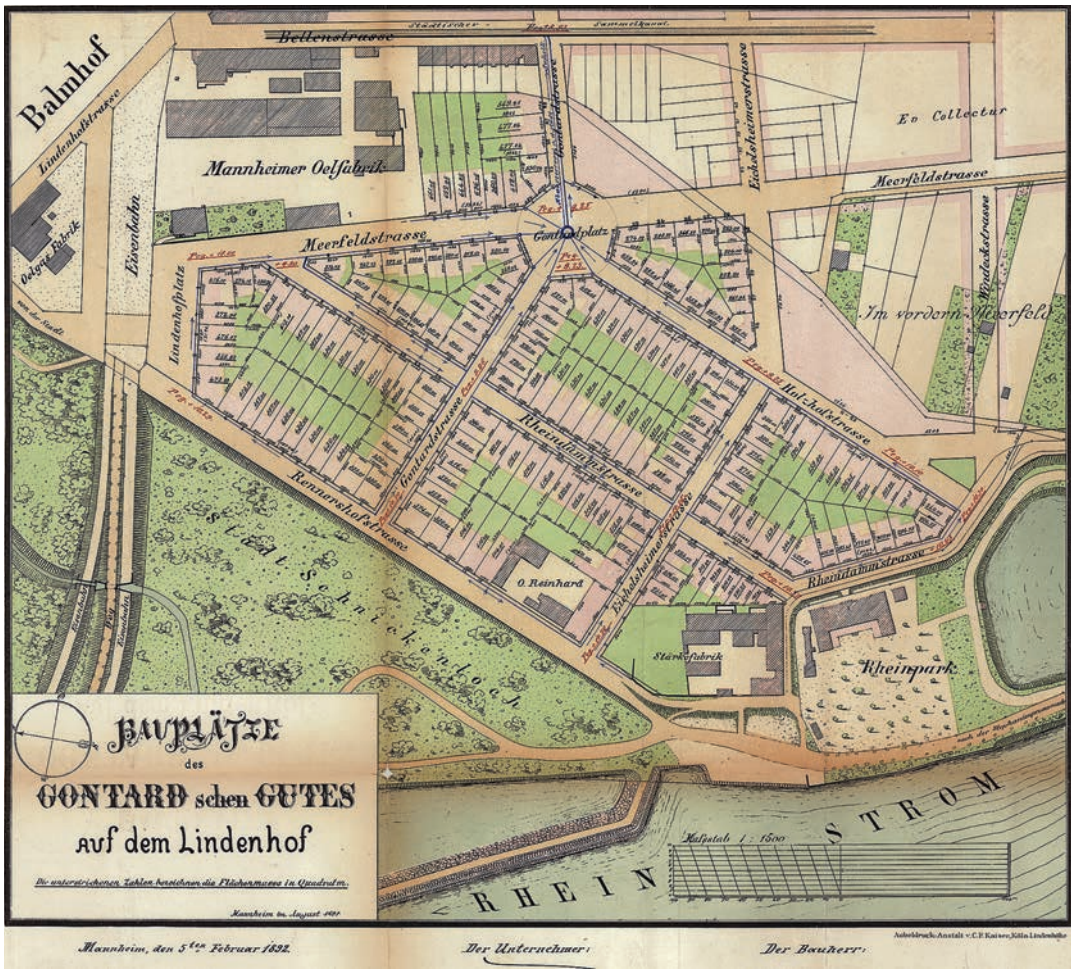
In mehreren Gesprächen zwischen Herrn Brinkkötter und mir als Leiter des MARCHIVUM, zuletzt gar in größerer Runde im Beisein des zuständigen Kulturbürgermeisters am 16. Juli 2016, wurde zu verdeutlichen versucht:

a) Die Tafel konzentriert sich in ihrem Text bewusst auf wenige biografische Aspekte, die besonders für Mannheim und die Region von nachhaltiger Bedeutung waren. Das sind insbesondere der Weg hin zur Gründung der BASF und die Erschließung zweier großer Grundstücksareale, der Baumschulgärten östlich des Schlosses sowie des sogenannten Gontard'schen Gutes, des späteren Stadtteils Lindenhof. Die Geschichte der Familie Engelhorn zu skizzieren war nicht beabsichtigt.

b) Der Begriff »schillernd« trifft die ebenso weitgespannten wie vielfältigen unternehmerischen und sonstigen, auch phasenweise politischen Aktivitäten Friedrich Engelhorns. Er ist gerade durch den Superlativ schwerlich als pejorativ zu verstehen, schon gar nicht als einseitig-herabwürdigend. Schillernde Persönlichkeiten fallen in ihrer Zeit auf, sind nicht auf wenige Aspekte reduzierbar, sondern zumeist äußerst facettenreich, weshalb sie bereits zu Lebzeiten oft nicht unumstritten sind. Wie höchst unterschiedlich Friedrich Engelhorn von seinen Zeitgenossen beurteilt wurde, kann jeder in der Studie von Sebastian Parzer nachlesen.[8] Unzweifelhaft kann man für Mannheim im 19. Jahrhundert kaum eine unternehmerisch erfolgreichere Persönlichkeit wie ihn finden. Aber einige Unternehmer und Zeitgenossen, etwa sein Schwiegersohn Carl Reiß oder Heinrich Lanz, gaben große Teile ihres Privatvermögens für sozial-karitative oder kulturelle Zwecke zugunsten des Gemeinwohls der Stadt Mannheim aus. Bei Engelhorn hingegen ist dies kaum bis gar nicht zu finden, auch wenn er anlässlich seines 50. Hochzeitstags eine Stiftung über 50 000 Mark zugunsten der Stadt machte, deren Zinserträge fünf in Mannheim wohnenden, bedürftigen Familien zukommen sollten. Im Jahr 1902 hinterließ Friedrich Engelhorn seinen Erben etwas über 7 Mio. Mark, nachdem er ihnen bereits zuvor erhebliche Vermögenswerte überschrieben hatte. Phasenweise soll sich sein Gesamtvermögen auf 28 Mio. Mark belaufen haben.[9] Ihn mit Blick auf die Hemshofsiedlung in Ludwigshafen zur sozial engagierten Unternehmerpersönlichkeit hochzustilisieren, wie Brinkkötter (S. 587) es möchte, greift jedoch zu kurz. Solche Projekte sollten schlichtweg dazu dienen, genügend qualifizierte Arbeiter an das rasch expandierende Unternehmen zu binden.[10]

c) Dass Friedrich Engelhorn das damalige Lyzeum nach dem Einjährigen verließ, ist unbestreitbar. Die Formulierung »bricht die Schule früh ab« will vermitteln, dass sein beruflicher Erfolg eben nicht auf einer umfassenden schulischen Ausbildung beruhte.

d) Der Ausdruck »Grundstücksspekulant« ist der strittigste Punkt. Er war im 19. Jahrhundert absolut üblich und Friedrich Engelhorn hätte ihn vermutlich mit Stolz getragen. Er wurde sowohl von Anja Gillen 2007[11] als auch von Ferdinand Werner 2009[12] zur Charakterisierung eingesetzt, während in der 1907 erschienenen Darstellung Siegmund Schotts von einem »weitblickenden Kapitalisten« die Rede ist.[13] In Frage gestellt hat den Begriff »Grundstücksspekulant« jüngst die von Herrn Brinkkötter bzw. dem Friedrich Engelhorn-Archiv in Auftrag gegebene Studie von Sebastian Parzer, der 2014 zu der Bewertung bezüglich der beiden großen Erschließungsprojekte auch mit Blick auf die vorhandene STADTPUNKTE-Tafel kam: »Ihn (= Friedrich Engelhorn) wegen dieser Aktivität als bloßen Grundstückspekulanten zu bezeichnen, ist gewiß nicht zutref-



Das Gontard'sche Gut in Mannheim: Durch Parzellierung konnte Friedrich Engelhorn hier hohe Gewinne in wenigen Jahren realisieren. Auch wenn Engelhorn einen Großteil der Erschließungskosten übernahm, so vermochte er in den Verhandlungen mit der Stadt u. a. zu erreichen, dass diese sowohl den Bebauungsplan nach seinen Vorstellungen änderte als auch einen zweiten Entwässerungskanal in der Meerfeldstraße auf eigenen Kosten baute, für den sie 83 000 Mark zahlte. Planungsstand 5. Febr. 1892. Vorlage: MARCHIVUM, Bestand Polizeipräsidium, Zug. 37/1971, Nr. 12.

fend. (…) In welchem Umfang Friedrich Engelhorn bei diesen beiden großen Entwicklungsprojekten Gewinne realisieren konnte, ist mangels entsprechender Quellen nicht mehr hinreichend genau zu eruieren.«[14] Letzterem muss dann doch deutlich widersprochen werden. Schon bei Schott finden sich für das Projekt »Parzellierung des Gontard'schen Gutes«, aus dem der Stadtteil Lindenhof hervorging, klare Zahlenangaben, wonach Engelhorn pro qm 5,28 Mark bzw. knapp 500 000 Mark zahlte und es nach Erschließung für durchschnittlich 22,38 Mark pro qm verkaufte.[15] Berücksichtigen wir, dass wegen der Erschließung nur rund 70 % des 9 ha, 28 ar

und 1,88 qm großen Geländes zum Verkauf kamen, so erzielte er für ca. 65 000 qm einen Preis von 1 454 000 Mark binnen nicht einmal vier Jahren. Selbst wenn wir davon die Kosten für die Erschließung (Teile der Kanalisation, Chaussierungsarbeiten usw.), die in jenen Jahren leider nur für einzelne Straßen bzw. andere Straßenzüge bekannt sind, mit sehr hoch geschätzten 300 000 Mark veranschlagen, bliebe immer noch ein Mindestgewinn von 650 000 Mark übrig, also mindestens der 1,3-fache Gewinn gegenüber dem Kaufpreis. Zum Vergleich: Mannheims Wahrzeichen, der Wasserturm sollte bei Fertigstellung 1889 die Stadt 450 000 Mark kosten. Engelhorn selbst erwarb 1883 mit 400 000 bzw. 1889 mit weiteren 500 000 Mark große Teile der Firma C. F. Boehringer Söhne, die dann 1892 endgültig in Familienbesitz überging. Die Gewinnmargen dürften auch bei dem 1883 erworbenen, rund 4,3 ha großen Bebauungsgebiet der Baumschulgärten nicht gering gewesen sein, auch wenn die Höhe des Verkaufspreises nicht bekannt ist.[16] Ermittelbar ist, dass Friedrich Engelhorn in den vormaligen Baumschulgärten (L 7 bis L 13) zwischen 1883 und 1890 insgesamt 69 Grundstücksverkäufe vornahm.[17] Davon ging das Eigentum in 31 Fällen an im Baugeschäft verantwortlich Tätige – Architekten/Baumeister, Bauunternehmer, Baugeschäfte – über. Zehn Grundstücke veräußerte er an Fabrikanten, Direktoren und ehemalige Firmenvorstände, zehn an Kaufleute und drei an einen Bankier. Von den 31 im Baugeschäft verantwortlich Tätigen ging das Eigentum bis 1890 in vier Fällen an Bankiers, in fünf Fällen an Kaufleute über. Weiterhin wurden ein Professor, ein Anwalt und eine Firma als Käufer tätig. In zehn Fällen waren die Grundstücke laut Adressbuch von 1891 noch immer in Besitz der Architekten, Bauunternehmer und Baumeister. Man kann also sagen, dass über die Hälfte der Grundstücke Engelhorns bis 1890 in den Besitz der wirtschaftlichen Elite der Stadt überging. Für hochwertigen Wohnungsbau spricht auch, dass nie mehr als eine Person bzw. Familie pro Parzelle in den Adressbüchern vermerkt ist. Angesichts der sozialen Zusammensetzung der Käufer und der extrem geringen Parzellierung bei den Verkäufen aus erster Hand durch Engelhorn kann man beim besten Willen nicht von einem Abbau der Wohnungsnot durch dieses Areal reden, das als Villengebiet im Volksmund sogar den Namen »Millionenviertel« erhielt.[18] Hinzu kommt, dass die punktuell in den Grundbüchern überprüften Verkäufe Engelhorns in den Baumschulgarten ausschließlich Bauplätze, nie bebaute Grundstücke betrafen, was nicht gerade Brinkkötters Behauptung stützt, dass Engelhorn »private Mittel in die großen Bau[sic!]projekte (…) investierte« (S. 587). Ähnliches ist auch für die oben erwähnten Grundstücksverkäufe Engelhorns aus erster Hand im späteren Stadtteil Lindenhof zu ersehen, im Zuge derer übrigens ebenfalls keine Parzellierungen erfolgten.[19] Engelhorn baute nicht, er kaufte für die Bebauung ohnehin vorgesehene Grundstücksareale, um sie zu erschließen und dann das Bauland an Dritte lukrativ zu veräußern. Von daher kann sich der Autor dieser Zeilen mit den Brinkköter'schen Textvorschlägen vom »Investor und Projektentwickler« oder »vielseitig erfolgreichen Unternehmer«, der Bauland »zur Linderung der herrschenden Wohnungsnot« schuf, nicht anfreunden, verdecken solche vermeintlich wertfreien, dem heutigen Sprachgebrauch folgende Ausdrücke

und konstruierte Kausalketten doch allzu sehr den spannungsgeladenen Klassencharakter jener Zeit, der eben auch darin zum Ausdruck kam, dass die Dienerschaft im Engelhorn´schen Palais das Rückgebäude zu benutzen hatte und die Arbeiterbewegung sich an einer Persönlichkeit wie Engelhorn besonders rieb.[20]

e) Die turbulenten Vorgänge des badischen Aufstandes 1849, als nach der Niederlage bei Waghäusel am 21. Juni sich mehrheitlich Gemeinderat, Bürgerausschussmitglieder und prominente Bürger vom Aufstand lossagten und die Stadt den preußischen Truppen übergaben, sind in ihren Handlungsabläufen viel zu komplex, um sie einer Person zuzuschreiben, wie es Herr Brinkkötter gerne möchte.[21] Friedrich Engelhorn war genau zwei Tage, gewiss bedeutsame, Kommandant der Bürgerwehr und man kann ihn mit Fug und Recht als eine wichtige Handlungsperson der Gegenrevolution in Mannheim bezeichnen. Seine vermeintlichen (alleinigen?) Verdienste der »unblutigen Übergabe« (S. 586 f.) bezahlten viele Mannheimer Revolutionäre mit Verhaftung durch die Gegenrevolution. Von den preußischen Standgerichten wurden nicht wenige dann zum Tode oder zu langjährigen Gefängnisstrafen verurteilt, verloren ihr Vermögen u. ä. m. Die Geschichte der badischen Revolution wird in Mannheim ohnehin auf anderen STADTPUNKTE-Tafeln eingehend gewürdigt, weil es sich eben bei den Tafeln um ein System handelt, dass das historische Profil der Stadt verdeutlichen will.

All diese Argumente wurden Herrn Brinkkötter in mehreren und längeren Gesprächen eingehend vorgetragen; sie konnten ihn nicht überzeugen. Aber die von ihm betriebene Geschichtsrevision der schillernden Persönlichkeit Friedrich Engelhorn, die hier nur an wenigen Punkten aufgezeigt wurde, vermochte die Verantwortlichen der STADTPUNKTE-Tafeln gleichfalls nicht zu überzeugen. Und so wird die Tafel so bleiben wie sie ist – und sich dem Urteil ihrer Leserinnen und Leser stellen.

Anmerkungen

1 Eine Vorgängerversion des von Hans-Otto Brinkkötter in der Badischen Heimat abgedruckten Textes wurde 2017 auch den Herausgebern der Mannheimer Geschichtsblätter angeboten und abgelehnt.

2 Vgl. die Homepage des Vereins unter www.engelhorn-archiv.de (abgerufen am 20.1.2019). Auf der Homepage findet sich auch eine Publikationsliste, im Impressum zeichnet sich Herr Dr. Brinkkötter als Ansprechpartner aus.

3 Sebastian Parzer: Die frühen Jahre von Friedrich Engelhorn (1821–1864). Schüler, Goldschmied, Kommandeur der Bürgerwehr und Gasfabrikant. Worms 2011 sowie Ders.: Friedrich Engelhorn. BASF-Gründer – Unternehmer – Investor 1865–1902. Worms 2014.

4 Vgl. Susanne Schlösser: Stadtpunkte – Mannheimer Geschichte vor Ort: ein stadthistorisches Projekt (nicht nur) zum Jubiläumsjahr 2007, in: Badische Heimat 87 (2007), S. 62–64.

5 Die APP »Mannheim erleben« ist sowohl unter https://itunes.apple.com/de/app/mannheim-erleben/id929310139 als auch unter Google Play zu finden: https://play.google.com/store/apps/details?id=de.appack.project.mannheim_erleben&hl=de

6 Vgl. die Informationsvorlage 320/2004 der Stadt Mannheim, online abrufbar im Bürgerinformationssystem der Stadt Mannheim unter https://buergerinfo.mannheim.de/buergerinfo/infobi.asp

7 Die Korrektur bei der Datierung der Bauphasen verdankt sich der 2011 – nach Aufstellung der Glastafel – erschienenen Arbeit von Tobias Möllmer: Das Palais Engelhorn in Mannheim. Worms 2011, wohingegen noch Hans Schröter: Friedrich Engelhorn. Ein Unternehmer-Porträt des 19. Jahrhunderts. Landau 1991, S. 214 als Datum 1881 aufführt.

8 Vgl. S. Parzer 2014 (wie Anm. 3), S. 33 ff., 129 f. und 134 ff.

9 Näheres zum Gesamtvermögen bei H. Schröter (wie Anm. 7), S. 222.

10 Vgl. Ferdinand Werner: Arbeitersiedlungen, Arbeiterhäuser im Rhein-Neckar-Raum. Worms 2012, S. 116 ff. und 317 ff; ähnlich S. Parzer 2014 (wie Anm. 3), S. 29 f.

11 Vgl. Anja Gillen: Die Großstadt kündigt sich an 1870–1891, in: Ulrich Nieß, Michael Caroli (Hgg.): Geschichte der Stadt Mannheim. Band 2 (1801–1914). Heidelberg 2007, S. 444 f.

12 Vgl. Ferdinand Werner: Mannheimer Villen. Architektur und Wohnkultur in den Quadraten und der Oststadt (Beiträge zur Mannheimer Architektur- und Baugeschichte 6). Worms 2009, S. 86.

13 Vgl. Siegmund Schott: Die Bebauung des Stadtgebiets, in: Mannheim seit der Gründung des Reiches 1871–1907 (Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart. Band 3). Mannheim 1907, S. 208.

14 Vgl. S. Parzer 2014 (wie Anm. 3), S. 87.

15 Vgl. S. Schott (wie Anm. 13) mit der Übersichtsgrafik zwischen S. 208 und 209.

16 Dies liegt darin begründet, dass die Veräußerung des fraglichen Geländes seitens der großherzoglichen Hofdomäne an Friedrich Engelhorn laut späteren Grundbucheinträgen im Grundbuch Bd. 50, Blatt 188 eingetragen war – und dieses Grundbuch leider nicht mehr erhalten ist. Während also der Ankaufspreis, den Engelhorn am 18. April 1883 gezahlt hat, bislang nicht ermittelt werden konnte, sind die Verkaufspreise in späteren Grundbucheinträgen gut dokumentiert. Sie lagen zumeist um die 42 bis 44 Mark pro qm. Vgl. MARCHIVUM, Grundbuchamt Mannheim, Zug. 26/2013, Jg. 1883–1884, Bd. 51, Blatt 12 r°f., Blatt 25 v°, Blatt 311 r°f. bzw. Jg. 1884–1885, Bd. 53, Blatt 176 v° bzw. Jg. 1886, Bd. 56, Blatt 107 r°. Eine nähere Untersuchung des Erschließungsprojekts Baumschulgärten steht noch aus, da S. Parzer 2014 (wie Anm. 3), S. 83 f. weder die Grundbücher noch die entsprechenden Zusatzverträge mit der Stadt ausgewertet hat, die vollständig in den erhaltenen Stadtrats- bzw. Bürgerausschussprotokollen von 1883 niedergelegt sind.

17 Vgl. MARCHIVUM, Mannheimer Adress-Kalender bzw. Adress-Bücher für die Jahre 1884 bis 1891.

18 Ausführlich zu den Villen vgl. F. Werner (wie Anm. 12), S. 83–92.

19 Vgl. S. Schott (wie Anm. 13), Übersichtsgrafik zwischen S. 208 und 209. Auch für diesen Fall steht noch eine detaillierte Auswertung der Grundbücher aus.

20 Unter diesem Blickwinkel erklärt sich auch, warum der Nachruf in der sozialdemokratischen »Badischen Volksstimme« extrem negativ ausfiel, vgl. S. Parzer 2014 (wie Anm. 3), S. 130.

21 Ausführlich hierzu Hans-Joachim Hirsch: In den Stürmen der Revolution 1848–1849, in: Ulrich Nieß, Michael Caroli (Hgg.): Geschichte der Stadt Mannheim. Band 2 (1801–1914). Heidelberg 2007, S. 305 ff.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Ulrich Nieß
MARCHIVUM
Archivplatz 1
68169 Mannheim
www.marchivum.de

Internationale Modellregion für nachhaltige Entwicklung

Das UNESCO-Biosphärengebiet Schwarzwald

Heike Spannagel

Im Juni 2017 hat die UNESCO das Biosphärengebiet Schwarzwald anerkannt und als Modellregion für nachhaltige Entwicklung ausgezeichnet. Damit gehört die Region zum internationalen Netz von derzeit 669 UNESCO-Biosphärenreservaten in 120 Ländern. Ziel ist es, die abwechslungs- und artenreiche Kulturlandschaft des Südschwarzwalds im Zusammenspiel von Mensch und Natur zu erhalten und zu entwickeln. Die Wertschöpfung im ländlichen Raum soll gestärkt und Zukunftsperspektiven für die künftige Generation sollen geschaffen werden. In den ersten zwei Jahren wurden dazu bereits über 50 Projekte gestartet. Rund 1,3 Millionen Euro an zusätzlichen Fördermitteln und Sponsorengeldern sind in die Region geflossen.

Initiative von unten – Die Entstehung des Biosphärengebiets

Das Biosphärengebiet Schwarzwald ist nicht nur einmalig aufgrund seiner grünlandreichen Waldlandschaft mit ihren artenreichen Allmendweiden. Einmalig ist auch der sechsjährige Entstehungsprozess des Großschutzgebiets, das der Region eben nicht von oben übergestülpt wurde. Das Biosphärengebiet entstand durch eine Initiative von unten im Rahmen eines breiten Beteiligungsprozesses. Den Anstoß gaben im Jahr 2009 einige Bürgermeister der Region. Mit dem Auslaufen des Naturschutzgroßprojekts »Feldberg-Belchen-Oberes Wiesental« und des EU-LIFE-Projekts »Oberer Hotzenwald« suchten sie nach Möglichkeiten, die erfolgreiche Arbeit zum Schutz der Artenvielfalt im Einklang mit den in der Region lebenden Menschen fortzusetzen. Gemeinsam mit Regierungspräsidentin Bärbel Schäfer setzte der damals zu-

Alleinstellungsmal des Biosphärengebiets ist die grünlandreiche Waldlandschaft – auch der Wanderschäfer am Belchen trägt zu deren Offenhaltung bei. Foto: Clemens Emmler/Biosphärengebiet

Die Freiburger Initiative Cowfunding bringt Fleisch aus dem Biosphärengebiet über eine Online-Plattform an die Städter. Foto: Cowfunding Freiburg

ständige Minister Alexander Bonde das Verfahren zur Ausarbeitung der Gebietskulisse in Gang. Parallel zum politischen Prozess in den Kommunalparlamenten fand die Information und Beteiligung der Bevölkerung und der Verbände statt. Zielgruppenveranstaltungen, Veranstaltungen mit Akteuren aus anderen Biosphärengebieten, Exkursionen in andere Biosphärenreservate, Workshops bis hin zu Vier-Augen-Gesprächen in Form der sogenannten Biosphären-Sprechstunde wurden den Menschen in der Region angeboten. Auch Delegationen des Man and Biosphere (MAB)-Nationalkomitees, des interdisziplinär zusammengesetzten Aufsichtsgremiums für die deutschen Biosphärenreservate, besuchten mehrmals die Region und gaben wertvolle Hinweise für die weitere Arbeit.

28 Gemeinden und die Stadt Freiburg mit ihrem Stadtteil Kappel sowie die Landkreise Lörrach, Waldshut und Breisgau-Hochschwarzwald entschieden schlussendlich, den Weg zum Biosphärengebiet gemeinsam zu gehen. Mit der Unterzeichnung der Verordnung durch Minister Bonde im Januar 2016 und der Vereinbarung durch Ministerpräsident Winfried Kretschmann mit den Kommunen im Februar 2016 waren die Voraussetzungen für den Arbeitsbeginn der Geschäftsstelle des Biosphärengebiets geschaffen. Mit der internationalen Anerkennung als UNESCO-Biosphärenreservat am 14.6.2017 und der feierlichen Überreichung der Urkunde am 8.10.2017 startete der Südschwarzwald in eine neue Epoche als international anerkannte Modellregion für nachhaltige Entwicklung. Bemerkenswert bleibt, dass der ursprüngliche Schwerpunkt der Beteiligung in den Strukturen des Biosphärengebiets fortgesetzt wird: So sind im Lenkungskreis und im Beirat, den Steuerungsgremien des Großschutzgebiets, neben den Bürgermeistern und Landräten auch die Verbände und Einzelpersonen aus dem Biosphärengebiet vertreten. Darüber hinaus wurden so genannte Beteiligungssäulen ins Leben gerufen: In diesen offenen Foren zu den fünf Handlungsfeldern Landnutzung, Wirtschaft, Naturschutz, Bildung für nachhaltige Entwicklung sowie Kultur und Gesellschaft können alle interessierten Bürgerinnen und Bürger ihre Ideen einbringen und mitarbeiten.

Aufbruchstimmung im Südschwarzwald – eine Zwischenbilanz

Seit der Anerkennung des Biosphärengebiets durch die UNESCO ist in der Region eine regelrechte Aufbruchstimmung entstanden. Neben den offiziellen Vertretern der 29 be-

teiligten Gemeinden haben auch Vereine, Verbände, Unternehmer und Privatleute die Chancen der Modellregion erkannt. So wurden bereits über 50 Projekte in den Bereichen Landnutzung, Regionalentwicklung, Naturschutz, Bildung und Kultur gestartet. Rund 1,3 Millionen Euro an Fördermitteln und Drittmitteln z. B. von der Allianz und Danone sind in die Region geflossen und haben Investitionen in Höhe von über zwei Millionen Euro ermöglicht. Begleitet wird der Entwicklungsprozess von der Geschäftsstelle des Biosphärengebiets, die provisorisch in der ehemaligen Irisette-Weberei in Schönau im Wiesental angesiedelt wurde. Zum Team von Geschäftsführer Walter Kemkes gehören mittlerweile 10 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Fachbereichen Landnutzung, Naturschutz, Regionalentwicklung, Bildung und Öffentlichkeitsarbeit. Die Geschäftsstelle ist Anlauf-, Beratungs- und Servicestelle, zugleich sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeit in der Region präsent, knüpfen Kontakte und Netzwerke.

Sie retten die »Gresger Ammele«, eine vom Aussterben bedrohte Sauerkirschsorte aus dem Wiesental. Foto: Verschönerungsverein Gresgen

Eine Besonderheit in Baden-Württemberg ist das eigene Förderprogramm, das die Landesregierung den beiden Biosphärengebieten ermöglicht. Darüber wurden im Schwarzwald in den vergangenen Jahren jeweils 320 000 Euro im Jahr zur Verfügung gestellt. Unterstützt werden konnten damit Projekte aus allen Fachbereichen des Biosphärengebiets. Projektträger können Kommunen, Vereine, Unternehmer oder Privatleute sein. Mehr als ein Drittel dieser Mittel sind bislang in die Landwirtschaft geflossen. Gefördert wurden Maschinen zur Offenhaltung der Landschaft, Weidezäune und auch Stallbauten. Darüber hinaus haben diverse Initiativen aus den Bereichen Regionalentwicklung, Naturschutz und Bildung besondere Aufmerksamkeit erzeugt. So wurde zu Beginn des Jahres das Biosphären-Projekt »Cowfunding« mit dem Innovationspreis des Ministeriums für Ländlichen Raum ausgezeichnet. Der Freiburger Moriz Vohrer und sein Team vermarkten Rind- und Schaffleisch aus dem Biosphärengebiet über eine Online-Plattform. Erste Erfolge konnten die Macher des Projekts »Gresger Ammele« erzielen, die sich zum Ziel gesetzt haben, eine alte Sauerkirschsorte aus dem Wiesental vor dem Aussterben zu bewahren.

Für Gäste und Einheimische im Biosphärengebiet sind neue Themenwege entstanden, die das Biosphärengebiet erlebbar machen: auf dem Erlebnispfad »Rund um Muggenbrunn« begleiten Wanderer den Einsiedler »Mugg« auf einem Rundgang. Der Walter-Wagner-Weg in Todtnau, der in Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein entstand, thematisiert Geschichte und Geschichten aus

der Region. Im Kleinen Wiesental wird im Frühjahr ein Sagenweg eröffnet. Und im Rahmen des Kooperationsprojekts »Heimspiel für die Wildnis« mit dem WWF und dem SC Freiburg entsteht in diesem Jahr ein Wildnispfad, auf dem Kinder und Erwachsene in einer Kernzone des Biosphärengebiets den »Urwald von morgen« erleben können.

Neben der Landnutzung, dem Naturschutz und der Regionalentwicklung liegt ein Schwerpunkt der Modellregion auf der Bildung für nachhaltige Entwicklung. Wenn Kinder die Natur kennenlernen und mit positiven Erlebnissen verknüpfen, werden sie die Tier- und Pflanzenwelt sowie unsere natürlichen Ressourcen auch als Erwachsene schätzen und schützen – das ist der Grundgedanke des Junior Ranger-Programms, das bundesweit bereits in vielen Großschutzgebieten etabliert ist, und 2018 im Biosphärengebiet Schwarzwald gestartet wurde. Kinder im Alter von 8 bis 13 Jahren können zu den monatlichen Gruppentreffen kommen, die abwechselnd an verschiedenen Orten im Biosphärengebiet stattfinden. Auf dem Programm stehen spannende Ausflüge in die Natur, aber auch auf den Bauernhof, ins Bergwerk oder in die Sternwarte. Es wird viel gespielt, gewerkelt und geforscht.

Im »Heimspiel für die Wildnis« schaffen der WWF und der SC Freiburg in einer Kernzone des Biosphärengebiets einen Wildnispfad, auf dem Kinder und Erwachsene den »Urwald von morgen« erleben können. Foto: Achim Keller/SC Freiburg

Jahreshöhepunkt der Junior Ranger im vergangenen Jahr war das bundesweite Junior Ranger Treffen Mitte Juli 2018 in Bernau. Über 200 Mädchen und Jungen aus 22 Nationalparken, Biosphärenreservaten und Naturparken in ganz Deutschland erlebten ein spannendes Wochenende im Südschwarzwald. Im November erhielten fünf Jungen nach bestandener Prüfung die offizielle Anerkennung zum »Junior Ranger im Biosphärengebiet Schwarzwald«. Sie dürfen nun das bundesweit etablierte Zeichen mit dem Luchs tragen und die erwachsenen Ranger bei der Arbeit unterstützen. Weil die Nachfrage so groß ist, wurde zu Beginn dieses Jahres eine zweite Junior Ranger Gruppe gegründet, die von den Biosphären-Rangern geleitet wird.

Die Natur kennen und schätzen lernen: Junior Ranger auf Entdeckungstour im Biosphärengebiet Schwarzwald. Foto: Arnold Morascher/EUROPARC

Auch die Wiesen im Präger Gletscherkessel müssen offengehalten werden, damit Arnika und andere bedrohte Arten erhalten bleiben. Foto: Thomas Stephan/Biosphärengebiet

Als gesellschaftlicher Höhepunkt des Biosphären-Jahres hat sich das Biosphärenfest etabliert, das jedes Jahr in einer anderen Gemeinde stattfindet. Nach dem erfolgreichen Auftakt 2017 in Bernau, übertraf das zweite Fest in Häusern mit über 4000 Besucherinnen und Besuchern alle Erwartungen. Rund 40 Aussteller, Projektträger und Vereine präsentierten Angebote zum Mitmachen, Erleben und Genießen – und zeigten eindrucksvoll, wie viel Leben bereits im Biosphärengebiet steckt. Das dritte Biosphärenfest wird am 26. Mai 2019 in Todtnau stattfinden. Bereits Monate vorher zeichnet sich großes Interesse der Aussteller und Anbieter ab.

Ausblick 2019

Im Jahr 2019 nimmt die Entwicklung des Biosphärengebiets an Fahrt auf – nicht zuletzt durch die Planung des von der UNESCO geforderten Rahmenkonzepts. Darin müssen Leitlinien und Leitprojekte des Biosphärengebiets bestimmt werden. Die Region verpflichtet sich zu einem Masterplan für die nächsten zehn Jahre. Das Konzept soll im Rahmen eines umfassenden Beteiligungsprozesses mit allen interessierten Akteuren sowie Bürgerinnen und Bürgern der Region entstehen.

Mit dem Projekt »Allmende 2.0« wird bereits in diesem Jahr ein Leitprojekt gestartet. Ziel ist es, in Zusammenarbeit mit der Landwirtschaft zukunftsfähige Wege zur Offenhaltung der Landschaft im Biosphärengebiet zu definieren. Neue Wege beschreitet das Biosphärengebiet auch in der Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern an Forschungsprojekten, dem sogenannten »Citizen Science«. So startet in diesem Jahr in Zusammenarbeit mit dem Naturschutzverband NABU ein Greifvogel-Monitoring. Bürgerinnen und Bürger, die einen handfesten Beitrag für den Natur- und Landschaftsschutz im Biosphärengebiet leisten wollen, können sich an den Landschaftspflegetagen beteiligen, die in diesem Jahr im Hotzenwald, am Belchen und in Freiburg-Kappel stattfinden.

Eine tierische Besonderheit des Biosphärengebiets ist das Hinterwälder Rind – eine im Südschwarzwald heimische Rasse, die zur Offenhaltung der Landschaft beiträgt aber leider vom Aussterben bedroht ist. Zum Erhalt der Rasse hat die Geschäftsstelle eine Studie in Auftrag gegeben, die den Hinterwälder-Bestand sowie das Vermarktungspotenzial ermittelt. Die Ergebnisse der Studie werden im März öffentlich vorgestellt. Für den Oktober planen Gastronomen und Köche aus der Region gemeinsam mit der Geschäftsstelle so genannte »Hinterwälderwochen«. Sie wollen zeigen, dass das Fleisch der heimischen Rinder fantastisch schmeckt und in vielfältiger Weise auf dem Teller präsentiert werden kann.

Im Bereich Regionalentwicklung startet 2019 zudem die Partner-Initiative, die bundesweit bereits in zahlreichen Großschutzgebieten etabliert und erfolgreich ist. Ziel ist es, Betriebe aus dem Biosphärengebiet als Bot-

Die Biosphären-Ranger Florian Schmidt (links) und Sebastian Wagner bieten ab Mai geführte Touren am Schauinsland und dem Belchen an. Foto: Heike Spannagel/Biosphärengebiet

schafter zu gewinnen. Sie verpflichten sich vertraglich zu einer umweltverträglichen Betriebsführung, Regionalität und gutem Service. Im Gegenzug dürfen die Betriebe die Wortbildmarke des Biosphärengebiets führen, erhalten Marketingleistungen und Weiterbildungen. Zunächst sollen in der Kategorie »Urlaub auf dem Bauernhof« Partner gewonnen werden, die ihren Gästen ein Angebot mit Bezug zum Biosphärengebiet machen.

Neu sind in diesem Jahr auch die Ranger-Touren, die die Biosphären-Ranger Sebastian Wagner und Florian Schmidt am Belchen und am Schauinsland anbieten. Interessierte Gäste und Einheimische können die Ranger auf einer Wanderung an den Aussichtsbergen kostenlos begleiten, mit ihnen Flora und Fauna des Biosphärengebiets entdecken und Spannendes aus der Erd-, Heimat- und Nutzungsgeschichte der Region erfahren. Die Ranger-Touren sind Bestandteil des Arbeitsbereichs »Bildung für eine nachhaltige Entwicklung« des Biosphärengebiets und sollen dazu beitragen, dass Kinder und Erwachsene die Landschaft des Südschwarzwald kennenlernen und wertschätzen.

Biosphärengebiet – was ist das eigentlich? Der vielen Initiativen zum Trotz, wird diese Frage noch oft genug gestellt. Deshalb soll das Biosphärengebiet durch Öffentlichkeitsarbeit auf allen Kanälen bekannt gemacht werden. Neben dem Ausbau der Website ist das Biosphärengebiet seit Jahresbeginn auf dem Social Media-Portal Instagram aktiv. Unter dem Titel »schwarzwald_ranger« werden dort Bilder von Landschaften, Tieren, Menschen, Projekten und Veranstaltungen im Biosphärengebiet gepostet. Darüber hinaus läuft 2019 die Produktion eines Imagefilms.

www.biosphaerengebiet-schwarzwald.de

Literatur

Walter Krögner: Wie die Modellregion für nachhaltige Entwicklung zustande kam. In: Werner Konold, Bernd-Jürgen Seitz: Das Biosphärengebiet Schwarzwald. Mensch und Natur im Einklang. Silberburg Verlag. Tübingen 2018.

Anschrift der Autorin:
Heike Spannagel
Referentin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Regierungspräsidium Freiburg
– Geschäftsstelle Biosphärengebiet Schwarzwald –
Brand 24
79677 Schönau im Schwarzwald
Heike.Spannagel@rpf.bwl.de

Aluminium Rheinfelden GmbH, Friedrichstrasse 80, 79618 Rheinfelden (Baden), www.alurheinfelden.com

Abschied von Heinrich Hauß als Chefredakteur

Dies ist die erste Ausgabe unserer Zeitschrift, bei der Heinrich Hauß nicht die operative Verantwortung für die Redaktion gehabt hat – Anlass genug, im Blick auf die vergangenen Jahrzehnte noch einmal die herausragenden Verdienste unseres langjährigen Schriftleiters für unseren Verein zu würdigen. Professor Weinacht wird in seinem folgenden Text das so bedeutende Wirken von Heinrich Hauß in gewohnter Weise wissenschaftlich aufarbeiten. Ich werde mich bemühen, mehr in einer vereinspolitischen Zusammenschau eine Bewertung vorzunehmen.

Ich habe ihn bereits bei unserer jüngsten Mitarbeiterversammlung in Pforzheim, als wir Heinrich Hauß einstimmig die Ehrenmitgliedschaft verliehen, als ganz besonderen Glücksfall für unsere Badische Heimat bezeichnet. Wie kein Zweiter – wenn man einmal von dem »Übervater« Busse absieht – hat Heinrich Hauß auf das öffentliche Bild des Landesvereins Einfluss genommen. Unsere Vierteljahreszeitschrift ist wirklich über ein Drittel Jahrhundert durch ihn als verantwortlichen Schriftleiter geprägt worden. Ich habe unsere Zeitschrift stets als das »Flaggschiff« des Vereins empfunden. Heinrich Hauß hat sich in diesen Jahrzehnten als gewähltes Vorstandsmitglied mit großem Engagement und bewundernswertem Zeiteinsatz eingebracht. Tag für Tag war er für unsere Zeitschrift im Einsatz – auch zu der Zeit, als er noch Schulleiter war, aber ganz besonders nach seiner Pensionierung war die Badische Heimat für ihn Erfüllung und Berufung. Dabei hat er sich auch stets als Vordenker des Vereins empfunden und richtungsweisende Impulse gegeben; so etwa jüngst mit der Initiative zum Bodman-Prozess oder in seinem Kampf gegen jene, die Baden nur noch als »Wohlfühlregion« in einer zunehmend hedonistischen Spaßgesellschaft verstehen. Er hatte immer die badische Erinnerungs- und Gedächtniskultur im Blick, aber auch die Herausforderungen, die Baden beispielsweise in der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit zuwachsen.

Heinrich Hauß hatte in Pforzheim nicht mehr kandidiert, sich aber bereit erklärt, bis Ende 2018 kommissarisch die Verantwortung für die Redaktion weiter zu übernehmen, damit ohne Zeitdruck seine Nachfolge geregelt werden konnte. Auch dafür mein herzlicher Dank!

Die Konstitution einer Nachfolge ist natürlich nicht einfach. Es war offenkundig, dass kein Vorstandsmitglied ehrenamtlich mit einer auch nur annähernd vergleichbaren Kompetenz, vor allem aber mit dem tagtäglichen gewaltigen zeitlichen Einsatz seine Arbeit übernehmen könnte. Die Chance, die Redaktionsarbeit in der gewohnten Qualität weiter zu führen besteht nur dann, wenn die Aufgaben auf mehrere Schultern verteilt werden. So wurde 2018 eine Redaktionskonferenz einberufen, die von unserem Vorstandsmitglied Frau Dr. Ursula Speckamp organisiert und koordiniert wird. Das Redaktionsteam besteht aus ehrenamtlichen Vorstandsmitgliedern und Fachbeauftragten, die für Sonderthemen wie Denkmal- oder Naturschutz verantwortlich zeichnen.

Diese Redaktionskonferenz stimmt die Inhalte mit unserem neu gewonnenen Chefredakteur Michael Kohler ab, der die Tätigkeitsbereiche von Frau Dorothee Kühnel und Frau Anna zu Stolberg übernommen hat, allerdings mit zusätzlichen eigenen Kompetenzen. Ich bin zuversichtlich, dass dieses Konzept eine gute Zukunft haben wird.

Vor diesem Hintergrund ist es umso bemerkenswerter, dass in der Vergangenheit diese Arbeit von einer einzigen Person geleistet wurde. Dafür gebührt Heinrich Hauß unser aller Dank!

Sicherlich war ihm die Arbeit nicht nur Opfer, sondern auch persönliche Erfüllung. Aber dieses Engagement hat ganz bestimmt auch sein ganzes Privatleben geprägt. So sind wir auch seiner Ehefrau mit großer Dankbarkeit verbunden!

Heinrich Hauß ist nun in seinem fortgeschrittenen Alter von der Last der redaktionell-operativen Verantwortung für die Hefte befreit. Aber sein unverändert wacher Intellekt und sein großes Herz, das immer noch für die badische Sache schlägt, sind auch weiterhin gefragt und bei der Badischen Heimat willkommen! So hoffen wir, ja wir sind sicher, dass er weiterhin als Vordenker und als Autor unsere Zeitschrift und unseren Verein bereichern wird – unbelastet von der redaktionellen Tagesarbeit wird er sich zu entscheidenden Fragen unserer badischen Identität, unserer Vereinspolitik oder zu aktuellen Fragen der Landes(kultur)politik mit Verve und Herzblut in

gewohnter Weise voll einbringen. Darauf freue ich mich – und mit mir der ganze Vorstand des Landesvereins. *Sven von Ungern-Sternberg*

Heinrich Hauß zur Ehrung und zum Abschied am 25. Januar 2019

Ein Schriftleiter der Badischen Heimat festigt Jahr für Jahr seinen Platz in der Geschichte des Vereins und der badischen Kultur. Am Ende steht er mehr oder weniger nahe bei Eris Busse, dem Unvergessenen. Ich sehe keinen unter Hauß' Vorgängern Keller, Schwarzweber, Botzenhardt, der näher an den Rang Busses herankam, als dies Heinrich Hauß gelungen ist.

Der scheidende Schriftleiter Heinrich Hauß mit seiner Ehefrau vor dem Haus des Landesvereins Badische Heimat.

Nordbadische Zentrierung

Mit den beiden Karlsruhern, Oberschulrat Vögely als Vorsitzendem und Gymnasialdirektor Hauß als Schriftleiter, befand sich die Führung der Badischen Heimat erstmals im Unterland, wo sie 15 Jahre lang verblieb. Die Fächerstadt konnte damals das geistige und organisatorische Zentrum der Badischen Heimat werden, weil neben der Führung des Landesvereins auch eine kulturell aktive Ortsgruppe vorhanden war und mit G. Braun der Traditionsverlag der Badischen Heimat schon immer in Karlsruhe seinen Sitz hatte. Nach kriegsbedingter Unterbrechung lebte die seit der Erstgründung des Landesvereins bestehende Verbindung mit der Badischen Heimat wieder auf. Verlagschef Eberhard Knittel war nach der Wiedergründung des Landesvereins dessen stellvertretender Vorsitzender geworden. Schon zuvor hatte er begonnen, eigene Kulturzeitschriften herauszubringen, eine davon mit dem Namen »BADEN«. In einem historischen Beitrag über den Verlag anerkannte Heinrich Hauß, es sei »eine besondere verlegerische Leistung Eberhard Knittels« gewesen, auf Kulturzeitschriften zu setzen und sich »um tiefer gehende Kenntnis der inneren und äußeren Struktur unserer Heimat« zu bemühen (BH 4/2013, S. 716).

Reorganisation der Schriftleitung

Hauß begann mit Heft 1/1983 seine Laufbahn als Schriftleiter der »Badischen Heimat«. Er unterrichtete darin die »Lieben Leser und Autoren« – das weibliche Geschlecht fühlte sich damals durch das grammatische Maskulinum noch nicht ausgeschlossen – über »Neuerungen«. Aus einem Hebel-Brief entnahm er das Motto »Chnöpfli und Schnitz« (wir werden darauf zurückkommen). Zu verstehen, was das für den darunter stehenden Text bedeuten sollte, blieb dem geneigten Leser überlassen. Der Text beginnt so: »Nach dem Ausscheiden des verdienten Schriftleiters Ernst Bozenhardt (Freiburg) hat eine neue Schriftleitung zusammen mit einem Redaktionsteam die Betreuung der Badischen Heimat übernommen. Wir greifen damit auf einen schon vor Jahren begonnenen Versuch zurück, die Gestaltung der Hefte in die Hand einer Redaktion zu geben.« (BH 3/1983). Es sei nämlich eine Voraussetzung für die Funktionsfähigkeit einer Redaktion, dass die Mitarbeiter am gleichen Ort wie der Schriftleiter ihren Wohnsitz haben und so leicht erreichbar seien. Die Ergänzung der Schriftleitung durch ein Redaktionsteam bringe »mancherlei Vorteile: ein breiteres Spektrum von Ansichten, Reichtum der Ideen bei der Gestaltung der Hefte, fachliche Kompetenz bei der Beurteilung der

auszuwählenden Arbeiten«. Und dann folgen hinter eindrucksvollen akademischen Titeln vier Karlsruher Persönlichkeiten. Ihre Namen bürgten, wie es schien, für fachliche Schwerpunkte von Heft-Themen, die die Gebiete aus dem Aufgabenbestand des Landesvereins umschrieben: »Landes- und Volkskunde, Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz.«

Schriftleiter mit offenem kritischem Blick

Die Stärken eines Schriftleiters der Badischen Heimat sind bei Heinrich Hauß beisammen: ein offener Blick für das, was Knittel Interesse für die »innere und äußere Struktur der Heimat« genannt hat, gründliche Kenntnis der badischen Geschichte und Kultur, ein Bewusstsein für Regionalismus am Oberrhein und ein kritischer Blick auf die badisch-württembergischen Zeitumstände. Dass Kritik, wie uns dieser Tage im Feuilleton der FAZ in Erinnerung gerufen wurde, »ein Mittelglied zwischen Historie und Philosophie« sei (Friedrich Schlegel in FAZ v. 19.1.2019, S. 16), das bekam ein württembergischer Buchautor in einer gewürzten Rezension zu spüren. Im Titel des im Tübinger Silberburg-Verlag erschienen Buchs lag bereits der Stein des Anstoßes. Es geht dort um Johann Peter Hebel und die »Lebensstationen des Dichters in Baden-Württemberg«. Hauß nannte den Buchtitel »albern und ärgerlich« und widersprach, wenn der Autor mit seiner Hebelbiographie zu einem »zu Unrecht beinahe Vergessenen« hinführen möchte. Dazu Hauß: »Hebel ist durchaus nicht beinahe vergessen, wenn man die reiche Literatur über ihn in den letzten zwanzig Jahren berücksichtigt« (BH 3/2010, S. 807 f.). Man merkt: Hier schreibt einer, der in Philosophie und Geschichte zuhause ist, einer, der historische und aktuelle Gebietsstände zu unterscheiden weiß, der die von Eris Busse besuchten und dichterisch beschriebenen oberrheinischen Landschaften und gegenwärtige zwischenstaatliche Verflechtungen kennt.

Seine eminente Personenkenntnis, die Aufgeschlossenheit für Gegenwartsfragen, das vom Vater vorgelebte badische Engagement, das ihm als 1. Vorsitzendem der Karlsruher »Arbeitsgemeinschaft Stadtbild« zu Gute kam, nicht zuletzt seine flotte Feder waren neben persönlicher Sympathie Gründe, warum ihn Ludwig Vögely für die Schriftleitung vorgeschlagen hat.

Tradition oder Fortschritt?

Geirrt haben sich alle, die angenommen hatten, der neue Schriftleiter werde die Zeitschrift auf gespurten Wegen halten. Angelika Ott hat in der Chronik des Landesvereins zutreffend geschrieben: »Mit der Übernahme der Schriftleitertätigkeit durch Heinrich Hauß beginnt sich das Publikationsorgan der BH zu verändern. Immer mehr zeitgenössische Problematiken werden in den neuen Heften aufgegriffen« (S. 497). Die mit dem kuriosen Plural benannten Problemfelder suchte und fand Hauß in Meldungen des Tages und den sich daran anschließenden Diskussionen. Wie schon Vögely und seine Amtsnachfolger erkannte Hauß, dass es für die Ausstrahlung der Badischen Heimat wichtig war, sich in gesellschaftliche Fragen und in die Politik »einzumischen« (Adolf Schmid). Galt es doch, die Sache der Heimat gegen ihre Verächter zu schützen und dem gefährdeten badischen Land die eigene, aus der Geschichte stammende Sendung bewusst zu machen. Und so las man in den Heften von »der großen historischen Gegenwartsaufgabe Badens, dem Brückenland des Westens« (BH 4/2013, S. 717).

Vielleicht war es ein Zufall, dass Hans Helmut Bender wenige Jahre vor Hauß' Wahl zum Schriftleiter daran erinnerte, dass Josef Bader, Gründer der Zeitschrift »Badenia vor 150 Jahren«, die damals verbreitete Auffassung vertrat: »der wahre Freund seiner Heimath, seines Landes und Volkes arbeitet ja nicht um des baren Lohnes, sondern um der guten Sache und seiner Ehre willen.« (BH 1/1980 S. 15–23). Der Oberstudiendirektor und spätere Pensionist Heinrich Hauß verpflichtete sich vom ersten Tag an auf die hier zum Ausdruck kommende patriotische Tugend, die Schriftleitung ehrenamtlich wahrzunehmen. Aber er ahnte auch, dass er einer der letzten sei, die, auch weil sie in der wirtschaftlichen Lage dazu sind, das Schriftleiteramt – und wäre es 35 Jahre lang – »um der guten Sache und seiner Ehre willen« wahrzunehmen.

»Chnöpfli und Schnitz« (J. P. Hebel)

Heinrich Hauß arbeitete darauf hin, dass in die Vierteljahresschrift ein neuer Geist einziehe. Leitwörter seiner Bearbeitung von Baden und Heimat waren »Reflexion« und »Kritik«. Indem er auch politischen Inhalten Raum verschaffte, zog er die Zeitschrift in die Gegenwart.

Nur: Was trägt das Motto in seinem ersten Heft dazu bei, die »Chnöpfli und Schnitz«, die im Standard-Deutschen »kleinknotige Teigwaren und gekochte Apfelstücke« sind? Lag darin neuer Geist? Würde das bodenständige Gericht, so ein erster Eindruck, nicht eher zur Muettersproch-Gesellschaft passen? Deutete es etwa an, dass so, wie die zwei unterschiedlichen Speisen ein gut schmeckendes Gericht ergeben, auch der Schriftleiter mit dem Lan-

desvorsitzenden zusammenpassten, wenn es um den von Vögely verfolgten Kurs der Badischen Heimat ging: »Erhalten und Weitergestalten«?

In älterer Zeit hätte man sich an Goethes Spruchweisheit angeschlossen: »Was Du ererbt von Deinen Väteren hast, erwirb es, um es zu besitzen.« Ich gestehe, dass ich noch heute nicht weiß, was die geneigten Leserinnen und Leser damals von den »Chnöpfli und Schnitz« des Schriftleiters erwartet haben.

Das Redaktionsteam der vier Karlsruher übrigens, von dem sich Heinrich Hauß Anregungen und Kompetenzen verschiedenster Art versprochen hatte, taucht im Impressum der Hefte nur kurz auf. Mochte man dies bedauern, vermutlich war es die Voraussetzung dafür, dass die Zeitschrift ihren Charakter erhielt, dessen schönste Seite ihre Offenheit gewesen ist.

Die programmatische »Sichtung« (1950–2005)

Nach 23 Jahren in der Schriftleitung der Vierteljahresschrift nahm sich Heinrich Hauß einer Bestandsaufnahme an, eine Aufgabe, die – wie er selbst sagt – im Verein noch nie angefasst worden war. Zu einer Bestandsaufnahme gehöre die Beziehung zwischen selbstgesetzten Aufgaben des Landesvereins und veröffentlichten Aufsätzen in den Heften. Dass den Schriftleitern eine breite Themenfächerung zustand, räumte er gern ein.

Auf 13 Druckseiten bot er einen kritischen Rückblick auf 57 Jahrgänge der Hefte, den er mit »Sichtung« überschreibt. Von 1950 bis 1982 handelte es sich um die Arbeiten von Vorgängern, von 1983 bis 2005 (»85. Jahrgang«) dann um die eigenen. Die Absicht, die ihn leitete, war nicht »Standortbestimmung«, sondern »Bestandsaufnahme« (BH 1/2005, S. 98). Eine vergleichbare Leistung erbrachte der Schriftleiter im Jahr 2009 in der »Chronik des Landesvereins 1909–2009«, wo er auf 29 Seiten die Auseinandersetzung mit der landeskundlichen, regionalpolitischen und historischen Literatur und der Zeitschrift darstellt und die schöne Formulierung findet, diese Auseinandersetzung sei »gewissermaßen für die badische Heimat der ›Aushandlungort‹ des badischen Diskurses, der in der Berichtszeit vornehmlich ›literarisch‹ und nicht politisch geführt wurde« (Chronik S. 414).

Worauf es ihm ankam, war »die tatsächlich praktizierte Vereinspolitik« unter dem Erneuerungsgebot des Erhaltens und Weitergestaltens (BH 2005/1, S. 98). Er wusste, dass »das Bewahren … bei einem Heimatverein naturgemäß stärker ausgeprägt« sei als »das Weitergestalten«. Aber nur der Politik-affine Gesichtspunkt schütze den Verein davor, »zum bloßen Geschichts- oder Traditionsverein« zu werden. Dr. von Ungern-Sternberg würdigt in der Chronik »100 Jahre für Baden« diesen Hauß'schen Akzent, wenn er schreibt: »Unser Chefredakteur … drängt seit Jahren zu Recht darauf, dass wir uns stärker in wichtigen Fragen politisch einbringen.« Als gelungene Beispiele nennt er die Behandlung des Handschriftenstreits, den Einsatz für das Kulturgut Salem, ja sogar die Einmischung in die Diskussion über das 3. und 4. Gleis im Oberrheintal.

Der Landesvorsitzende Adolf Schmid hatte für die Badische Heimat noch die wichtigen politischen Fragen des Landesvereins auf das Feld der Kulturpolitik beschränkt, was sein Fremdeln erklärt, das er gegenüber der von Prof. Mürb durchaus politisch geführten Karlsruher »Landesvereinigung Baden in Europa« nie los wurde.

Die Beziehung zwischen Vereinsaufgaben und Aufsätzen in den Heften

Hauß prüfte den vereinspolitischen Charakter der Aufsätze unter vier Aspekten:

(1) die Gegenwart und die dunklen Seiten der Geschichte
(2) das bürgerliche Heimatbild und ein neuer Heimatbegriff
(3) die Aktualisierung des Baden-Verständnisses und badischer Interessen und
(4) die Reform des Landesvereins

(1) Gegenwart und dunkle Seiten der Geschichte

Der erste Schriftleiter des Landesvereins, Rudi Keller, rief 1950 noch zur »Besinnung auf das Erbe« auf und dies, wie Hauß schreibt, ohne »jeglichen Bezug zum Dritten Reich«. Wenn Keller überzeugt war, dass heimatliches Erbe von Geschichte durchwirkt sei, müsse man die Frage stellen: »Warum … sollte gerade in der Heimat alles durchwirkt sein von ›positiver Geschichte‹, die sich dann als unverfängliches ›Erbe‹ eignet?« (BH 1/2005, S. 101). An anderer Stelle hält es der Rezensent für »schwer verständlich«, dass man damals in der »Badischen Heimat« Gedichte von Hermann Burte aufgenommen habe, ohne dessen Parteimitgliedschaft und regimenahe Vorträge (Hauß spricht von »nationalsozialistischen Aktivitäten«) zu erwähnen (BH 1/2005 S. 103, Fn. 10). Bedenken der Art gegen Burte wurden von den für die Badische Heimat schreibenden Heimatdichtern kaum geteilt.

Hauß anerkennt, dass unter Professor Schwarzweber das notwendige Weitergestalten des Heimatvereins anhand aktueller Aufgaben von Natur- und Denkmalschutz erfolgte (BH 1/2005 S. 103). Der Landesvorsitzende Laubenberger habe dann verlangt,

sich »mit den Gegebenheiten und Erscheinungsformen unserer Zeit aufgeschlossen, aber auch kritisch auseinanderzusetzen«. Er wollte dem Landesverein »in seiner umfassenden Kulturarbeit« vorstehen, habe dabei aber die damals neu entstehenden »Störpotentiale« ausgeblendet. Dabei hätte die »Umnutzung« von Heimat und Region als »Protestpotential« in den achtziger Jahren … uns endgültig belehren können, dass »auch Heimat immer in einem gesellschaftlichen und politischen Kontext steht« (S. 106). Heimat müsse man heute als »Lebenswelt … mit allen Erscheinungsformen des Lebens in einer Region« sehen (BH 1/2005 S, 99). Was Laubenberger kritisch angeregt habe, sei von der Vierteljahresschrift nicht aufgegriffen worden: »Historische Ereignisse von zeitenwendender Relevanz haben in der Badischen Heimat keinen reflektierenden Niederschlag gefunden. Die 68er-Studentenrevolte findet genauso wenig Erwähnung wie der Kampf um das AKW Wyhl.« (BH 1/2005, S. 106) Er registriert zustimmend die breite Behandlung des Naturschutz-Themas im Naturschutzjahr 1995, die dem Ereignis angemessen sei: ein Sonderheft mit 12 Aufsätzen, danach weitere sechs. Auch zum Denkmalschutz habe es – in der Kompetenz von Regionalgruppen – zwölf Aufsätze gegeben.

Gesellschaftliche Kritik und politisches Engagement ziehen erst um die Mitte der 80er Jahre in die Zeitschrift ein. Tatsächlich hat Hauß, damals auch Vorsitzender der Karlsruher Arbeitsgemeinschaft »Stadtbild«, das Verdienst, dass die Karlsruher Regionalgruppe und die Zeitschrift bei der sich hinziehenden Entwicklung der Ständehausfrage unverwandt am Ball blieben und erst davon abließen, als die bauliche Kompromisslösung und neue Nutzung des Ständehauses gefunden war (BH 1/2005, S. 105).

(2) Bürgerliches und neues Heimatbild (»Heimat in Bewegung«)

Karl Siegfried Bader, der bedeutende Rechtshistoriker, hat Baden bei einem Vortrag zum 50. Jubiläum der Badischen Heimat, auf den wir zurückkommen werden, in poetischen Worten beschrieben, als »das schöne und fruchtbare Dasein in unserer lieben, kleinen Welt«. Die biedermeierliche Heimat-Miniatur wurde von Vögely zwiespältig kommentiert: »Schöner ist Heimatarbeit kaum beschrieben worden«; andererseits sei von den »schicksalhaften Ereignissen« der ersten Jahrhunderthälfte nie etwas zu lesen gewesen. Aber auch Vögely zog, so Hauß, daraus keine Konsequenzen für die »Politik« des Landesvereins.

Der Schriftleiter sah dies als Herausforderung für sich selbst und gestaltete in den neunziger Jahren vermehrt Themenhefte. So sei auch das Landesjubiläum in Heft 3/1992 mit einigen kritischen Aufsätzen zum Thema gemacht worden. Was die Städte betrifft, so seien deren »tatsächliche Verhältnisse« an die Stelle rein historischer und kulturhistorischer Betrachtungen gesetzt worden. »Die Kriterien«, so erklärt Hauß, »in denen Städte in unseren Heften in Zukunft präsentiert werden, sollten von Aspekten des Lebensraumes und der Stadt als möglichem Heimatraum bestimmt sein«. Er verschob damit den Heimatbegriff aus der Kulturperspektive, die dem Bildungsbürgertum teuer war, zu einer die demokratisierte und globalisierte Welt abbildenden Perspektive, nämlich ohne »(noch bürgerlich begründete) kulturelle Selektivität« (BH 1/2005, S. 106).

Schon 1983 hatte der neue Schriftleiter erklärt, es werde »in Zukunft darauf ankommen, ob diejenigen, die an Heimat interessiert sind, den ›Vordenkern‹ [Autoren wie u. a. Bausinger und Greverus] zu folgen und die Chancen, die die veränderte Situation bietet, wahrzunehmen vermögen.« (BH 1/1983, S. 429). Vögely gab damals dem programmatischen Aufbruch seines Schriftleiters das notwendige Gewicht: »Die Diskussion ist mit dieser Arbeit von Hauß eröffnet. Wir müssen sie führen, um nicht wieder ins Hintertreffen zu geraten. Frischer Wind, Dynamik statt Statik, das ist es, was der Landesverein ›Badische Heimat‹ braucht.« (BH 1/1983, S. 414).

Auch der Regionalismus wurde berücksichtigt, nachdem der Schriftleiter einen Artikel: »Regionalismus, regionale Mentalität und die Veränderung des Heimatverständnisses« vorgelegt hatte. Der regionale Heimatbegriff öffne sich für Gegenwart, Alltag und Lebensraum (S. 108). Auch machte er vor einer kulturrelativistischen Perspektive nicht halt, wie sie dem Projekttitel *Heimat in Bewegung* anhaftete, der 2017 von der Karlsruher Event GmbH für die Heimattage Baden-Württemberg angeboten wurde. Der Landesverein hat diesen Titel zusammen mit der »Landesvereinigung Baden in Europa« für eine Vortragsreihe im Prinz-Max-Palais ins Programm genommen und in den Buchhandel gebracht (Band 14 der Schriftenreihe der Badischen Heimat, Rombach, Freiburg/Berlin 2018).

(3) Was bedeutet uns Baden?

Der auf dem Höhepunkt des Kampfes um Baden wiedergegründete Landesverein vermied konkrete politische Aussagen zum sog. Kampf um den Südweststaat, solange die Meinungen in der Mitgliedschaft und im Vorstand über Kreuz lagen. Das Motto: »Fern aller Politik der Heimat dienen« beschrieb einen de-

fensiven Konsens, man weigerte sich aus Vereinsräson, am »Abstimmungskampf« und auch an der von Dr. Paul Zürcher und dem Heimatbund Badenerland betriebenen Anfechtungsklage vor dem Bundesverfassungsgericht Farbe zu bekennen. Nach »dem Verschwinden Badens als einer politischen Größe« glaubten viele, man könne den Vierteljahresheften die Funktion des »Bindegliedes zwischen den Mitgliedern und Ortsgruppen« überlassen.

In dem Jahr, in dem Heinrich Hauß die Schriftleitung übernahm, lag jener Volksentscheid in Baden, der den Südweststaat bestätigte, 13 Jahre zurück. Für Landesregierung und Landtag war die *badische Frage* gelöst. Tatsächlich aber waren *Frage nach Baden* offengeblieben, und mit ihnen schwelte das Misstrauen gegen die »Altbadener« fort. In dieser Situation sah der Schriftleiter seine Aufgabe darin, auf Wege aufmerksam zu machen, wie Baden in nichtstaatlicher Existenz fortlebe. Kultusminister Prof. Engler hatte in einer Festrede zu einem Vereinsjubiläum erklärt: »Wir wollen das Bewusstsein von der Bedeutung des früheren Landes Baden wachhalten, auch wenn und gerade weil wir damit kein politisches Ziel im engeren Sinne verfolgen.« Der Schriftleiter verkniff es sich nicht zu bemerken, der Minister wolle wohl die Sorgen der Stuttgarter verscheuchen, »dass der Landesverein Badische Heimat wieder einmal Geburtstag feiere«. (BH 1/2005, S. 147)

Karl Siegfried Bader, ein anderer Festredner des Landesvereins, machte es sich nicht weniger leicht, indem er behauptete, die Badische Heimat komme ohne badischen Staat aus. Der Schriftleiter war zu Recht nicht bereit, die Diskussion für beendet zu erklären. Im 1. Heft 1996 publizierte er einen wegweisenden Artikel: »Das ›alte‹ Baden und die Regio am Oberrhein«: »Ich halte die Vision einer Regio am Oberrhein, insofern sie einem geographisch natürlichen und kulturell homogenen Raum entspricht, für einen der wichtigsten regionalpolitischen Gedanken seit der Gründung des Landes Baden-Württemberg. Das ›alte‹ Baden gewinnt damit wenigstens in einem Teilgebiet die Chance der Gestaltung nach dem Prinzip der Subsidiarität und überwindet die unfruchtbare Larmoyanz über die verlorengegangene Staatlichkeit, die die letzten vierzig Jahre vorherrschte. Der grenznahe Oberrhein entwickelt eine neue europäische Perspektive.« (BH 1/1996, S. 19).

Heinrich Hauß war überzeugt, dass die Politik des Landesvereins seit 1952 an der Antwort auf die Frage hing: »Was ist Baden für uns?« Er kritisiert daher die touristische Redeweise von der Wohlfühlregion Baden, weil damit eine entpolitisierte Mentalität befördert werde, die nicht mehr gestaltend auf die Gegenwart einwirken kann (siehe BH 1/2005, S. 148). Die Berufung auf Baden ist für ihn verbunden mit der Bereitschaft zur »Streitbarkeit für badische Belange« (BH 1/2005, S. 149 f.). Wenn Politiker in Stuttgart verkündeten, Baden-Württemberg bedeute »Vielfalt in Einheit«, dann machten sie mit solcher Rede Baden »fast gänzlich unpolitisch«. Nicht umsonst habe der Karlsruher Oberbürgermeister Dr. Sailer geklagt, dass mit der amtlichen Regionalreform »eine Solidarität der Badener verlorengegangen« sei (BH 1/205, S. 150 und 152 Fn. 37). Und frisch im Amt des Landesvorsitzenden erklärte Dr. von Ungern-Sternberg: »Da gibt es jetzt eine gewisse Kurskorrektur: Wir werden politischer auftreten.«

Hauß' setzte seine Auffassung, dass für den gesamtbadischen Zusammenhang, der noch wahrnehmbar sei, »engagiert gestritten« werden müsse, in den Heften um. Als Schriftleiter kündigte er in Heft 2/2009 das unmittelbar ausstehende Heft 3/2009 mit der Überschrift »Badens Präsenz« an, ein Thema, das in die Kultur des Landes gehöre und dort seinen Platz zurückerobern müsse. Gerade recht zum Vereinsjubiläum wolle er eine Serie von Beiträgen beginnen, »die die Präsenz Badens an einzelnen Beispielen darzustellen versucht«. Und er verriet den Lesern, dass ganz vorn in dieser Serie »natürlich das Badnerlied« stehen werde, »das bei vielen Anlässen gesungen, bis auf den heutigen Tag das Zugehörigkeitsgefühl zu Baden ausdrückt.« (BH 2/2009, S. 153).

4) Reformbedarf des Landesvereins

Hauß verschloss die Augen nicht vor dem schleichenden Niedergang des Vereinswesens in Deutschland, speziell dem Niedergang der Heimatvereine. Die Badische Heimat war in den sogenannten Massenmedien seit langem nicht mehr präsent. Die Mitgliederzahlen stagnierten zunächst und gingen dann fortschreitend zurück. Über die strukturellen Ursachen muss man nicht rätseln: treue alte Vereinsmitglieder zogen sich zurück oder starben und Neumitglieder aus der jungen Generation rückten nicht nach. Regionalgruppen verschwanden von der Landkarte. Die gesellschaftliche Mentalität veränderte sich seit Mitte der 1960er-Jahre, das heimatbezogene Bildungsbürgertum ging zurück. Ein neuer Eindruck aus dem Verein: von 200 eingeschriebenen Heftlesern in einer badischen Großstadt kamen noch sechs zur Mitgliederversammlung der Regionalgruppe. Die Badische Heimat ist geradewegs dabei, zum »Leseverein« zu werden.

Angesichts dieser Situation krempelte der Schriftleiter in der letzten Phase seiner Amtszeit die Ärmel hoch und schaute sich nach Reformwilligen um. Er war überzeugt, dass es Änderungen in der Vereinsarbeit brauche. Es war auch der Wunsch des Landesvorsitzenden, dass auf einer gemeinsamen Tagung mit dem Schwäbischen Heimatbund die Lage beider Heimatvereine diskutiert werden soll. Die Vorbereitung dazu lag in den Händen der Herren Hauß, Hepp und Weinacht. Nachdem man sich in Bodman vereinsübergreifend ausgiebig unterhalten und einige Gemeinsamkeiten beobachtet hatte, publizierte der Schriftleiter unter dem Motto »Eine Chance für die Badische Heimat« das Reform-Papier in Heft 4/2016: »Sechs Punkte zur Anpassung des Landesvereins (Bodman-Reform)« (ebd. S. 640 ff.). Ein späteres Treffen des Teams mit dem Landesvorsitzenden in Karlsruhe trug dazu bei, Einzelpunkte der Bodman-Reform zu priorisieren und ihre Umsetzbarkeit im Blick auf Personal und Finanzen zu klären.

Wunsch und Hoffnung

Der Schriftleiter hat mit großer Leidenschaft an der intellektuellen Ausprägung und dem landeskundlichen und personenorientierten Interesse gearbeitet und über die Zeitschrift zur geistigen Orientierung des Landesvereins beigetragen. Dies erkennt schon der flüchtige Leser am Zuschnitt der Kolumne, die jedes Heft eröffnet: »Zu diesem Heft«. Und alle, die weitergelesen haben, kommen nicht umhin, dem Vorsitzenden Dr. von Ungern-Sternberg beizupflichten: Ja, die Zeitschrift ist während der 35 Jahre der Hauß'schen Schriftleitung zum »Flaggschiff« der Badischen Heimat geworden. Der Schriftleiter darf insoweit als *Kapitän und Steuermann* der Zeitschrift gelten. In den letzten drei Jahren der Schriftleitung wurde er auch noch zum *spiritus rector* der Reformgruppe, die sich mit ihm auf den Weg der Vereinsreform machte. Hauß' Verdienste blieben nicht verborgen: Dreieinhalb Jahrzehnte ehrenamtlicher Schriftleiter und noch länger ehrenamtlicher 1. Vorsitzender des Karlsruher »Bürgerkomitees Stadtbild« haben ihm landesweite Anerkennung verschafft. Dafür hat er zu Recht im Jahr 2000 von Ministerpräsident Teufel die Ehrennadel des Landes und zehn Jahre später von Kultusminister Schick die Heimatmedaille erhalten.

Zum Schluss bleiben uns der Wunsch und die Hoffnung, dass die fruchtbaren Beziehungen zwischen Heinrich Hauß und dem Landesvorstand und vielen Mitgliedern und Lesern der »Badischen Heimat« viele weitere Jahre erhalten bleiben möge.

Exkurs
Themen, Schwerpunkte und Darstellungsinteressen des Schriftleiters Heinrich Hauß

Zusätzlich zu den *satzungsmäßigen Bereichen* der Landeskunde, die als Heimatpflege und Orts- bzw. Landesgeschichte, wenn auch nicht unter diesen Namen, den Schwerpunkt der Aufsätze bilden, ferner dem »Natur- und Denkmalschutz«, die es allesamt in die Schriftenreihe gebracht haben, wurde in Heft 2/2003 die Spalte »Aktuelle Informationen« eingeführt, die in Heft 4/2003 beachtliche 18 Seiten umfasste – eine Datenmenge, die auf die Homepage des Landesvereins vorausdeutet und hier realisiert werden könnte. Schriftleiter-eigene Texte sind die bei weitem häufigsten, was ein Blick in das Autorenregister zeigt. Hauß'sche Arbeiten finden sich speziell unter »Ausstellungsbesuche« oder »Ausstellungsrückblicke«, unter »Personalia«, »Buchbesprechungen« und »Aus dem Verein« ferner unter »Aktuelle Informationen«, gelegentlich »Baden aktuell« überschrieben. »Aus den Regionalgruppen« dient der Bedienung durch die Regionalgruppenvorsitzenden. Die Bereitschaft des Schriftleiters, kritische Leserbriefe am Schluss eines Heftes abzudrucken, war fast unbegrenzt, der Eingang von solchen jedoch sehr begrenzt, Hauß hätte sich zahlreichere Briefe gewünscht.

Bei *Kulturkonflikten* ging es dem Schriftleiter um die schlichte Frage: Was bedeuten uns Tradition und Aktualität, wie müssen wir heute Heimat verstehen, was gilt uns die Berufung auf Baden nach der Südweststaats-Bildung und der Neuabgrenzung und Bezirkszuordnung badischer und württembergischer Gemeinden bzw. Landkreise? Die Vergangenheit Badens wurde durch die Erinnerung an große Persönlichkeiten und wichtige Ereignisse lebendig gehalten, die heute in der zweiten Auflage des Badischen Kalenders unter dem Titel »Baden – von Tag zu Tag« als Buch in der von Dr. Sven von Ungern-Sternberg inzwischen im Freiburger Rombach-Verlag herausgegebenen Schriftenreihe vorliegt; ein Erstdruck desselben gelangte als Doppelheft der »Badischen Heimat« ohne Extrakosten in die Hände der Mitglieder. Der Verfasser wollte sein Buch in den Gang der allgemeinen Kulturentwicklung hineingestellt sehen, von der er meinte, sie ersetze »eine umfassende Geschichtskultur« durch das »kulturelle Erbe (Patrimoine)«, das – gerade so wie «Heimat« – weniger in Orten und Institutionen als »in Menschen« begegne, »die das Land geprägt haben und die sich weiterhin mit dem Land als ihrer Heimat identifizieren«.

Welche Themen gruppierte Schriftleiter Hauß in den Heften? Gewiss jubiläumsverdächtige Kalenderfiguren und -ereignisse, historisch und aktuelle Berichte aus badischen Städten und Landschaften, aber auch dunkle Seiten der badischen und erstmals auch die der jüngeren deutschen Geschichte. Dass Kultur ein konfliktreiches politisches Thema sein kann, erfuhr man aus der Beschreibung der Konflikte um die Benachrichtigung über den Verkauf des Alten Schlosses in Baden-Baden, dessen Erlös die badische Markgrafenfamilie für die Erhaltung ihres Säkularisierungsgewinns Klostergut Salem verwenden wollte, an dessen Mitfinanzierung das Land kein Interesse bekundete. Hauß besaß die *Courage, die Finger in die Wunden zu legen*, was nicht nur Kritik an den Salemer Badenern und der Stuttgarter Landesregierung, sondern auch an städtischen Behörden einschloss. So geißelte er in mehreren Beiträgen die historische Blindheit der Karlsruher Stadtoberen beim Umgang mit der historischen Ständehausruine. Den in drei Heften ausgebreiteten Report stellte er unter die Überschrift: »940 Quadratmeter Restgeschichte« (BH 2007/1,2,4). Couragiert auch die in den Heften auf geplante Veränderungen im Park der Residenz gelenkte Aufmerksamkeit, als der Botanische Garten zum Baugrund für eine Erweiterung des Gebäudes des Bundesverfassungsgerichts werden sollte. Wer würde es riskieren wollen, den Status Karlsruhes als Residenz des Rechts durch einen Umzug in eine andere Stadt zu gefährden? Die Badische Heimat begrüßte die letztendlich erfolgreichen Bürgerproteste, die eine Umplanung der Erweiterung brachten und den Botanischen Garten für die Öffentlichkeit erhielten. Mutig auch die Informationen, die man in den Heften über den Konflikt um den Innenausbau der St.-Stephans-Kirche in Karlsruhe zu lesen bekam. Der Konflikt trennte sachverständige Anhänger des Weinbrenner-Entwurfs des Kirchenbaus und den vom Erzbischof unterstützten Pfarrgemeinderat, der sich durchsetzte (BH 2/2010). Einen anderen traurigen Höhepunkt bildete eine bei Sotheby's in London angesetzte Versteigerung sämtlicher Handschriften und Inkunablen der im Besitz der Donaueschinger Linie befindlichen Fürstenbergischen Hofbibliothek, darunter die berühmte Lassbergische Sammlung; unter Verweis auf unerwünschte Folgen für Versteigerungserlöse wehrte der Erbe sogar eine Mikroverfilmung ab, die den Schaden für die Forschung deutlich gemindert hätte. Nicht weniger peinlich das Verhalten der Salemer Markgrafenfamilie, die bei der Restaurierung ihres Salemer Besitzes Handschriften, die in der Landesbibliothek lagen, als ihren Privatbesitz nach dem schlechten Beispiel der Fürstenbergs in London versteigern lassen wollten. Als durch gründliche Recherche das Land als Eigentümer bestätigt war und nun seinerseits daran gehen wollte, um Ansprüche der Markgrafenfamilie zu bedienen, badisches Kulturgut ins Ausland zu verkaufen, erhielt der Handschriftenstreit nationale und internationale Resonanz. Stuttgart musste einsehen, dass es die Eigenschaft eines Kulturstaats zu verlieren im Begriffe war. Heinrich Hauß ließ Klaus P. Oesterle sachkundig über das Gutachten der sechs Historiker und Juristen berichten, die durch Expertise und kollegiale Unterstützung aus aller Welt die Handschriften für die Karlsruher Landesbibliothek gerettet hatten. Den Lesern der Hefte wurde auch nicht vorenthalten, dass die Grien´sche Markgrafentafel in der Karlsruher Kunsthalle dank eines Freiburger Historikers der Öffentlichkeit erhalten blieb (BH 2010, S. 837–851).

Paul-Ludwig Weinacht

Auch im Jahr 2018 traten dem Landesverein neue Mitglieder bei. Darüber freuen wir uns als sehr!

Wir begrüßen in unseren Reihen ganz herzlich:
Fabian Spuller, 79362 Forchheim
Wilhelm Rauscher, 79102 Freiburg
Evi Ruhl, 75177 Pforzheim
Alexander Fitterer, 76571 Gaggenau
Fam. Kurt u. Edeltraud Meier, 79111 Freiburg
Heinz Ohnmacht (BGV) , 75173 Pforzheim
Gertrud Kasper, 75172 Pforzheim
Klaus F. Weitmann, 75181 Pforzheim
Christa Pertiller, 79249 Merzhausen
Thomas Simon, 79274 St. Märgen
BG Manfred Kreutz, 79274 St. Märgen
Dr. Felix Geisler, 68723 Plankstadt
Gerda Wamser, 75172 Pforzheim
Elfriede Böffert, 75173 Pforzheim
Edelgard Hoffmann, 68723 Schwetzingen
Egon Heger, 68753 Waghäusel
Dr. Gerhard Schwinge, 76448 Durmersheim
Dr. Manfred Schneider, 69226 Nußloch
Gemeindearchiv Schallstadt,
Peter Böckling, 79227 Schallstadt
Joachim Löchle, 88634 Herdwangen-Schönach
Richard Weiss, F-68000 Colmar

Der Vorstand und die Geschäftsstelle der Badischen Heimat

Die Badische Heimat trauert um Erich Birkle

Im Januar 2019 ist Erich Birkle nach längerer Krankheit gestorben. Die Badische Heimat und alle, die sich in unserer Region für Heimat und Brauchtum einsetzen, verlieren mit ihm einen herausragenden Mitstreiter und einen verlässlichen Freund.

Erich Birkle wurde am 22. August 1944 in Freiburg geboren. Nach einer Verwaltungslehre bei seiner Heimatstadt Freiburg schlug er die Beamtenlaufbahn im mittleren Dienst ein. 1978 wurde er zum hauptamtlichen Bürgermeister der Hexentalgemeinde Wittnau gewählt. Das Bürgermeisteramt übte er mit Engagement, Sachverstand und großer Bürgernähe sehr erfolgreich aus und wurde zweimal wiedergewählt. Insgesamt hatte er das Amt bis 2002 inne. Bereits in Wittnau engagierte sich Erich Birkle für Heimat und Brauchtum, etwa durch die jährlich stattfindenden »Alemannentage«, die weit über die Gemeinde hinaus Strahlkraft entfalteten.

Vor allen Dingen übernahm Erich Birkle aber 1996 den Vorsitz des südbadischen »Arbeitskreises Alemannische Heimat«. Dies ist ein Dachverband für derzeit 22 Mitgliedsverbände, u. a. auch für die Badische Heimat, die sich der Heimat- und Volkstumspflege widmen. In dieser Funktion stimmte Erich Birkle heimatpflegerische Ziele der einzelnen Verbände miteinander ab und vertrat sie gegenüber der Öffentlichkeit, vor allem auch gegenüber dem Regierungspräsidium Freiburg und der Landesregierung. Er organisierte die Sammlungen am Tag der Heimat und akquirierte Spenden und Sponsoring. Die eingeworbenen Gelder wurden für brauchtumsbezogene Projekte in Südbaden eingesetzt. Seit 2007 lobte der Arbeitskreis eine Ehrung für Verdienste in der Heimatpflege aus, die jährlich bis zu fünf Personen erhalten.

Als Vorstand des Arbeitskreises war Erich Birkle seit 2001 im zweijährigen Wechsel auch Vorsitzender des Landesausschusses Heimatpflege gewesen. Dieser legt gemeinsam mit dem zuständigen Ministerium die Städte fest, in denen die Heimattage unseres Landes stattfinden. Für die Organisation dieser Heimattage im südbadischen Regierungspräsidium, zuletzt 2018 in Waldkirch, zuvor 2012 in Donaueschingen und 2010 in Müllheim, hat sich Erich Birkle mit großem Zeitaufwand engagiert. Für diese Heimattage war er ein entscheidender Ansprechpartner für die Kommunen.

Zudem hatte Erich Birkle großen Einfluss auf die Vergabe der Heimatmedaille des Landes, die bei den jeweiligen Landesfesten verliehen wird.

So war Erich Birkle eine herausragende Persönlichkeit und wurde bereits 2002 mit der »Ehrenmedaille des Landes« ausgezeichnet.

2018 wurde ihm in der Freiburger Gerichtslaube durch die Ministerin Edith Sitzmann das Bundesverdienstkreuz verliehen – eine Ehrung, die wir alle als hochverdient für sein unermüdliches Engagement empfanden.

Er hat sich durch seine umsichtige und fachkundige Art, vor allem durch seine Herzlichkeit weithin hohe Anerkennung und Sympathie erworben.

Ich persönlich war seit unseren Tagen in der damals von Wolfgang Schäuble geführten Freiburger Jungen Union mehr als 50 Jahre mit Erich Birkle in persönlicher Freundschaft eng verbunden.

Wir trauern mit seiner Ehefrau und Familie und werden ihm ein ehrenvolles Gedenken dauerhaft bewahren. Erich Birkle hat sich für die Heimatpflege und das Brauchtum große Verdienste erworben.

Sven von Ungern-Sternberg

Die ehemalige »Erlöserkirche« in Menzenschwand (Landkreis Waldshut)

Am Fuße des Feldbergs steht, umgeben vom Friedhof, eine einschiffige Barockkirche mit leicht eingezogenem Chor und einem Dachreiter. Der verputzte und hell gefasste Bau hat rot hervorgehobene Mauerkanten; die Fensterlaibungen werden zudem durch eine einfache Ornamentmalerei geschmückt. Im Innern mit seiner rautenförmigen Kassettendecke fallen vor allem die Malereien am Chorbogen – die Verkündigung durch den Erzengel Gabriel an Maria – und die das Chorgewölbe begleitenden Ornamente in Blau und Gold ins Auge. Am Portalbogen ist außen das Jahr der Bauvollendung zu lesen: 1688.

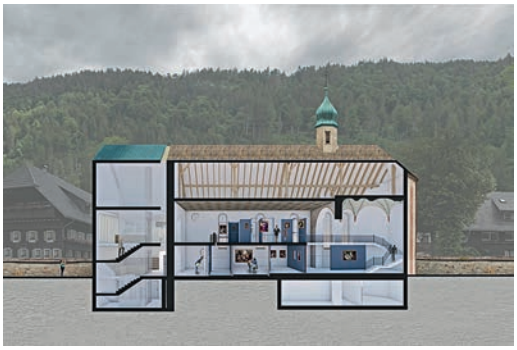
Das ist in wenigen Worten und unter Auslassung einiger Aspekte das Erscheinungsbild der Kirche. Der Altar, das Kreuz, der Taufstein – das alles fehlt im Inneren, denn die Kirche wurde im Juli 2013 entwidmet. Nach Jahrhunderten der sakralen Nutzung steht der Bau heute mehr oder weniger leer.

Menzenschwand war Filialkirche der Benediktinerabtei St. Blasien, und die Seelsorge lag bis zur Auflösung des Klosters 1805 bis 1807 bei den Mönchen. Erst danach bildete sich die selbstständige Gemeinde, für deren Pfarrer 1810/1811 ein eigenes Pfarrhaus gegenüber der Kirche errichtet wurde. Die in den Jahren 1687 und 1688 entstandene Kirche erfuhr immer wieder Renovierungen und Veränderungen, so stammt der jetzige westliche Vorbau von 1936, blieb aber als dem heiligen Martin geweihte Kirche das Gotteshaus der katholischen Christen. Dann baute die Gemeinde bis 1976 ein etwas abseitig gelegenes neues großes Pfarrzentrum mit Kirche, Pfarrhaus und Gemeindezentrum, daneben ein neuer Friedhof. Die alte Kirche war für die Zahl der damaligen Gottesdienstbesucher zu klein geworden, konnte aber von der evangelischen Kirche übernommen werden. Ab 1976 wurde die Kirche restauriert und 1978: nun unter dem Namen »Erlöserkirche« als evangelische Kirche eingeweiht. Die evangelische Gemeinde nutzte das Gebäude bis Juli 2013.

Das das Ortsbild prägende Gebäude im ummauerten Friedhof wurde danach von einem Ulmer Unternehmer gekauft. Allerdings ergab sich in den nächsten Jahren keine Nutzung für den Bau. Ein Leerstand gefährdet auf Dauer ein Gebäude. Besonders im ländlichen Raum ist eine sinnvolle und das Gebäude nicht zerstörende Nutzung nicht immer leicht zu finden. Im schlimmsten Fall kann dies zu einem Totalverlust des Gebäudes führen. Im vorliegenden Fall würde in der Ortsmitte eine klaffende Lücke entstehen.

Für die Menzenschwander Kirche hat sich eine Lösungsoption gefunden. Im Sommer 2017 erwarb der Verein »Winterhalter in Menzenschwand e.V.« das Gebäude und plant nun ein Winterhalter-Museum in der ehemaligen Kirche entstehen zu lassen. Den Brüdern Franz Xaver (1805–1873) und Hermann (1808–1891) Winterhalter, in Menzenschwand als Bauernjungen geboren, gelang durch ihre künstlerische Begabung ein spektakulärer sozialer Aufstieg. Der Lebensweg der beiden Maler führte sie aus dem abgelegenen Schwarzwaldhochtal in die Hauptstädte Europas; als Porträtisten der Aristokratie waren sie an den Höfen von Paris, London und Wien vertreten, woran zuletzt 2015/2016 eine Ausstellung im Freiburger Augustinermuseum erinnerte. Beide waren dem Dorf ein Leben lang verbunden und stifteten ein Schulgebäude. 2008 gründete sich der Verein »Winterhalter in Menzenschwand«, der just in diesem Schulbau den »Petit Salon«, ein den Winterhalter-Brüdern gewidmetes Museum, einrichtete. Die Ausstellung ist an diesem Ort jedoch nicht mehr ausbaufähig und die technische Ausstattung entspricht von Sicherheit und Klima her nicht den Standards für die dauerhafte Präsentation empfindlicher Originale. Daher hat der Verein mit dem Freiburger Architektenbüro Spiecker Sautter Lauer ein Projekt entwickelt, um in der ehemaligen Kirche, in der die Winterhalters getauft wurden, ein Winterhalter-Museum einzurichten. Am 30. Juni 2018 wurde die Projektstudie durch den Verein und Manfred Sautter vorgestellt.

Um Ausstellungsfläche zu gewinnen, soll im Kirchenschiff eine Zwischendecke eingezogen werden. Im Chor erschließt eine im Bogen geführte Treppe das obere Geschoss und ermöglicht so einen Rundgang. Ein Anbau in gleicher Höhe wie das Kirchenschiff ist im Westen vorgesehen, der durch eine Schattenfuge vom Altbau abgesetzt wird. In diesem sollen Kasse, Technik, Garderobe, Toiletten, Shop und Cafeteria Unterbringung finden. Durch einen Aufzug kann eine barrierefreie Nutzung gewährleis-



Ansicht und Schnitt durch den projektierten Umbau der alten Kirche in Menzenschwand zum Winterhalter Museum (Fotos: Architekten Spiecker Sautter Lauer, Freiburg)

tet werden. Geplant ist die ständige Ausstellung im Erdgeschoss unterzubringen, die obere Ebene wäre für Sonderausstellungen reserviert. Zugleich entstünde für den Ort ein Veranstaltungsraum für unterschiedliche Nutzungen.

Die Kirche steht mitsamt des ummauerten Friedhofs als Sachgesamtheit unter Denkmalschutz. Um die Eingriffe in den Bau zu minimieren, ist für die Einbauten ein Raum-im-Raum-System vorgesehen. Der Entwurf zeigt für den Anbau eine in den Formen reduzierte Architektur, die sich dem Umriss der alten Kirche anpasst und die hohen Fensterformate aufgreift. Im Kontrast zur bestehenden Kirche schlagen die Architekten eine Kupferverkleidung als Außenhaut der Erweiterung vor. Diese nimmt einerseits das Material des Dachreiters auf, andererseits setzt sich der Baukörper deutlich vom traditionellen weißen Putzbau der Kirche ab. Das bisherige Ensemble erführe eine moderne Ergänzung.

Das Projekt steht am Anfang, für die Sanierung des Altbaus und den Anbau wird mit einem Kostenaufwand von rund drei Millionen Euro gerechnet. Dafür sollen in den nächsten zwei Jahren Spenden eingeworben und Fördermittel beantragt werden. In dieser Phase kann noch kein Antrag auf denkmalrechtliche Genehmigung gestellt werden, doch hat das Landesamt für Denkmalpflege grundsätzlich das Vorhaben positiv beurteilt. Ob das Vorhaben allen denkmalpflegerischen Anforderungen gerecht werden kann, wird sich in der weiteren Ausarbeitung zeigen. Eine restauratorische Untersuchung mit einer anschließenden Sanierung des Außenbaus ist für die nahe Zukunft vorgesehen.

Stephanie Zumbrink

2018 Jahresrückblick der Regionalgruppen auf das Jahr 2018

Jahresrückblick der Regionalgruppe Karlsruhe 2018

200 Jahre
Badische Verfassung von 2018

Das Jahr 2018 stand ganz im Zeichen des Gedenkens der Badischen Verfassung von 1818. Da im Septemberheft 2018 und in Heft 4 ausführlich über die verschiedenen Aktivitäten der Regionalgruppe Karlsruhe berichtet wurde, begnüge ich mich mit einer kurzen chronologischen Aufzählung der Veranstaltungen, die in direktem oder indirektem Bezug zu diesem Ereignis stehen. Die meisten Veranstaltungen fanden in Zusammenarbeit mit der Landesvereinigung Baden in Europa statt.

22.03.: Vortrag: »Die Kirchenunion in Baden« Pfarrer Klaus Schnabel.

12.04. Vortrag: »Was bedeutet uns Baden und seine Verfassung von 1818 heute? Gedanken eines Freiburgers vor Karlsruhern« von Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht.

13.06.: Führung durch die Ausstellung »Demokratie wagen? Baden 1818/1819« im Generallandesarchiv Karlsruhe.

28.06.: Führung durch die Ausstellung »Revolution« im Badischen Landesmuseum im Schloss Karlsruhe.

10.07.: Führung durch die Ausstellung »Bewegt Euch! 1968 und die Folgen in Karlsruhe« im Stadtmuseum Karlsruhe / Prinz-Max-Palais.

23.07.: Vortrag »Mit den Badischen Staatsbahnen zum Musterländle« von Wolfgang Dörflinger von den Modell- und Eisennbahnfreunden Karlsruhe.

22.08.: Gedenk-Veranstaltung der Badischen Heimat, der Bürgerwehren und der Landesvereinigung Baden in Europa auf dem Schlossplatz.

25.08. Informations-Tisch mit der Landesvereinigung Baden in Europa auf dem Ständehaus-Fest (25 Jahre Stadtbibliothek) rund um das Ständehaus.

05.09.: Staatsakt des Landes Baden-Württemberg zur Verfassung von 1818 im Gartensaal des Schlosses mit einer Festrede der Landtagspräsidentin des Landtags von Baden-Württemberg, Muhterem Aras (nur für geladene Gäste).

22.09.: Auf Einladung von Dr. Volker Kronemayer, dem Vorsitzenden der Regionalgruppe Schwetzingen, Teilnahme am »Gedenken am Grabe und Hebeltrunk« zum Gedenken an den 192. Todestag Johann Peter Hebels in Schwetzingen mit dem Festvortrag von Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht »Johann Peter Hebel und die badische Liberalität. Anmerkungen zur Verfassung Badens vom 22. August 1818«.

03.10.: Rechtshistorischer Rundgang durch die Innenstadt Karlsruhes unter dem Motto »Einigkeit und Recht und Freiheit« von Dr. Detlev Fischer, Richter am Bundesgerichtshof a. D. und Vorsitzender des Vereins des Rechtshistorischen Museums Karlsruhe.

06. und 07.10.: Führung zum Thema »Geschichte und Geschichten zu Baden. Baden als Wiege der deutschen Demokratie« mit Schwerpunkt ab 1818 von Regierungspräsidentin a. D. Gerlinde Hämmerle.

14.11.: Vortrag »Verfassungswirklichkeit in Baden. Bemerkungen zu den Landesverfassungen von 1818 und 1919« von Dr. Detlev Fischer, Richter am Bundesgerichtshof und Vorsitzender des Vereins Rechtshistorisches Museum Karlsruhe.

Zu den Aktivitäten zählen auch die zahlreichen Artikel, die auf Initiative der Badischen Heimat und der Landesvereinigung Baden in Europa in den Badischen Neuesten Nachrichten erschienen sind sowie die Artikel der Badischen Heimat über die Verfassung in verschiedenen Publikationsorganen, so z. B. im BLV-Magazin, des Berufsschullehrerverbands, dem Mantelteil der Bürgervereinszeitungen Karlsruhes, dem Bürgervereinsheft der Nordstadt Karlsruhe sowie dem Residenzjournal der FächerResidenz (Wohnstift) Karlsruhe.

Besuch des »Missionswerks Karlsruhe«

Das eindrucksvolle rötliche Gebäude mit der Kuppel und dem überdimensionalen Neonkreuz, das in der Nähe des Kühlen Krugs an der B 10 in Karlsruhe

steht, zieht die Blicke aller Passanten und Autofahrer auf sich, doch nur wenige wissen, dass sich dahinter das »Missionswerk Karlsruhe« verbirgt. Dieses Missionswerk engagiert sich nicht nur im christlichen Leben Karlsruhes und bietet Freikirchen, aber auch Katholiken und Protestanten eine Stätte für Gottesdienst, Zusammenkünfte, Kongresse, Gebetsnächte, sondern engagiert sich auch in Indien und Afrika und insbesondere auch in Israel mit Kindergärten und Bildungseinrichtungen für alle Bevölkerungsschichten, Religionen und Konfessionen.

Durch ein großes, helles Foyer gelangt man zum Herzstück des Gebäudes, einer Art »Kathedrale«, überwölbt von einer riesigen Kuppel, einer Mischung aus Kirche und Konferenzraum. Der Raum bietet über 3000 Menschen Platz, besitzt eine grandiose Orgel, die auch digital gespielt werden kann, einen Steinway, ein Podium und viele technische Finessen für alle denkbaren Ereignisse. »Hoffnung geben – Zukunft leben« heißt das Motto, unter dem nicht nur mit Worten, sondern mit Taten »Gottes Liebe gezeigt« werden soll.

Daniel Müller, der Leiter des Missionswerks und seine Frau sowie einige Mitarbeiter standen uns nach der beeindruckenden Führung noch bei Kaffee und Kuchen zu Fragen und Diskussion zur Verfügung. Es war ein lohnender Nachmittag für die Besucher, die mit der Badischen Heimat gekommen waren.

Ausblick: Winter-Frühjahrs-Programms 2019
Bereits festgelegte Termine:
23.01.2019: Mitgliederversammlung mit Neuwahlen im Vortragsraum des Oberrheinischen Dichtermuseums, Prinz-Max-Palais, Karlstraße 10, 76133 Karlsruhe, Beginn 18:00 Uhr.

Im Anschluss an die Mitgliederversammlung findet eine Führung durch das Oberrheinische Dichtermuseum durch Herrn Prof. Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann, den Vorsitzenden der Literarischen Geselllschaft, statt.

22.02.2019: Michael Ullrich: Die Post im Badischen Raum von 1853–1871. Ein spannender Überblick über Briefe, Postbeförderung und Politik im Vortragsraum der FächerResidenz Karlsruhe, Rhode-Island-Allee 4, 76149 Karlsruhe

Gemeinschaftsveranstaltung Badische Heimat/ Landesvereinigung Baden in Europa

Termine in Planung
- 300 Jahre Theater in Karlsruhe
- »Auswanderungswellen nach Polen, Ungarn und USA und ihre Hintergründe im 18. und 19. Jahrhundert«, Vortrag von Hildegard Ried
- Ein Hebelabend in der Paul-Gerhardt-Kirche (ehemaliges Stephanienbad) mit Geschichten und Erläuterungen von Dr. Franz Littmann, Hebel-Experte, dazu eine zur Geschichte passende Suppe und Getränke, mit musikalischer Umrahmung in der Paul-Gerhardt-Kirche Karlsruhe-Beiertheim
- »Zu Gast bei«: Gaststätte Raub in Oberndorf bei Kuppenheim
- Besuch des Bruchsaler Schlosses in den neu gestalteten Räumen
- »Baden – eine Kernregion in Europa«, Vortrag von Prof. Robert Mürb
- »Die Eisenbahnen in Karlsruhe von 1840–1930«, Vortrag von Wolfgang Dörflinger von den Modell- und Eisenbahnfreunden (Fortsetzung des Vortrags über die Badischen Staatsbahnen)

Jahresrückblick 2018 der Regionalgruppe Freiburg

Schweitzer-Seminar im Haus der Badischen Heimat
Die im Jahr 2017 begonnene Arbeitsform des Seminars wurde 2018 mit vier Seminaren zu Albert Schweitzer fortgesetzt. In jeweils eineinhalbstündiger Sitzung lasen und besprachen die Teilnehmer Textauszüge aus dem Werk Schweitzers, darunter auch Schriften aus dem umfangreichen Nachlass.

Teilnehmer waren Mitglieder der Badischen Heimat und über die Badische Zeitung auf die Veranstaltung aufmerksam gemachte Interessierte, darunter regelmäßig ein Mitglied der Albert-Schweitzer-Gesellschaft.

Leiterin der Seminare war Dr. Ursula Speckamp.

21. Februar 2018: Prägungen Schweitzers in Kindheit, Jugend, Studium.
Nachdem ein Überblick über die wichtigsten Lebensstationen und das schriftstellerische Werk des Philosophen, Theologen, Musikers und Arztes gewonnen war, ging es an die Lektüre und Besprechung von Auszügen aus dem Büchlein »Aus meiner Kindheit und Jugendzeit«. Der junge Albert wuchs mit mehreren Geschwistern im behüteten Pfarrhaus von Günsbach im elsässischen Münstertal auf. Tief prägten ihn das dörfliche Leben und die enge Verbindung mit der Natur. Die Gymnasialzeit, die er bei Onkel und Tante im elsässischen Mülhausen verbrachte, zeigt Schweitzer als diskutiersüchtigen Wahrheitssucher,

der er zeitlebens blieb, wenn auch später anderen gegenüber weniger aufdringlich, wie er bekennt. – Zwei dem Menschen notwendige Tugenden stellt Schweitzer bei der Rückschau auf seine frühen Jahre besonders heraus: die Dankbarkeit und die Begeisterung für Ideale. Wie vieles verdanken wir anderen und danken ihnen nie? Auch er selbst, gesteht Schweitzer, versäumte es oft aus Gedankenlosigkeit. Ferner: Wie schnell gehen Ideale im Lebensprozeß verloren!

Wer aber »an seiner Läuterung arbeitet, dem kann nichts den Idealismus rauben«.

28. März 2018: »Ehrfurcht vor dem Leben«

Die philosophischen Lehre der »Ehrfurcht vor dem Leben« arbeitet Schweitzer in seinem Hauptwerk »Kultur und Ethik« aus. Was ist Kultur? Sie besteht in der Schaffung gedeihlicher materieller Lebensverhältnisse, welche die sittliche Vollendung des Einzelnen ermöglichen sollen. Diese ist das letzte und höchste Ziel der Kultur. Die sittliche Persönlichkeit – sie denkt und handelt selbstständig und hängt nicht Denkmoden an und tut, was »man« tut – ist durchdrungen von dem Willen, Leben zu erhalten und Leben zu fördern, denn: Alles Leben will leben. Oft ist das nicht möglich, denn jegliches Leben erhält sich durch anderes Leben. Schweitzer erklärt sich für zugleich pessimistisch und optimistisch: Die Erkenntnis der Leidhaftigkeit des Lebens lässt ihn pessimistisch sein, doch ist er voll Zuversicht, was die Zukunft der Menschheit anbelangt; die Gesinnung, der Geist wird über die niederdrückende Macht der Verhältnisse siegen. Die Seminarteilnehmerin der Albert-Schweitzer-Gesellschaft bereicherte das Thema durch Einblicke in die Ethik nordamerikanischer Indianerstämme, die beeindruckende Elemente einer »Ehrfurcht vor dem Leben« enthält.

25. April 2018: Heimat und Weltkultur

Lebenslang war Schweitzer seiner elsässischen Heimat eng verbunden. In seinem Heimatdorf Günsbach ließ er sich von dem Geld, das er mit der Verleihung des Goethepreises der Stadt Frankfurt erhielt, ein Haus bauen, das ihm bei seinen Europaaufenthalten Einkehr bot. Auch die Beziehungen nach Baden waren eng; hier gab er viele seiner Orgelkonzerte. Als Philosoph war Schweitzer den meisten seiner Zeitgenossen voraus: Er setzte sich nicht nur mit der überkommenen »abendländischen« Philosophie auseinander, sondern zog auch den philosophischen Außenseiter Goethe, vor allem aber die Philosophien der alten Kulturen Indiens und Chinas in den Kreis seines Denkens. Im Hinblick auf eine die ganze Menschheit umfassende Ethik gehört nach Schweitzer der Lehre des Konfuzius und seiner Schüler die Zukunft.

6. Juni 2018: »Friede oder Atomkrieg«

Heißt der Titel des Büchleins, das die drei 1958 über Radio Oslo weltweit ausgestrahlten Appelle Schweitzers gegen einen drohenden Atomkrieg enthält.

Seit Beginn der 1950er Jahre beschäftigte sich Schweitzer intensiv mit der Gefahr atomarer Waffen und mischte sich politisch ein: Bereits die durchgeführten Versuchsexplosionen von Atombomben verseuchten weite Gebiete und schädigen das Leben; diese Schädigung wird von den Verantwortlichen kleingeredet. Um zu einem Abrüstungsabkommen zwischen den USA und der Sowjetunion zu gelangen, hält Schweitzer den Abzug US-amerikanischer Atombomben aus Europa für unabdingbar, dann »nimmt diese unnatürliche Situation ein Ende. Amerika wird wieder ganz Amerika, Europa wieder ganz Europa«, so Schweitzer im Appell vom 30.04.1958.

Ausblick: Veranstaltungen der Regionalgruppe Freiburg Februar–Juni 2019

»BadenCafé«: Das seit Oktober am ersten Dienstag eines Monats stattfindende »BadenCafé« wird fortgesetzt. Auf einen kurzen Vortrag zu badischen Themen folgt ein gemütlicher Teil bei Kaffee und Kuchen.

Termine: 5.2/ 5.3/ 2.4/ 7.5/ 4.6., 15,30 Uhr bis ca. 17 Uhr.

Seminare zu dem Schriftsteller und Denker Reinhold Schneider:

Mittwoch, 19 März, 17:00–18:30 Uhr: »Die Notwendigkeit der weltkulturellen Persönlichkeit«

Mittwoch, 15. März, 17:00–18:30 Uhr: »Schneiders Kampf gegen die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik Deutschland und die Atomwaffen«

Wir lesen und besprechen einschlägige Auszüge aus dem Werk Schneiders. Leitung Dr. Ursula Speckamp

Ursula Speckamp

Jahresrückblick der Regionalgruppe Mannheim 2018

Das neue Veranstaltungsjahr 2018 unserer Regionalgruppe Mannheim im Landesverein Badische Heimat e. V. begann diesmal im März mit einer Führung durch die neue Sonder-

ausstellung in den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim. Als Erweiterung und Fortführung der Ausstellung »Die Päpste und die Einheit der lateinischen Welt«, welche wir letztes Jahr besuchten, widmeten sich die Reiss-Engelhorn-Museen diesmal gemeinsam mit den evangelischen Landeskirchen in Baden und Württemberg der wechselvollen Geschichte des deutschen Südwestens zur Zeit der Reformation. Die Ausstellung **REFORMATION! Der Südwesten und Europa** informierte über die bekannten Reformatoren des 16. Jahrhunderts wie Philipp Melanchthon, Johannes Calvin oder Martin Bucer und über die Vielfältigkeit der reformatorischen Wege im konfessionellen Zeitalter. Sie und viele andere haben in den Reichsstädten des deutschen Südwestens, den Territorien Württemberg, Kurpfalz und Baden sowie der als Oberzentrum regional wichtigen Reichsstadt Straßburg bis in die Gegenwart wirksame Impulse gegeben. Die jeweiligen politischen Verhältnisse hatten ihrerseits enormen Einfluss auf den Umgang mit den reformatorischen Ideen. Frau Tanja Vogel, engagierte und sachkundige Mitarbeiterin an den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim und Mitglied im Vorstand unserer Regionalgruppe führte unsere Gruppe von 10 Personen und informierte über zwei kurzweilige Stunden zu den wichtigsten Persönlichkeiten, Ereignissen und Orten der südwestdeutschen Reformationsgeschichte.

Mitte Juni stellten wir unseren Mitgliedern und Freunden der Badischen Heimat wieder ein Heimatmuseum in der näheren Umgebung Mannheims vor. Diesmal trafen wir uns im **Heimatmuseum Brühl/Rohrhof,** um von Herrn Dr. Volker Kronemayer und Herrn Winfried Höhn (Verein für Heimat- und Brauchtumspflege Brühl/Rohrhof e. V.) eine Führung zum interessanten Thema **Schütte-Lanz-Luftschiffbau** zu hören. Wer in der Region kennt nicht den Spruch »Ketsch – Brühl – Antwerpen«? Wer aber weiß, dass er bedeutet: »Ketsch – Brühl – An den Werften«? Die Großherzoglich Badische Staatseisenbahnen hatte damals an der Schiffsbauwerft von Schütte-Lanz in Brühl einen eigenen Haltepunkt eingerichtet. 1909 gründeten der Schiffsbauingenieur Johann Schütte und der luftfahrtbegeisterte Mannheimer Unternehmer Heinrich Lanz die Firma »Luftschiffbau Schütte Lanz OHG« auf der Gemarkung Seckenheim/Rheinau.

Bis heute sind drei der im Jahr 1916 erbauten ehemaligen riesigen Werkshallen vorhanden, in denen bis 1919 die Luftschiffe gebaut wurden. Von der vorletzten Jahrhundertwende bis zur Katastrophe der »Hindenburg« 1937 waren Luftschiffe für die Entwicklung der Luftfahrt von großer Bedeutung. Bis zum 1. Weltkrieg 1914 konkurrierten die drei Typen Parseval, Zeppelin und Schütte-Lanz um die Anerkennung der Öffentlichkeit und des Militärs. Bis 1918 hatte Schütte-Lanz 22 Luftschiffe konzipiert, von denen aber nur 21 gebaut wurden. 9 Luftschiffe hatte die Marine in Auftrag gegeben, 13 Luftschiffe wurden vom Heer bestellt. Nach dem Ersten Weltkrieg mussten die Anlagen zum Luftschiffbau auf der Werft abgebrochen werden. Die Firma spezialisierte sich schließlich sehr erfolgreich auf die Produktion von Sperrholzplatten (Schütte-Lanz-Holzwerke). In den 1935 bis 1938er Jahren war speziell der englische Markt ein sicheres Absatzgeschäft für Schütte-Lanz-Sperrholz, das hauptsächlich für die Ausstattung der großen Passagierdampfer, etwa der *Queen Mary* verwendet wurde. Auch die englischen Eisenbahngesellschaften mit ihren Wagenbau waren gute Kunden. Nach dem Zweiten Weltkrieg verlagerte sich die Produktion auf Schalungswände für die Bauindustrie. Die kenntnisreichen Erläuterungen von Herrn Höhn wurde durch historische Fotografien und einige Exponate wie original hölzerne Verstrebungen der Luftschiffkonstruktion, eine Kugelbombe (die Luftschiffe wurden nur für den Kriegseinsatz im Ersten Weltkrieg genutzt) sowie Porzellanservice aus dem Offizierskasino und kleine Luftschiff-Modelle unterstützt.

Im Juli gab es wieder eine Veranstaltung im Mannheimer Vorort Seckenheim. Der Besuch war bei unserem letzten Treffen in Seckenheim im Dezember 2017 schon anvisiert worden und Herr Wilhelm Stamm vom Förderverein historisches Seckenheim e. V. hatte sich bereit erklärt, unsere kleine Gruppe von acht Personen bei schönstem Sommerwetter zu führen. Der Ortsrundgang stand unter dem Thema **Seckenheim in badischer Zeit.** Ausgangspunkt der Führung war die historische Ortsmitte mit den Seckenheimer Planken, die 2017/18 neu angelegt wurden. Der Platz zwischen historischem Rathaus und ehemaliger alter Apotheke wird hauptsächlich durch die Haltestellen der Straßenbahnlinie 5 (früher OEG) und die Buslinien der VRN bestimmt. An den Führungs-Haltepunkten Heumarkt, Neckarmauer, Lauergasse, altes Rathaus und dem Gasthaus »Goldener Engel« wurden exemplarisch Bauwerke und Ereignisse der Badischen Zeit erläutert. Der Zeithorizont umfasste die Bildung des Großherzogtum Badens 1806, thematisierte die Geschehnisse und Ursachen der badischen Revolution von 1848/49, streifte die Gründung der badischen Republik 1918 und endete mit dem Zusammenschluss des Lan-

des Baden-Württemberg 1952. Von der Terrasse der katholischen Kirche hatten wir einen wunderbaren Blick auf das Landschaftsschutzgebiet am alten Neckar mit seinen natürlichen Sandbänken. Nach Ende der Führung trafen wir uns bei einem kühlen Bier im Biergarten des Gasthauses »Prinz Max«.

Nach der kurzen Sommerpause im August starteten wir am 12. September mit dem zweiten Teil unseres Jahresprogramms. Diesmal stand das neu eröffnete, ehemalige Stadtarchiv auf unserer Besuchsliste, das **MARCHIVUM.** Dr. Harald Stockert, Mitglied im Vorstand der Regionalgruppe Mannheim und hauptamtlich stellvertretender Direktor des MARCHIVUM führte uns durch das neue Domizil, das auf einem umgewandelten Weltkriegsbunker in leichter Architektur thront. So lautete auch das Motto der Führung **Vom Weltkriegsbunker zum Haus der Geschichte.** Das MARCHIVUM ist Mannheims Archiv, Haus der Stadtgeschichte und Erinnerung. Es ist aus dem Stadtarchiv Mannheim – Institut für Stadtgeschichte hervorgegangen. Dessen Anfänge reichen in das Jahr 1907 zurück, als es von Mannheims erstem Stadtarchivar Friedrich Walter gegründet wurde. Mit dem Einzug in den vormaligen Weltkriegsbunker Ochsenpferch in der Neckarstadt-West, der zwei neue Stockwerke erhielt, bekam das Stadtarchiv Mannheim – ISG zum 1. März 2018 den Namen MARCHIVUM. Im Rahmen der Führung erhielten wir Einblicke hinter die Kulissen des neuen Hauses (Dokumenten- und Bücherdepots, Digitalisierungsraum) erfuhren Spannendes über die (Um-)Baugeschichte des Gebäudes und durften einen Blick in die neugestalteten Publikumsräume wie Sonderausstellungsräume, Lesesaal oder den großen Vortragssaal mit seinen vielfältigen Medieneinsatzmöglichkeiten werfen. Die Führung endete im Buchladen des MARCHIVUMS, wo man die hauseigenen Publikationen zur Mannheimer Stadtgeschichte erwerben kann.

15 Interessierte fanden sich bei unserer nächsten Veranstaltung am 5. Oktober in den Reiss-Engelhorn-Museen ein, um mit Prof. Dr. Claude W. Sui, Abteilungsleiter für Kunst- und Kulturgeschichte und Leiter des Forums Internationale Photographie (FIP), eine Führung durch die Ausstellung Abenteuer, Anden und Amazonas – Wilhelm Reiß' Südamerika-Expedition in **historischen Fotografien** zu unternehmen. Prof. Sui hat die Ausstellung selbst kuratiert.

Vor 150 Jahren brach der Mannheimer Vulkanologe Wilhelm Reiß (1838–1908) zu einer abenteuerlichen Expedition durch Südamerika auf. Seine achtjährige Reise führte ihn durch Kolumbien, Ecuador, Peru und Brasilien. Er folgte dem Amazonas und bestieg als erster das rund 5900 Meter hohe Vulkanmassiv des Cotopaxi in Ecuador. Zum Jubiläum präsentierte das Forum Internationale Photographie der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim einen besonderen Schatz. Erstmals wurde eine umfassende Auswahl an historischen Fotografien gezeigt, die Wilhelm Reiß von seinen Reisen mitgebracht hatte. Südamerika war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwar längst keine »terra incognita« mehr, aber dennoch eine fremde Welt. Die kostbaren historischen Fotoaufnahmen zeigen die großen Städte wie Cartagena und Bogota in Kolumbien, Quito und Callao in Ecuador, Chorrillos und Lima in Peru, Bahia und Rio de Janeiro in Brasilien.Viele Fotografien widmen sich der indigenen Bevölkerung am Amazonas, andere den spektakulären Landschaften, insbesondere den Andenvulkanen, wie dem 4700 m hohen Puracé, dem 5897 m hohen Cotopaxi oder den 6300 m hohen Chimborazo, der von allen Punkten der Erdoberfläche die weiteste Entfernung zum Erdmittelpunkt hat.

Zum Ende des Jahres, im Dezember 2018 werden wir die schon seit einiger Zeit neu gestalteten Ausstellungsräume des **Barockschlosses Mannheim** besuchen. Zwischen 1720 und 1760 entstand das Mannheimer Schloss als das zweitgrößte Barockensemble (nach Versailles) Europas. Die elegante Innenausstattung entsprach dem neuesten französischen Geschmack. Im 2. Weltkrieg wurde das Schloss stark zerstört. 1947 begann der Wiederaufbau. Die Universität nutzte ab 1950 die ehemaligen Schlossräume bis heute. Nur wenige der Prunkräume wie Treppenhaus und Kaisersaal wurden in den 1950er Jahren rekonstruiert und dienten als »gute Stube« der Stadt Mannheim.

Seit 2005/06 fanden umfangreiche Baumaßnahmen am und im Schloss statt. So wurde unter anderem ein dem alten Mansarddach entsprechendes neues Dach aufgesetzt. Die Fassaden erhielten eine neue Fassung: dunkelrote Gliederungen und gelbe Wandflächen (diese ursprünglich weiß gefasst). Sowohl in das Mezzaningeschoss als auch in das nach alten Vorlagen neu errichtete Mansarddach zogen die Fachbereichsbibliotheken ein. In den frei gewordenen Räumen der Beletage entstanden nach Rückbau der nach 1945 entstandenen Raumstruktur die alten Zimmerfluchten des Kaiserlichen und Kurfürstlichen Quartiers neu. In ihnen und den nördlich angrenzenden Korridorbereichen sowie im Erdgeschoss wurde ein Schlossmuseum eingerichtet. Es zeigt Wandteppiche, Möbel und andere Kunstgegen-

stände aus kurpfälzischer und badischer Zeit in Dekorationen, die die ursprüngliche Erscheinung der Räume andeuten. Der Rundgang durch die Beletage bringt das gesellschaftliche Leben bei Hofe in all seinen Facetten nahe – von den herrschaftlichen Appartements aus der Zeit von Kurfürst Carl Theodor bis zum Musikzimmer der Großherzogin Stefanie. Ein Höhepunkt der Führung von Frau Ute Napp, Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, wird die einmalige Sammlung von Tapisserien sein, die zum Teil in der Königlichen Gobelinmanufaktur in Paris hergestellt wurden. *Dr. Kai Budde*

Jahresrückblick der Regionalgruppe Lörrach/Markgräflerland 2018

Die Regionalgruppe Lörrach/Markgräflerland kooperiert mit dem Museumsverein Lörrach, dessen vollständiges Programm den Mitgliedern der Badischen Heimat zur Verfügung steht.

2018 gab es im Dreiländermuseum Lörrach zwei große Ausstellungen: die 2017 begonnene Ausstellung »Reformationen« und »Le tournant – Zeitenwende 1918/19« mit jeweils umfangreichem vielseitigen Begleitprogramm.

Darüber hinaus bot der Museumsverein eine Reihe von Veranstaltungen an, u. a. Führungen durch die Ausstellungen mit dem Museumsleiter Markus Moehring und den Kuratoren Dr. Peter Kunze (Reformationen) und OStD i. R. Hubert Bernnat (Kriegsende) und Vorträge zu den beiden Themen.

Außerdem führte der Verein folgende Veranstaltungen durch:

- Besuch der Ausstellung »Die Etrusker« in Karlsruhe
- Besuch der Ausstellung »Hölzel und sein Kreis« in Freiburg
- Fahrt nach Montbéliard, das für die französischen Protestanten von größter Bedeutung war, Mandeure mit imposanten römischen Anlagen und zur Kirche in Audincourt mit den berühmten Fenstern von Fernand Léger
- Fahrt an den Bodensee mit Besuch des Museums »Lindwurm« in Stein am Rhein und Schifffahrt von Stein nach Schaffhausen
- Besuch der Ausstellung »Babberger und die Höll« in Bernau
- »Kennen Sie Kleinbasel?« Stadtrundgang mir Dr. Helen Liebendörfer
- Führung in der Humanistenbibliothek in Schlettstadt, Stadtführung mit StD i. R. Herbert Kuhn (Lörrach) und Besichtigung der Wehrkirche in Hunawihr
- Besuch der Ausstellung »Die Brücke 1905–1914« in Baden-Baden

So konnten die Mitglieder der Regionalgruppe im Durchschnitt jede Woche mindestens eine Veranstaltung besuchen. *Inge Gula*

Jahresbericht 2018 Regionalgruppe Schwetzingen

Die Programmfolge des Jahres 2018 beginnt mit der Mitgliederversammlung der Regionalgruppe am 21. Februar im Restaurant »Bootshaus« in 68775 Ketsch. Die Versammlung, zu der sechszehn Mitglieder gekommen sind, verläuft zügig und harmonisch.

Über »Das System der Schleusen in den Schwetzinger Wiesen« informiert am 13. März Wiesenhüter Fritz Fichtner im Restaurant TVB Clubhaus in 68782 Brühl. Diese Veranstaltung findet in Kooperation mit der VHS Schwetzingen und dem Verein für Heimat- und Brauchtumspflege Brühl/Rohrhof e. V. statt. Fast achtzig Besucher kommen zu dieser Veranstaltung der am 8. September dann noch zwei Radtouren folgen.

Die Schwetzinger Wiesen dienen dem Landschafts- und Naturschutz, der Landwirtschaft, der Naherholung und in besonderer Gewichtung dem Hochwasserschutz. Ein Geflecht von Be- und Entwässerungsgräben durchzieht diese Schwetzinger Gemarkung zwischen Brühl-Rohrhof und Rhein, das, gesteuert durch ein System von Schleusen, Austrocknung und Überflutung verhindern soll. Frühere Nutzungen durch die Ziegeleien oder Fischzucht haben ihre Spuren hinterlassen und die Landschaft mit geprägt.

Wolfgang Schröck-Schmidt, M.A., informiert am 10. April über »Schwetzingen, das Schloss, die Stadt und die Pfalz. Pfälzer Geschichte in 5 Minuten?!«. Schwetzingen und sein Schloss liegen im Dreieck zwischen Speyer, Heidelberg und Worms, den Machtzentren der Pfalz im Mittelalter. Welche Rolle spielt die Sommerresidenz im ausgehenden Mittelalter und in der frühen Neuzeit für die Pfälzer Kurfürsten und für die Gesellschaft? Wie verhält sich die Entwicklung der Einwohner, der Architektur und der Handel und Wandel vor dem Hintergrund

von Kriegen, Epidemien, Wetter und Klima? Auf der Suche nach den gesellschaftlichen Umbrüchen zwischen 1350 und 1803 wir ein profunder Einblick in die Geschichte der Region und im Speziellen der von Schwetzingen gegeben.

Am 5. Mai 2018 jährt sich der Geburtstag eines bedeutenden Denkers des 19. Jahrhunderts, Karl Marx, zum 200. Mal. Aus diesem Anlass lädt am 19. April die Badische Heimat zum Philosophischen Kaffee der VHS im Hebelhaus in Schwetzingen ein, um über »Karl Marx (1818–1883). Leben. Werk. Zeit.« zu diskutieren. Der Abend widmet sich dem Leben und Werk des oft missverstandenen Revolutionärs, Philosophen und Journalisten. Welche Hauptaussage haben seine zentralen Werke »Das Kommunistische Manifest« und »Das Kapital«? Wie ist seine Wirkungsweise bis heute? Wie sieht es heute in der globalisierten und digitalisierten Welt aus mit selbst bestimmter Arbeit und Selbstverwirklichung durch Arbeit?

Vom 27. Bis 30. Mai begibt sich die Badische Heimat auf eine Studienreise nach Holland. Besucht werden die Städte Leyden, Amsterdam und zu Abschluss Haarlem, und ein kleiner Ausflug am Abend an den Strand von Noordwijk. Stadtführung in den Städten eine Grachtenfahrt, der Besuch des Reijksmuseums und ein Stadtrundgang inklusive Straßenbahn brachten den Besuchern die Hauptstadt der Niederlande näher.

Am 23. Juni führt Rainer Kirchner unter dem vielversprechenden Titel »Vom Rebstock ins Glas. Weinwanderung auf Wieslocher Weinbergen« durch die Rebanlagen. Begleitet werden die 40 Gäste aus Schwetzingen von den drei Winzern in Wiesloch, die ihre Weingärten persönlich vorstellen und erläutern.

Bei dem »Bussierhäusl« mit der Skulptur des »Speedy Bacchus« hält man etwas länger inne, um diese touristische und künstlerische Attraktion zu würdigen.

Im Anschluss an die Wanderung erfolgt in Wimmers Landwirtschaft eine Weinprobe, die von den Winzern der Weingüter Holfelder, Wimmers und »Winzer von Baden eG« (ehemals Winzerkeller Wiesloch) ausgerichtet wird.

Hebels Todestag in Schwetzingen 2018 fällt in diesem Jahr genau auf den Jahrestag, den 22. September. Im Rahmen des traditionellen »Hebelgedenkens« am 192. Todestag des alemannischen Dichters und Prälaten der Evangelischen Landeskirche in Baden würdigen Stadt und Verein seit nunmehr hundert Jahren gemeinsam Johann Peter Hebel. Der langen Tradition folgend legen im Rahmen des »Hebelgedenkens« die Bürgermeister von Hausen im Wiesental, Martin Bühler, sowie der Schwetzinger Oberbürgermeister Dr. René Pöltl einen gemeinsamen Kranz für die beiden Gemeinden nieder. In diesem Jahr kommt erstmals ein zweiter Kranz der Evangelischen Landeskirche in Baden dazu, den Prälat Prof. Dr. Traugott Schächtele niederlegt. Umrahmt wurde die Veranstaltung von der Hebelmusik Hausen 1855 e. V., unter der Leitung von Dirigent Jean-Christophe Naas. Im Mittelpunkt des ebenfalls traditionsreichen festlichen Hebeltrunks steht der Vortrag von Prof Dr. Paul Ludwig Weinacht aus Würzburg zum Thema »Johann Peter Hebel und die Badische Liberalität. Anmerkungen zur Verfassung Badens vom 22. August 1818.« [Die Ansprache ist in diesem Heft abgedruckt].

Im Anschluss an den Vortrag erfolgt die Überreichung der Hebelmedaille, der Buchpreise und der einjährigen Ehrenmitgliedschaft in der Badischen Heimat, die Dr. René Pöltl und Dr. Volker Kronemayer gemeinsam vornehmen. Geehrt werden Mirko Fackel, ehemaliger Schüler an der Schimper-Gemeinschaftsschule, sowie Frederik Adam, der noch das Hebel-Gymnasium besucht.

Prof. Dr. Michael Prosser-Schell spricht am 12. Okotber in der VHS Schwetzingen über »Feste, Fröste und Reliquien. Neuere Forschungsbefunde zum St. Urbantag« Während die klassischen, traditionellen Feste der Rebleute und Weingewerbetreibenden zum St. Urbantag hierzulande eher zurückgegangen sind, erleben sie etwa in Ungarn eine nachhaltige Renaissance. Das Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) forscht seit Jahrzehnten zur Thematik populare religiöse Kultur, Konflikte und Selbstvergewisserung in multiethnischen und multikonfessionellen Einwanderungsgebieten. Das Fest Sancti Urbani, das am 25. Mai gefeiert wird, steht im Mittelpunkt des Vortrags.

Am 19. November referiert Corinna Schneider, M.A., Historikerin, vom Verein Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e. V. über 100 Jahre Frauenwahlrecht in Deutschland. Im November 1918 wurde in Deutschland das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht eingeführt und im Januar 1919 können Frauen in Baden und Württemberg und auf Reichsebene erstmals wählen und selbst gewählt werden. Wie geht es in der Weimarer Republik und nach 1945 weiter? Die Aufnahme des Artikel 3 Absatz 2 »Männer und Frauen sind gleichberechtigt« ins Grundgesetz ist maßgeblich auf Elisabeth Selbert zurückzuführen.

Und am 21. Januar 2019 berichtet Dr. Ralf Wagner im Palais Hirsch in Schwetzingen über »Die

deutschen Dynastien im Jahr 1918«. Am Ende des 1. Weltkrieges dankte nicht nur der Deutsche Kaiser Wilhelm II. ab, sondern es fallen auch die restlichen deutschen Fürsten. »Macht Euern Dregg alleene«, sagt der sächsische König Friedrich August zum Abschied vom Thron. Er dürfte noch einer der bekannteren Fürsten gewesen sein. Wer kennt aber noch die vielen thüringischen Fürsten, so die von Schwarzburg-Sondershausen oder die vielen Heinriche der beiden Fürstenhäuser Reuß und deren Residenzschlösser?

Alle Veranstaltungen werden in enger und bewährter Kooperation mit der VHS Schwetzingen, der Stadt und dem Stadtarchiv Schwetzingen sowie dem Karl-Wörn-Haus Schwetzingen vorbereitet.

Abschließend sei an dieser Stelle allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, insbesondere dem Zweiten Vorsitzenden Dieter Burkard, dem Kassier Werner Knieriem und dem Schriftführer Dieter Frodl für die geleistete Arbeit, ohne die das ehrgeizige Programm nicht durchzuführen gewesen wäre, herzlich gedankt. *Volker Kronemayer*

Die Rastatter Regionalgruppe der Badischen Heimat blickt auf ein erfolgreiches Jahr 2018 zurück

Die Rastatter Regionalgruppe legte auch in 2018 einen Schwerpunkt auf die monatlich stattfindenden Vorträge mit interessanten Themen zumeist aus der badischen Geschichte. Dabei wurden die Veranstaltungen sehr unterschiedlich frequentiert. Die Besucherzahl reichte von knapp 20 bis über 80 Gäste. Von Januar bis Oktober 2018 wurden insgesamt acht öffentliche Vortragsveranstaltungen durchgeführt.

Bei der Auftaktveranstaltung im Januar mit dem Fachgebietsleiter a. D. Wolfgang Kohler standen die Thermalquellen von Baden-Baden im Mittelpunkt. Kohler ging insbesondere auf ihre Bedeutung für die Stadt, ihre geologischen Ursachen und die Geschichte ihrer Nutzung ein. Dabei berichtete er auch über die historischen und aktuellen Vorstellungen der Thermalwasserbildung, die Entstehung der Wärme, die gelösten Inhaltsstoffe, die Radioaktivität und die weitere Nutzung des Wassers. Den Abschluss des Vortrages bildete eine kritische Bewertung der Aktivitäten zum Neubau eines Hotels im Garten des Neuen Schlosses. Die Besucher machten von der Gelegenheit Fragen zu stellen regen Gebrauch.

Im Februar berichtete die Kunsthistorikerin und Restauratorin Sigrid Gensichen über die Schlosskirche zum Heiligen Kreuz. In den Mittelpunkt stellte die ausgewiesene Kennerin des barocken Kleinods den aktuellen Stand der Forschung und bot zudem einen spannenden Werkstattbericht. Die Rastatter Schlosskirche wurde nach einer vieljährigen konservierenden Sanierung in hervorragender Qualität nun wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Das Interesse an dieser bedeutendsten Stiftung der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden-Baden (1675–1733) ist nach wie vor sehr groß. Sigrid Gensichen gab in Ihrem facettenreichen Vortrag tiefe Einblicke in ihre laufende Dissertation über die Kirche. »Eine ernstzunehmende kunsthistorische Befassung mit diesem von böhmischen Künstlern geprägten barocken Gesamtkunstwerk muss sich vor allem darum bemühen, die theologischen Aussagen und Bezüge der Ausstattung zu erfassen«, urteilte Gensichen. Sie legte einen ihrer Schwerpunkte auf die Planung und die Ikonografie des Deckenfreskos sowie auf den kunsthistorischen Kontext der Altäre als den Hauptausstattungsstücken der Kirche. Übrigens kann die beeindruckende Hofkirche im Rahmen von Führungen besichtigt werden. Eine Voranmeldung ist hierfür allerdings erforderlich.

Im März hatten wir die ehemalige Gleichstellungsbeauftragte des Landkreises Rastatt, Barbara Beu, mit einer Lesung zu Gast. Im Mittelpunkt standen dabei Texte aus dem zweisprachigen Buch »Frauen PORTRAITS des Femmes«, das der deutsch-französische Verein »FemmesPaminaFrauen« herausgegeben hat. Darin befinden sich Biografien von Frauen auf beiden Seiten des Rheins, die die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs oder die Zeit des Neuaufbaus in unserer Region miterlebt haben. Als Gäste lasen zwei der insgesamt acht Autorinnen Ausschnitte aus ihren Interviews vor: Die Französin Danièle Bruder stellte das Leben von »Louise« vor, die in Schirrhein, nahe Haguenau, aufgewachsen ist. Barbara Beu, Projektleiterin und Präsidentin des Vereins, las über die Elsässerin Colette Meyer, die nach dem Krieg einen Deutschen geheiratet hat. Frau Meyer war an dem Abend ebenfalls zugegen und berichtete eindrücklich über ihr Leben an der deutsch-französischen Grenze.

Ein immer wieder gerne gesehener Gast in Rastatt ist Dr. Wolf Böhm aus Speyer, der seine Jugend in Rastatt verbracht hat. Gemeinsam mit der Kunsthistorikerin Dr. Barbara Schmidt-Nechl berichtete Böhm im April über den Dom zu Speyer. Die

zahlreich erschienenen Besucher wurden nicht enttäuscht. Beide Referenten sind ausgewiesene Kenner dieses größten Kirchenbaues des Abendlandes. Die Kunsthistorikerin Dr. Barbara Schmidt-Nechl, zugleich zweite Vorsitzende des Speyerer Dombauvereins, betrachtete in Ihrem Referat vor allem die kunsthistorischen und architektonischen Besonderheiten des Doms, während der ehemalige Regierungsschuldirektor und Beigeordnete der Stadt Speyer über die Bauidee des Weltkulturerbes sprach und zugleich eloquent aus dem Nähkästchen plauderte. So berichtete er von den Besuchen zahlreicher Staatsoberhäupter in den 1980er- und 1990er- Jahren, als der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl seinen zahlreichen hochkarätigen Gästen immer wieder gerne den Speyerer Dom zeigte, darunter Margaret Thatcher, Michael Gorbatschow oder George Bush senior.

Im Mai führte der Publizist und Autor Dr. Johannes Werner in das Leben des Erzbischofs Conrad Gröber mit dem Titel »Ein Badener in Rom« ein. In den Mittelpunkt stellte Werner den jungen Gröber und dessen Aufenthalt in Rom. Gröber verbrachte das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in Rom und vertraute das, was er erlebte, einem Tagebuch an, das in seiner Art einzigartig ist. Denn in ihm beschrieb der junge, literarisch, künstlerisch wie musikalisch hochbegabte junge Mann ein Rom, das es längst nicht mehr gibt; und ebenso farbig und lebendig beschrieb er Freiburg, wo er sein Studium begonnen hatte, Konstanz, wo er ins Gymnasium gegangen und vor allem Meßkirch, wo er geboren wurde und aufgewachsen war. Zugleich berichtete er aber auch vom Leben und Lernen im römischen Collegium Germanicum und von seinem steinigen Weg zum Priestertum in einer Kirche, die es so, zum Glück, auch nicht mehr gibt.

In einen ganz anderen Bereich der Geschichte entführte die Badische Heimat in Rastatt die Gäste im Juni und sprach damit vor allem die Fans der europäischen Wirtschaftsgeschichte an. Der Experte für frühe französische Automobilgeschichte, Florian Gantner aus Baden-Baden, berichtete über die lange währende Tradition europäischer Zusammenarbeit im Automobilbau. Gantner lieferte viele Belege dafür, dass nicht zuletzt das grenzübergreifende Miteinander führender Pioniere, vor allem aus Deutschland und Frankreich, das Automobil erst vom Forschungs- und Prototypenstatus zum Industrieprodukt hat reifen lassen. Der Vortrag führte tief ins 19. Jahrhundert zurück. Dabei wurde auch deutlich, wie persönliche Beziehungen in schwierigen Zeiten über Grenzen hinweg zu gemeinsamen Zielen geführt haben.

Mit großer Spannung wurde im Juli der Vortrag von Dr. Sebastian Diziol erwartet, der eigens aus Kiel anreiste. Diziol stellte die Tagebücher des Rastatter Bankiers Franz Simon Meyer vor und berichtete dabei über eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Rastatter Stadtgeschichte. Der Rastatter Handelsmann und Bankier Franz Simon Meyer (1799–1871) hat seit seinem sechzehnten Lebensjahr bis zu seinem Tod einmal jährlich niedergeschrieben, was ihn in den vorangegangenen zwölf Monaten politisch, privat und geschäftlich bewegt hat. Entstanden ist dabei ein schillerndes Panorama Rastatts und Mittelbadens im 19. Jahrhundert. Meyer berichtet in seinen spannenden und bewegenden Aufzeichnungen von der Entwicklung seiner Heimatstadt, von den napoleonischen Kriegen, von der Revolution 1848/49, von den Reichseinigungskriegen sowie vom ganz normalen Alltag einer bürgerlichen Familie. Dr. Sebastian Diziol, der die Aufzeichnungen Meyers in einer opulent gestalteten dreibändigen Edition herausgibt, bzw. herausgegeben hat, ging in seinem Vortrag auf die darin plastisch geschilderte Rastatter Stadtgeschichte ein und stellte ebenso die faszinierende Persönlichkeit Franz Simon Meyer vor. Dabei gab Diziol auch ausführliche Einblicke in den noch nicht erschienenen dritten Band, der die Jahre 1850 bis 1871 behandeln wird.

Nach der traditionellen Sommerpause berichtete der Mediziner Dr. Christian Gospos im Oktober über die Geschichte der Illenau. Als Vorstand des Forum Illenau und ehrenamtlicher Museumsführer im Arkadenmuseum der Illenau in Achern ist Gospos mit den äußerst interessanten Entwicklungen dieses historisch bedeutsamen Gebäudekomplexes sehr vertraut. In seinem visuell wunderbar unterstützen Vortrag ging Gospos zunächst auf die Geschichte der Illenau als Reformpsychiatrie des 19. Jahrhunderts ein. Dabei spielte diese einzigartige psychiatrische Einrichtung für die Entwicklung der Psychiatrie in Deutschland aber auch in Europa eine Vorreiterrolle. Vor allem unter der Leitung des langjährigen Direktors Christian Roller entwickelte sich die Illnau zu einer der führenden Psychiatrien weltweit. *Martin Walter*

Landesverein Badische Heimat e. V.

VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechnerin	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. Mobil 01 72 / 5 99 03 79 Tel. dienstlich: 0 76 24 / 90 89 20 m.roder-oeschger@jost-steuerberater.de
Schriftführer/in	Dr. Ursula Speckamp Schubertstr. 4 79104 Freiburg	info@badische-heimat.de
Chefredakteur	Heinrich Hauß Weißdornweg 39 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 75 43 45 Fax 07 21 / 92 13 48 53 heftredaktion@badische-heimat.de
Öffentlichkeitsarbeit	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 joachim-mueller-bremberger@gmx.de
Beisitzerin	Dorothee Kühnel Landhausstr. 10 72250 Freudenstadt	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de
Beisitzer	Prof. Dr. Gerd F. Hepp Speckbacherweg 14 79111 Freiburg	Tel. 0761 / 43318 gfhepp@arcor.de
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de

BEIRAT		
AK Badische Industriekultur Ulrich Boeyng	Südring 19 76773 Kuhardt	Tel. 0 72 72 / 7 33 39 Boeyng@t-online.de
Denkmalschutz Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 6 08-4 61 51 gerhard.kabierske@kit.edu
SK Natur u. Umweltschutz Uwe Heidenreich	Tiefer Weg 2 68766 Hockenheim	bfuhr@t-online.de
Erich Birkle BG a.D.	Max-Josef-Metzger-Str. 2 79111 Freiburg	
Dr. Kurt Hochstuhl	Staatsarchiv Freiburg Colombistr. 4 79098 Freiburg	Tel. 0761 / 3 80 60 11 Fax 0761 / 3 80 60 13 kurt.hochstuhl@la-bw.de

Heinz Ohnmacht Vorstand BGV	Nussbaumstr. 69 75228 Ispringen	
Dr. Gerhard Stratthaus	Wahlkreisbüro Bgm-Georg-Baust-Str. 6 68723 Plankstadt	Tel. 0 62 02 / 13 91 17 Fax 0 62 02 / 13 91 38
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de

REGIONALGRUPPEN		
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51 / 6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de Tel. u. Fax 0 72 51 / 1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de Tel. 07 61 / 6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Stolper Str. 53 76139 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Olaf Schulze Kronprinzenstraße 40 75177 Pforzheim Brigitte Wörle Engelswiesen 14 75180 Pforzheim	Tel. 07 11 / 26 71 39 olafwschulze@gmx.de blwoerle2susi@gmail.com
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de

GESCHÄFTSSTELLE		
Daniela Koehler Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de